Lafontaine
P.o.germ.
7839

P. o. germ. 783 q

Familiengeschichten.

Von

August Lafontaine.

Zweiter Theil.

Die

Familie von Halden.

Zweiter Band.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Frankfurt und Leipzig, 1798.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

S. 175.

Neubauer sc. 91

Die Familie von Halden.

Von

August Lafontaine.

Zweiter Band.

Frankfurt und Leipzig.

1797.

Die Familie von Halden.

Zweiter Theil.

Karl erfuhr zu seinem großen Verdrusse, wie der Prozeß, von dem er so viel hoffte, sich geendigt hatte. Der alte Graf sprach jezt mit vieler Achtung von dem Major, ja selbst von dem jungen Hennig; und daß es mit dieser Achtung ernstlich gemeint war, bemerkte Karl an dem Schweigen des alten Fräuleins, und an den gewaltsamen Verziehungen ihres Mundes. Er brachte Louisen auf seinen Bruder, und freuete sich wenigstens, daß sie nichts von dem verhaßten Hennig sagte; indeß hätte er an ihrer Verlegenheit merken sollen, daß sie eigentlich recht viel von ihm sagen konnte. Louise schwieg sehr wohlbedächtig. Sie wußte, daß Karl seinen Bruder haßte; ihm mochte sie daher am wenigsten erzählen, was Hennig bei ihr gethan, und daß die unschicklichen Freyheiten, die er sich genommen, sie nicht beleidigt, sondern ihr vielmehr recht wohl gefallen hatten.

Auf Hennigen that die Scene mit der reitzenden Louise die angenehmste Wirkung. Er ritt mit den süßesten Gefühlen in der Brust nach Hause, und erzählte da so viel Gutes von dem Grafen und seinem edlen Benehmen, daß auch die letzte Spur von Empfindlichkeit bei dem Major verschwinden mußte. Warum Hennig, der sonst sehr aufrichtig war, diesmal ein wenig aus seinem Charakter fiel, das mag die Natur verantworten.

Der Weg war nun gebahnt, aber noch nicht betreten. Man kam bald zu den vorigen Verhältnissen zurück, da das Uebrige in Betreff der Wiese schriftlich abgethan wurde. Der Eindruck, den die beiden jungen Leute auf einander gemacht hatten, fand also zu wenig Nahrung, und würde gewiß wieder vergangen seyn, wenn nicht sehr wichtige Kleinigkeiten ihn bald verstärkt hätten. Louise konnte doch nicht so ganz von ihrer Scene mit Hennigen schweigen. Sie erzählte ihrer Jungfer, wie das alles mit dem Kanarienvogel gekommen wäre. „Kann man denn," sagte sie, „an alles denken, oder alles voraussehen? Und unhöflich darf man doch auch nicht seyn! Und schöne Lippen, das ist wahr, die hat er. Sie sind recht wie eine Rose. O, Suschen, und dabei hat er so fromme Augen! Es ist, alß ob er gar nichts davon wüßte, wenn er einem die Hand drückt oder den Arm küßt. Sein Bruder, wenn der manchmal meine Hand nehmen

will, so sieht er mich an . . . ich weiß selbst nicht, wie . . . als wollte er sagen: nun komme ich! Dann fällt mir gleich die Cousine ein; aber bei dem aus Sollingen dachte ich an die immer erst hinterher, wenn es zu spät war."

Die Jungfer lachte, und meinte: es wäre überhaupt kein Unrecht, einem jungen ehrlichen Manne, der so hübsch wäre, wie Hennig, die Hand, ja wohl gar einen Kuß in Ehren zu geben. Und warum sollte es denn auch Unrecht seyn? setzte sie hinzu. Wenn es nun des Himmels Wille wäre, Gräfin Louise, daß Sie einmal gefragt würden: willst du mit diesem Manne ziehen? . . . Es ist ja nichts Unmögliches!

Louise erröthete; brach das Gespräch ab, und nahm sich vor, ihrer Jungfer auch nie wieder etwas zu sagen.

Die Jungfer erzählte das Gespräch bei der ersten Gelegenheit ihrem lieben Jäger, der es dann, sobald er Hennigen begegnete, mit Lächeln, manchem vielsagenden Hm! und bedenklichem Verschweigen wieder anbrachte. Der Jäger log nicht; denn wie hätte er sonst die Scene mit dem Kanarienvogel gewußt? Hennig hatte bei seiner Unterredung mit Louisen gar nichts gedacht; aber jetzt, bei der Erzählung des Jägers, fingen die Eitelkeit und

die Phantasie an, den bildsamen Stoff jener kleinen Begebenheit zu bearbeiten. Nun fand er Louisens Arm auf einmal weiß und schön, und den Zucker, der zwischen ihren Lippen gewesen war, süß und entzückend. Die kleine Hand, die sie auf seine Brust gelegt hatte, erregte erst jetzt darin ein ungestümes und doch angenehmes Pochen. Er sagte dem Jäger nicht, was er dachte; aber doch, daß Louise ein schönes, liebenswürdiges Mädchen sey. Der Jäger arbeitete diese Worte auf seine Weise um, und theilte sie so der hübschen Jungfer mit, die ihnen dann wieder ein neues Gewand gab, und dabei ihr Herz um Rath fragte, wie so etwas wohl ihr selbst am besten gefallen würde. So kamen Hennigs Worte endlich an die Gräfin Louise. — Es ist der Eitelkeit nichts süßer, als durch die dritte, vierte Hand den Beifall und die Liebe eines Menschen zu erfahren; sie hat dann nicht nur einen Triumph, sondern zugleich auch Zeugen dazu.

Louise äußerte zwar ihr Befremden, daß Hennig dem Jäger so etwas sage; allein die Jungfer verbesserte sogleich den Fehler, den sie begangen hatte. Meinen Sie denn, er hätte es dem Jäger so geradezu gesagt? O nein! Er hat sich erkundigt: was macht Seine Gräfin Louise? Nun antwortet der Jäger. Dann sizt der junge Herr von Halden seufzend und traurig da. Haben ihn denn nicht alle Menschen so lieb? Darum fragt der Jäger:

was fehlt Ihnen denn? Ach! seufzt er, und schüttelt den Kopf. Dann fängt er wieder von Ihnen an, und sagt: Sie wären schön wie der aufgehende Tag, und er wünschte wohl, daß er so zum Exempel Jäger hier im Hause seyn könnte. Wie glücklich ist Er! hat er zum Jäger gesagt; Er kann Seine liebe, junge, schöne Gräfin alle Tage sehen! Und nun erzahlte die Jungfer wieder, was sie schon vorher erzählt, und so eben erst geleugnet hatte: daß Hennig entzückt wäre über ihren Arm, ihre Lippen und das Stückchen Zucker.

„So? Das ist etwas Anderes!“ erwiederte Louise. Sie glaubte nun Beides: daß er geschwiegen, und daß er geplaudert hätte; und des Jünglings Bild, wie er da traurig und seufzend bei dem Jäger saß, drükte sich tief in ihr Herz. Auch sie fing nun an zu seufzen und die Einsamkeit zu suchen.

Karl hatte schon so lange in Ransleben Bekanntschaft, und noch nie war es ihm gelungen, bei Louisen einen solchen Eindruk zu bewirken. Sehr natürlich! Er schmeichelte ihr, und oft recht fein, aber immer nach der eingeführten Sitte. Eben so sehr wie um ihre Gunst, bewarb er sich auch um die Gunst des Grafen und des Fräuleins; nichts ist aber einem Mädchen unangenehmer, als die Huldigungen eines Mannes mit andern theilen zu

sollen. Karl war höflich, aber kalt und formell, weil er das seyn mußte, wenn er die Gewogenheit des Grafen behalten wollte. So kam er denn mit Louisen nie in eine Lage, in welche der Zufall Hennigen sogleich gebracht hatte. Ueberdies erinnerte Louise sich noch immer an die Wasser-Begebenheit, und an das sehr verschiedne Betragen der beiden Brüder in diesem Falle. Zwar redete das alte Fräulein schon ziemlich lange Karln das Wort, so wie die Jungfer seit Kurzem Hennigen; aber wie? „Der Herr von Halden ist ein sehr vernünftiger Mensch, mit dem ein vernünftiges Mädchen einmal recht glüklich seyn wird. Man sieht ihn immer elegant, immer anständig und artig. Halten Sie einmal seinen Bruder dagegen! Der bricht noch den Hals, so wild ist er!" — Die Kammerjungfer zeichnete ganz anders. Hennig trauert und seufzt, und wünscht sich in die Stelle des glüklichen Jägers, der die liebe, schöne Gräfin Louise alle Tage sehen kann! In der That, die Jungfer verstand es tausendmal besser, als das Fräulein, einem jungen Manne das Wohlwollen eines Mädchens zu erwerben.

Als der Jäger wieder auf die Jagd ging, wartete Hennig schon auf ihn; und das Körnchen, das er auszustreuen hatte, fand einen bearbeiteten Boden. Er äußerte sich heute etwas deutlicher, und erzählte Hennigen: die Gräfin höre nicht auf,

von ihm zu sprechen. Hennig beobachtete ein düsteres Schweigen, und that nur von Zeit zu Zeit eine Frage, um das Gespräch nicht abreißen zu lassen. Doch der Jäger übersetzte Hennigs Seufzer, Blicke, und Schweigen sehr frei in deutliche Worte, und trug diese der Jungfer wieder zu. So erfuhr denn Louise, daß Hennig sehr unglücklich sey, daß er ohne ihre Liebe nicht leben könne, und vor Gram noch sterben werde. Das alles hob die Jungfer durch die rührendsten Geschichten von Liebenden, die gestorben wären und gespukt hätten, so daß der armen kleinen Gräfin ganz bange wurde.

Die Jungfer handelte hierbei eben so wenig nach einem eigentlichen Plane, als der Jäger. Beide hatten Louisen und Hennigen wirklich lieb; sie wollten ihnen daher gern Vergnügen machen, was sie, wie leicht zu bemerken war, durch solches Plaudern am besten konnten. Selbst ein wenig Eigennutz war mit im Spiele, oder mischte sich doch bald hinein. Hennig gab nehmlich jetzt dem Jäger, anstatt eines Guldens, einen Thaler (nicht für seine Erzählung, sondern für irgend eine Kleinigkeit bald nachher); und Louise hatte ihrer Jungfer nie mehr abgelegte Hauben und Bänder zu geben gehabt, als seit einigen Wochen. Das merkten Beide, und sie erzählten nun immer lebendiger,

Diese Erzählungen des Jägers und der Jungfer waren — so seltsam das auch scheinen mag — die leichte Brücke, über welche Amor in die Brust der beiden jungen Leute schlüpfte. Gewöhnlich zieht er durch die Augen in das Herz ein, und bei Blinden durch die Fingerspitzen; bei unsern Beiden aber durch das Ohr.

Louise wußte von Hennigen, daß er sie zärtlich liebe; Hennig wußte dasselbe von Louisen: und dennoch zitterten Beide aus einem geheimen Instinkt vor dem Augenblicke, wo sie sich wiedersehen würden.

Endlich kam der Tag. Die Sache mit der Wiese war abgethan, und der Graf nahm sich vor, nach Sollingen hinüber zu fahren, weil er fühlte, daß er dem Major danken mußte. Das Fräulein wollte Anfangs nicht mit, um Louisen nicht zu Hennigen kommen zu lassen; Louise selbst verschwieg, was sie dachte, und erröthete nur, wenn von der Fahrt dorthin gesprochen wurde. Der Graf aber bestand darauf: sie müßten Alle hin, oder doch wenigstens Louise, damit der Major sähe, daß die Familie das freundschaftliche Verhältniß mit seinem Hause fortzusetzen wünschte. Nun entschloß sich das Fräulein ebenfalls zu dem Besuche, um Louisen, der sie nicht so recht trauete, im Auge zu behalten.

Die Jungfer putzte Louisen wie eine Braut, und plauderte dabei Dinge, über die Louise eins um das andere böse wurde und lachen mußte. „Geben Sie nur Acht, Gräfin Louischen! Wenn er Sie zu sehen bekommt, so wird er roth werden, und zittern, und kein Wort hervorbringen können! Dann denken Sie an mich, und seyn Sie hübsch freundlich gegen ihn!“

Louise stieg ängstlich in den Wagen. Unterweges sprach sie keine Sylbe, antwortete auf Alles verkehrt, und wurde glühend roth im Gesichte, als ihr Vater endlich sagte: da liegt ja Sollingen schon! Wie fuhr mit ängstlichen Empfindungen auf den Hof, und wäre beinahe aus dem Wagen gefallen, als sie aussteigen wollte.

Der Major kam eben die Treppe herunter, um in den Garten zu gehen. Er empfing die Fremden, und führte sie still hinauf, um seine Familie, die in einem hinteren Zimmer beisammen war, zu überraschen. So oft er Louisen lächelnd ansah, erröthete sie; auch hatte sie noch keine Sylbe sagen können. Nun öffnete der Major die Thür. Der Graf trat mit dem Fräulein hinein. Louise, die der Major führte, hielt sich hinten, so viel sie nur konnte. Sie hatte nicht den Muth, die Augen aufzuschlagen, blieb zitternd an der Thür stehen, und verbeugte sich hoch erröthend. „Da ist

deine Gevatterin, Hennig!“ sagte der Major. Jezt blikte sie auf. Hennig stand ihr gegenüber, hochroth, zitternd, mit funkelnden Augen, die er sogleich niederschlug, als sie ihn anblikte. Gerade wie ihn die Jungfer beschrieben hatte; nur um vieles schöner! Ueber die Bewillkommungs-Complimente, und die Bewegung, worinn alles war, wurden die beiden jungen Leute nicht bemerkt. Als Louise dann schüchtern ihr Auge zum zweitenmale hob, war Hennig verschwunden. In der That brauchte er einen Augenblik sich zu erholen, weil ihn Louisens Ankunft allzu stark überrascht hatte.

Nun hob der Graf seinen Dank für die Wiese an. „Ja! ja!“ antwortete der Major. „Gehorsamer Diener. Ich habe den Dank nicht verdient.“ Der Graf hielt das für eine bloße höfliche Redensart; aber der Major versicherte es noch einmal mit einem kräftigen Schwure. „Nein, Herr Nachbar, ich war wild, als das Ding da von der Regierung ankam. Sie hätten mir wohl den Mund selbst darum gönnen können, meint' ich. Nachbarlich war es auch nicht: das muß ich noch jezt hinterher sagen. Aber der Hennig — wo ist denn der Junge geblieben? Ruf ihn doch, Hannchen!“ (Louise erröthete) — „der Hennig redete zum Guten; und er hat Recht gehabt: denn nun kann ich Ihnen die Hand geben und mich freuen Sie zu sehen; das hätte ich aber nicht gekonnt,

wenn ich meinem Hizkopfe gefolgt wäre. Ein Prozeß, auch der beste in der Welt, ist des Teufels Kochtopf, worin Neid, Zorn und Haß gesotten wird. Gott Lob, Herr Nachbar, daß der Hennig da war! Ich habe nun einen Menschen mehr, dem ich sagen kann: du bist mein Nächster, mein Bruder, mein Mitmensch!“

Der Graf schüttelte langsam den Kopf. Ich habe Ihnen ja durch Ihren Neffen von Moorberg einen freundschaftlichen Vergleich antragen lassen; er brachte mir aber die Antwort: Sie wollten nicht; Sie beständen auf einen Prozeß.

„Durch Karln? einen Vergleich? . . . Dem Jungen muß doch der Teufel, wie er leibt und lebt, im Herzen stecken! Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Nachbar. Es thut mir leid genug, daß ich von meines Bruders Sohne so sprechen muß; aber es ist wahr!“ — Er besann sich einige Augenblicke. — „Hm! ich erinnere mich jezt, daß er mich einmal fragte, ob ich wohl geneigt wäre, die Wiese abzutreten. Es kam so heraus, als ob sie in Moorberg Lust dazu hätten. Ich sagte Nein, wie ich auch sagen mußte; denn konnte ich etwas abtreten, worauf der Teufel seinen Siz, einen Prozeß, hatte? Und Ihnen hat er gesagt: ich bestände auf einen Prozeß? — Lieber Gott! wenn das wahr wäre, was ich jezt denke, daß der Jun-

ge, der Karl, das gethan hätte, um mir einen Prozeß an den Hals zu werfen, weil er weiß, daß Prozessiren mein Tod ist! Nein, das darf ich ihm doch wohl nicht zutrauen."

So eben trat Hennig mit dem kleinen Hannchen in das Zimmer. „Pst!" sagte der Major; und Hennig wurde dadurch erschüttert, weil er glaubte, daß es auf ihn und Louisen ginge. „Aber wo stekst du denn, mein Söhnchen? Macht es dir nicht mehr Freude, daß deine schöne Gevatterin uns einmal besucht? Da setze dich zu ihr. Aber, Hennig, in aller Welt, was ist dir? Du bist ja roth, als wollte dir das Gesicht aufspringen! Was hast du angefangen? Du zitterst ja wie ein armer Sünder! Was hat er denn, Hannchen?"

Er war auf seiner Stube, lieber Vater; antwortete das kleine Mädchen. Ich glaube, er hat geweint. Erst wollte er gar nicht mit; ich ließ ihn aber nicht los.

Die arme Louise! Ein Dolchstoß nach dem andren in ihre Brust! Ach, sie hätte ihn ja so gern angesehen; aber sie fühlte, daß sie eben so wenig, wie er, vor Thränen sicher war. In ihrer Angst, daß der Major auch sie fragen möchte, was ihr wäre, stand sie auf, und suchte ihren Strikbeutel. — Was suchen Sie? fragte die Majorin. —

„Meine Arbeit. Ach, sie wird noch im Wagen liegen.“ Und damit eilte sie an die Thür. — „Hennig!“ rief der Major; „geh doch! Bleiben Sie hier, liebes Kind.“ Aber die Gräfin lief wie ein Reh, und Hennig folgte ihr.

Louise flog, als wenn sie gejagt würde, weil sie Hennigen hinter sich hörte. Sie sprang in den Wagen, und hatte vergessen, was sie darin wollte. Hennig blieb vor dem Tritte stehen. Sie warf sich ängstlich auf den Siz, und blikte noch ängstlicher, zitternd, auf den schönen Jüngling. „Was ist Ihnen, liebe Gräfin? fragte Hennig, und stieg auf den Tritt. Er sah sie mit dem verzehrenden Blicke der Liebe an: lächelnd und betrübt. Louisens Auge naß; und aus ihren Thränen brach die zärtlichste Liebe hervor. Er heftete sein Auge auf sie, und seufzte tief; sie blikte vor sich nieder, und seufzte, wie er. Ohne Absicht hielt er ihr die Hand hin; und sie reichte ihm zitternd die ihrige. Nun sprang er in den Wagen, und sezte sich neben sie. Beider Hände zitterten ein wenig, und mit jeder Sekunde immer stärker. Hennig seufzte wieder: Louise! in einem rührenden Tone, und leise. Dabei drükte er ihre Hand; und mitten in der Verzweiflung über ihre Lage drükte sie die seinige wieder, do nur ein wenig. „Louise!“ seufzte er noch einmal mit stärkerer Stimme, und führte ihre zitternde Hand an seinen Mund.

Louise wollte die Hand wegreißen, weil ihre Angst zu groß wurde; aber Hennig, der halb aufgestanden war, und nur leicht an dem Sitze hing, hielt sie fest. So riß sie ihn bei dem Versuche zu sich, und er sank an ihre Brust. Ein fliegender, brennender Kuß von den glühenden Lippen, genommen, gegeben, Beide wußten nicht, wie. Louise wollte den Jüngling von sich stoßen, und hob die Arme dazu auf. Er umfaßte sie aber, und drükte seine Lippen auf die ihrigen. — O Halden! flisterte sie zärtlich, und auch ihre Arme umschlangen ihn, ihre Lippen drükten die seinen. Jezt riß das kleine Hannchen die Wagenthür auf; und die Liebenden flogen bestürzt aus einander. Wo Sie Beide bleiben? läßt der Vater fragen. Ach! sezte das kleine Mädchen hinzu, ach! schaukle uns, Hennig! Oder wollen wir in den Garten? — Die Fragen des Kindes gaben Beide Zeit sich ein wenig zu erholen, und sie beschlossen, in den Garten zu gehen. Hannchen, die Louisens Hand faßte, mußte sie Beide führen, weil sie den Weg nicht sahen.

Hennig schlich wie ein Verbrecher hinter den Mädchen her. Er schämte sich der Unbesonnenheit, daß er Louisen, ohne ihr ein Wort zu sagen, an seine Brust gedrükt hatte, und überlegte dabei ängstlich, was sie wohl von ihm denken möchte. „Ach," wünschte er, „wenn sie mich nur ein einziges

zigesmal freundlich ansähe, damit ich wüßte, daß sie nicht gar zu böse ist!“

Auch Louise quälte sich mit Vorwürfen. „Was wird er von mir denken? Wenn er mich nur nicht verachtet! Könnte ich ihn nur ein einziges mal ansehen!“ Das wünschten sie Beide, und wagten es dennoch nicht, die Augen aufzuheben. Das kleine Hannchen plauderte ganz allein, ohne daß ihr jemand antwortete. Die Gräfin ging mit glühendem Gesichte nachdenkend neben ihr her; Hennig folgte, halb ohne Bewußtseyn, und ebenfalls sinnend.

Louise konnte sich nicht entschließen, umzukehren, weil sie ihm ja sonst das Gesicht zuwenden mußte. Sie ging daher den Garten bis zu Ende, und dann bis in die Weidenallee, die zu dem Sollinger See führte. — O, Hennig! sagte das kleine Mädchen, willst du uns wohl ein wenig fahren? Hier ist der Kahn! Sie hüpfte hinein. Louise folgte gedankenlos nach, und eben so Hennig. Gerade, als er vom Ufer abstoßen wollte, rief Hannchen: ich dummes Mädchen! was habe ich vergessen! Nun, die werden warten! — Mit einem Sprunge war sie zum Kahne hinaus an das Ufer, und lief, als ob sie gejagt würde, die Allee zu dem Garten hinunter. Hennig hielt den Kahn einige Augenblicke an. Als Louise nichts sagte, (das ar-

me Mädchen konnte ja vor Angst nicht sprechen) stieß er vom Lande ab, und ruderte in den See hinein.

Beide saßen schweigend und mit niedergeschlagenen Augen einander gegenüber. Endlich warf Hennig einen Blik auf Louisen, und sah in ihrem Gesichte stille Trauer, aber nicht Zorn und Haß. Louise merkte, daß er sie ansah, und mußte jezt nothwendig sprechen. Sie holte ein paarmal aus, und fragte dann: ist der See tief? — „O ja, in der Mitte!“ — Ich freue mich immer, fing sie nach einer Pause wieder an, wenn der Kahn recht schnell geht. — Hennig ruderte aus allen Kräften, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief. „Es ist sehr warm!“ sagte er endlich. Sie blickte auf, bemerkte, wie er sich anstrengte, und sagte: nein, Herr von Halden! es wird Ihnen zu sauer. — Er ließ das Ruder neben dem Kahne her schwimmen, und Beide sahen sich nun verstohlen an. Dort ist Schatten, sagte Louise, und zeigte auf eine Reihe schöner Silberpappeln, die am Ufer standen. Hennig ruderte seitwärts dahin. Nun schien ihm die Sonne in die Augen. Er wollte, um den Kahn schieben zu können, die lange Stange holen, und mußte deßhalb an Louisen vorbei gehen. Der Kahn schwankte. Louise hielt sich ängstlicher an, und rief: ach! — „O Gott!“ sagte Hennig erbleichend; „ist Ihnen nicht wohl?“ Er umfaßte sie, damit

sie nicht fallen möchte, und stand in der unbequemsten Stellung gebükt ihr zur Seite. Sie gerieth in neue Angst, und fragte: wollen Sie Sich nicht setzen? Sogleich saß er neben ihr auf der schmalen Bank des Kahnes. Louise, die nur selten auf dem Wasser gewesen war, drängte sich von dem ungewohnten Anblicke weg, an seine Brust. Er umfaßte sie mit beiden Armen, und drükte sie so an sein pochendes Herz.

Der Stoß des Windes trieb den Kahn eine Weile langsam am Ufer unter den schönen Pappeln fort, ohne daß die beiden Liebenden sprachen. Louise, die an ihrem rechten Arme Hennigs schlagendes Herz fühlte, hatte das Gesicht von ihm ab nach dem Ufer hin gewendet; allein sie war nun schon ruhiger geworden, lehnte sich vertraulicher an seine Brust, und zog ihre Hand nicht zurük, als er sie faßte.

Die Kühle unter den schönen Pappeln, das helle, bis auf den Grund durchsichtige Wasser, und das langsame, leise Schwanken des Kahnes gaben diesem Augenblik etwas sanft Feierliches. Endlich wurde der Kahn in eine kleine schmale Bucht getrieben, die rings mit hohem Gesträuch umwachsen war. Er gerieth in die Zweige, die von beiden Seiten des Ufers herabhingen, und blieb hier stehen. Louise sagte: wir sind am Ufer.

Sogleich ließ Hennig das schöne Mädchen aus seinen Armen, um ihr heraushelfen zu können, wenn sie aussteigen wollte. Aber das Gebüsch machte eine dichte Hecke; und erst jezt sah Hennig, daß er auf dem sanft schwankenden Kahne mit Louise allein in einer Laube von duftenden Zweigen war.

Ein überraschender Anblik! Unter ihnen der helle See mit dem niedrigen Grunde; über ihnen die Laube von hangenden Zweigen; rings um sie her eine sanfte Dämmerung, von dem Gesträuche gebildet; vor ihnen die helle Oberfläche des Sees von dem leichten, kühlen Winde gekräuselt; hinter ihnen eine Nachtigall; neben ihnen das leise Plätschern der Wellen am Nachen: und sie mitten in diesem Paradiese allein, noch vor wenigen Augenblicken von einander umarmt. — „O wie schön!“ antwortete Louise. Ach, und die Nachtigall! Hier könnte man ewig bleiben!

Hennig horchte, doch halb zu Louisen gewendet. Sein Blik machte sie wieder furchtsam; daher stand sie auf, und sagte: dort ist es noch schöner! Mit diesen Worten ging sie von vorn in den Kahn, wo der Siz noch schmäler war, und sezte sich nie. — „Ja,“ sagte Hennig; „da ist die Laube noch dichter!“ und er folgte ihr, wirklich unbefangen. Sie machte ihm Plaz, weil er vor den Zweigen

nicht stehen konnte. Er sezte sich neben sie; und nun war die Lage noch schlimmer. Sie mußten jezt, um nur sitzen zu können, einander ansehen, und es war mitten in den dichten, hangenden Zweigen weiter nichts zu betrachten, als sie selbst. Zwei Feinde hätten einander hier umarmen müssen: so eng war der Raum. Louise und Hennig, deren Athem sich mischte, errötheten, und lächelten einander wehmüthig zu. Er wollte, um sie zu halten, seine Hand fester an ihren Rücken legen, und sie sank ihm näher. „O Louise!“ sagte er jezt dreister, und drükte sie zärtlich an sein Herz. Sie umfaßte ihn erst zagend, dann fester, dann innig. Er nahm Küsse, und ihm wurden Küsse gegeben. Die Nachtigall sang dazu ihr schönstes Brautlied; leise weheten die Zweige, und ließen duftende Blüthen auf die beiden Liebenden fallen; nur der Widerschein der Sonne im Wasser erhellte die liebliche Dämmerung der Laube. So schlossen Hennig und Louise in dem Kahne, der bei jeder neuen Umarmung schwankte, den Bund einer ewigen Liebe.

Erst, als diese Liebe mit unzähligen Küssen besiegelt war, wurde sie auch von Seufzern und dann von Worten besiegelt. — „Meine Louise!“ — Mein Halden! — „Meine geliebte, o meine unaussprechlich geliebte Louise!“ — O mein, mein Halden!

Auf einmal rief das kleine Hannchen am Ufer: Hennig! Hennig! wo bist du? — Der Jüngling griff sogleich nach der Stange, und eilte, den Kahn aus dem Gesträuche zu bringen. Sobald er auf dem offnen See war, rief er Hannchen zu. Sie kam näher, und stieg ein. Louise saß auf der Spitze des Kahnes, Hennig stand hinten, und Hannchen sezte sich in die Mitte. Die Liebenden freueten sich über die Gegenwart des kleinen Mädchens; denn jezt erst konnten sie das Glük fühlen, unter dessen Last vorher ihr Herz erlegen war. Süße, selige Minuten, in denen sie schwiegen, und sich mit ihren Gedanken in das gränzenlose Meer der Wonne stürzen konnten! — „O Gott! Gott!“ rief Hennig, und hob die Arme gen Himmel auf. — „O Gott! Gott!“ rief er noch einmal jauchzend, mit funkelnden Blicken, mit einem Lächeln, worin die Freude eines Seligen schwebte. Hannchen sah ihn verwundert an. Louise hob beide Arme ihm entgegen, mit dem Gesicht eines Menschen, der vor Sehnsucht versinkt, den die Freude tödten will; und ein Seufzer des Entzückens drang aus ihrer vollen glüklichen Brust. Hannchen sah sich geschwind nach ihr um. Hennig blikte sie an; die Stange entfiel seiner Hand, und er hob den Fuß, um in die offnen Arme der Geliebten zu fliegen. — Du spielst wohl gar, sagte Hannchen lachend, mit der Gräfin Komödie! — Schnell bükte er sich, um die Stange wieder aufzuneh-

men, und Louise zog den Flor von ihrem Hut über das Gesicht.

„Nein,“ sagte Hennig, „ich kann nicht mehr!“ und warf gewaltsam den Kahn dem Ufer zu. Er sprang an das Ufer, fing Louise in seine Arme auf, und beide hielten sich lange umfaßt, ohne an Hannchen zu denken. Endlich rief das kleine Mädchen: aber, Hennig, wie bist du denn heute? So faß doch die Kette! — Nun machte er den Kahn fest, nahm dann Louisens zitternden Arm, und ging mit ihr unter den Silberpappeln am Ufer hin. Sie hatten die freudentrunknen Blicke fest auf einander geheftet, und drükten einander mit inniger Zärtlichkeit die Hände. So blieben sie oft stehen, und Hannchen mußte sie wohl zehnmal erinnern, daß sie fortgehen möchten.

Ich weiß wirklich nicht, wie du heute bist! sagte die Kleine. „Wie ich bin?“ erwiederte ihr Hennig, nahm sie auf seinen Arm, und küßte sie. „Liebes Kind, ich bin ... der unglüklichste Mensch auf der Erde, wenn es jemals anders wird, als heute. Ich bin . , . O“ — fuhr er mit zitternder Stimme fort, und es strömten Thränen aus seinen Augen — „o, ich bin matt! Und doch ... Ich möchte dies Herz öffnen, und einen Theil meiner Seligkeit mit meinem Blute herauslassen! In das Grab möcht' ich gehen: so glüklich bin ich!“

Louise sah ihn mit liebevollen Blicken an, reichte ihm die eine Hand, und legte die andre auf ihren fliegenden Busen. Sie konnte nicht reden, nur wehmüthig lächeln.

O, sagte Hannchen erschrocken, und zog Louisen am Kleide: mir wird hier recht bange! Und zu Hause wissen sie nicht, wo wir sind! Ich habe nur unten etwas bestellt, und bin dann ohne Erlaubniß weggegangen. Kommen Sie doch, Gräfin Louise!

Das brachte die Liebenden zur Besinnung. Um Hannchen zu beruhigen, erzählte erst Hennig, und dann Louise ein Geschichtchen. Man sang, man jagte einander, und Hannchen war nun wieder äußerst fröhlich. Louise flisterte Halden zu, er möchte schweigen und behutsam seyn. Durch den Jäger! sagte sie noch, als sie in den Garten traten und sogleich das Fräulein erblikten, das mit der Majorin den Gang herunter kam.

Louise erzählte ziemlich natürlich: sie hätte auf dem See gekahnt; und Hennig jagte sich unterdessen mit Hannchen umher, daß die nicht etwa die Erzählung mit Anmerkungen begleiten möchte. Aber, sezte Louise hinzu, die Sonne brennt gar zu sehr auf dem Wasser! — Sie sind auch sehr erhizt, erwiederte die Majorin. Hennig ist das ge-

wohnt; der kann es wohl aushalten. — Die Kleine wollte so gern kahnen, sagte Louise; und ich mochte ihr die Freude nicht verderben. — Man sprach von etwas Anderem, und ging weiter.

Hennig verlor sich auf der einen Seite in das Gebüsch; Louise ging auf der andern mit verschlungenen Armen heftig hin und her. Beide genossen jezt des höchsten Glückes. Sie hatten noch nie Kummer gehabt; ihr Herz war immer von gleicher Heiterkeit gehoben, und ihr Leben einem Bache gleich gewesen, der auf einer Fläche in Blumen fortspielt. Seit Kurzem hatten sie endlich zum erstenmale Unruhe empfunden; und nun so plözlich, ohne alle Vorbereitung, hoben sie sich Beide, eins in des andern Armen, nicht zu jenem ruhigen Glücke empor, sondern zu einer unbeschreiblichen Seligkeit, die sie vorher nicht einmal geahnet hatten. Wären auch ihre Herzen aus dem ungleichsten Stoffe gebildet gewesen, die Gluth ihres Gefühls würde sie in Eins geschmolzen haben. Aber ihre Seelen waren einander so ähnlich, ihre Herzen empfanden so gleich: — sie mußten sich lieben, so bald sie einander fanden, so bald sie den Muth hatten, einander zu sagen, was sie fühlten. Ihre Seelen waren rein, alle ihre Empfindungen gutartig: was hätten sie also einander verbergen sollen? Der wirklich gute Mensch ist immer natür-

lich, unverstellt, offen; er bewahrt keine Geheimnisse, weil er keine hat.

Louise und Hennig gingen noch lange auf und nieder. Das Fräulein freuete sich, als sie bemerkte, wie entfernt die beiden jungen Leute von einander blieben. Der Major murrte in der Stille darüber, daß Hennig sich so wenig um seine Gevatterin bekümmerte. Er sagte zu Seibolden, als dieser ihm begegnete: „sehen Sie nur, wie Hennig da geht! Es ärgert mich. Nun werden sie ja glauben, er kann keine Fünfe zählen!“

Wer weiß, was er zählt! erwiederte Seibold lächelnd.

Hennig traf Seibolden im Gebüsch allein, warf sich heftig, mit lautem Schluchzen, an seine Brust, seufzte: o! und verließ ihn eben so heftig wieder. Seibold erschrack ein wenig; als er aber Louisen mit entzükten Augen und verschlungenen Armen gehen sah, sezte er sich die Wahrheit beinahe richtig zusammen. Er nahm Hannchen allein, und befragte sie um die Fahrt auf dem See. Nun war seine Vermuthung bald Gewißheit, und er würde sie sogleich dem Major mitgetheilt haben, wenn ihn nicht eine Aeußerung von diesem behutsam gemacht hätte. Das Gespräch war einmal auf Hennigs künftige Verheirathung gefallen; und

der Major hatte nur gesagt: „da hab' ich meinen eignen Plan!“

Gegen Abend, als man zurückfahren mußte, suchte Louise den Geliebten noch allein zu sprechen. Bei ihr hatten die neuen Gefühle und Vorstellungen weit mehr Bestimmtheit, als bei Hennigen; denn — sie war ein Mädchen, und ihre Jungfer hatte ihr schon ziemlich viel von Liebe vorgesprochen. Sie ging mit ihren Ideen einen Schritt weiter, und dachte sich als Hennigs Gattin; aber sie sah auch Hindernisse zu bekämpfen. Die Cousine hatte schon öfters nicht undeutlich Hoffnungen geäußert, mit denen Hennigs Liebe sich gar nicht vertrug. Ueberdies wußte Louise, in welcher Gunst Karl bei ihrem Vater stand, und welche Meinung dieser von dem Major und von Hennigen noch immer hatte. Daher glaubte sie, ihrem Geliebten noch einmal Verschwiegenheit empfehlen zu müssen. Sie winkte ihm mit den Augen, und sprang dann in das Haus, um etwas zu holen, das sie vergessen haben wollte. Hennig eilte ihr nach. Auf dem Zimmer des Majors flogen sie einander in die Arme. Louise machte sich los, und sagte eilig: ja, Halden, ich liebe Sie! O, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr! Aber mein Vater, meine Cousine! Sie wissen nicht . . .

Hennig faßte ihre Hand. „Wenn Sie . . .

wenn du mich liebst, Louise, — o, so bin ich glüklich. Das Andre ist Kleinigkeit. Ein fester Entschluß und ewige Treue können Alles. — Wirst du mir treu seyn, Louise?“

Treu! Treu, bis in den Tod! sagte das Mädchen, und gab ihm die Hand. Aber schweigen Sie Halden! Ich werde Ihnen Nachricht geben, wie es geht. Treu bin ich gewiß. (Sie zog einen Ring von ihrem Finger, und drükte ihn auf sein Herz.) Ja, Halden, in dein Herz will ich diesen Ring drücken. Da! und nun schweig; sonst sind wir verloren!

Er nahm den Ring, und sah sie bestürzt vor Freude an. „Ich habe keinen Ring, meine Louise; aber — ein Herz: und das ist dein, ewig dein! Louise, ich kann dir nicht sagen, was ich empfinde! Eine süße Angst, eine schmerzliche Freude, eine dunkle Verwirrung hier und hier! (Er zeigte auf Stirn und Brust.) Louise, wie lieb' ich dich!“ Mit diesen Worten schlang er seinen Arm aufs neue um sie.

Das Rasseln des vorfahrenden Wagens wekte sie aus dem Entzücken dieser Umarmung, und sie eilten Beide hinunter. Noch einmal flisterte Louise dem Geliebten zu: schweigen! und er sagte mit einem Händedruk: „Treue!“

Auch der Graf und die Cousine kamen nun bald. Als der Wagen fortrollte, war Hennig, wie ohne Bewußtseyn. Er eilte in den Garten, ohne auf das Rufen seines Oheims zu hören, lief an den See, ruderte in die Bucht, wo er so glükslich gewesen war, und verträumte da ganze Stunden. Erst spät ging er zu Bett, ohne jemanden im Hause gesehen zu haben; denn heute vergaß er über das entzückende Gefühl, geliebt zu seyn, alles Andre.

Am folgenden Morgen kam Hennig auf einen Augenblick zu der Familie, aber zerstreuet, mit niedergeschlagenen Blicken. Er sprach kaum ein Wort; und ehe man es sich versah, war er verschwunden.

„Dem ist ein Unglük oder ein Glük begegnet!" sagte der Major, der ihn nachdenkend betrachtet hatte, mit ernsten Blicken. „Gott gebe, das Leztre! . . . Es hat ihn doch Niemand beleidigt?" fragte er, und sah dabei seine Gattin, den alten Hennig und Seibolden der Reihe nach argwöhnisch an; doch Aller Blicke begegneten dem seinigen so freundlich. „Schon gestern im Garten — Seibold, ich machte Sie aufmerksam darauf — da ging er, und käuete an den Nägeln. Herr Gott, wenn dem Jungen ein Unglük begegnete! Und habt Ihr wohl gesehen, was für ein Gesicht er machte,

als Espenbruchs in den Wagen stiegen? Als ob er mit dem lieben Gott grollte! Und wie er in den Garten lief, so viel ich ihn auch rufen mochte? Ich meinte erst, Espenbruchs hätten ihn etwa beleidigt; aber er war schon so, als sie kamen: ordentlich wie betäubt!“

Ja, das ist wahr! sagte Seibold. Auch ihm fiel das jezt auf, und seine Ideen verwirrten sich. Er hatte an eine erwachende Liebe zu Louisen gedacht; und nun erinnerte er sich auf einmal, daß der Jüngling schon einen Monat lang ein Träumer gewesen war. Seibold glaubte, dem Major einen Wink geben zu müssen, daß wohl die schöne Louise an Hennigs sonderbarem Betragen Schuld seyn könnte; er sagte das wieder, was Hannchen ihm von den Scenen auf und an dem See erzählt hatte. Der Major wurde todtenblaß. „Das wolle Gott verhüten! — es wäre das größte Unglük, das mir begegnen könnte!“ — Aber, sagte die Majorin, Hennig hat ja schon eher gegrollt, als gestern; die Gräfin kann also wohl nicht die Ursache davon seyn. — „Wenn das nur ist!“ rief der Major freudig, nahm seine Tochter, die so eben herein trat, auf den Arm, und küßte sie recht herzlich.

Hennig war unterdessen an die Gränze von Ransleben gewandert. Dort kam der Jäger mit

einem feinen, lächelnden Blicke auf ihn zu, und gab ihm ein versiegeltes Papier ohne Aufschrift. Hennig nahm es mit zitternder Hand, schlug das Auge zu Boden, und fragte nicht einmal, von wem es käme. Er fühlte eine Art von Scham bei dem Lächeln des Jägers. „Ich weiß schon," sagte er endlich mit stockender Stimme; „die Gräfin Louise schikt meiner Tante eine Arie." — So? erwiederte der Jäger noch immer lächelnd. Die Gräfin hat gesagt: es wäre ein Strikmuster. — „Kann auch seyn!" antwortete Hennig verlegen. Er gab dem Jäger alles Geld, das er faßte, und eilte, sobald er aus dessen Augen war, in das dikste Gebüsch.

Louise ging am vorigen Tage, als sie wieder nach Hause kam, auf ihr Zimmer; und sogleich war auch ihre Jungfer bei ihr. Sie fiel Suschen mit wilder Heftigkeit um den Hals, ließ sie erröthend los, wendete sich kalt ab, und sagte gähnend: „ich will mich ausziehen. Das war ein langweiliger Tag!" Nun fing die Jungfer an zu fragen. Louise hielt sich gut. Sie verrieth sich zwar wohl hundert mal; aber sie sagte doch nichts. Die Jungfer kicherte Louise wurde böse, schikte sie fort, und saß nun mit ihrem Glücke allein da. Sie überlegte, sprang auf und tanzte, wurde dann wieder traurig, fing bald nachher ein frohes Lied an, und schwieg nach einigen Takten, weil ihr

einfiel, daß sie Hennigen nur höchst selten einmal würde sehen können. Diese Idee stach gegen den Genuß, den sie heute in seinen Armen gehabt hatte, so unangenehm ab, und ihre Phantasie war jezt nur mit Planen, ihn zu sprechen, beschäftigt. Endlich fiel ihr ein, daß ihre Jungfer öfters an den Jäger, wenn dieser auf einige Zeit verreist gewesen war, geschrieben, und daß sie selbst ihr die Schreibmaterialien dazu gegeben hatte. „Ja, schreiben!“ rief sie mit Entzücken; und nun sezte sie sich nieder, und blieb die halbe Nacht durch sitzen. Erst schrieb sie einige Worte; dann saß sie wieder eine Viertelstunde mit gestüztem Kopfe, und träumte; dann schrieb sie weiter, aber auch diesmal nur einige Worte. Endlich siegelte sie den Brief. Doch nun wußte sie ihn nicht in die Hände des Geliebten zu bringen, da sie fest entschlossen war, Suschen ihr Geheimniß nicht zu entdecken. Sie stand einmal schon in Begriff, ihn zu zerreißen; aber an diesem Briefe hingen ja so viele süße, liebliche Ideen, daß sie sich unmöglich dazu entschließen konnte.

Am folgenden Morgen gab sie den Brief ihrer Jungfer mit abgewendetem Gesichte, und sagte: „hier ist ein Strikmuster für die Frau Majorin von Halden. Wenn etwa der Jäger heute den Herrn von Halden sieht, so . . .“ Sie stokte, weil sie keine Worte mehr zu finden wußte.

Dieses Geheimthun verdroß die Jungfer. Sie nahm den Brief, ging an die Thür, und sagte: das Fräulein schikt eben nach Sollingen. Ich will ihr den Brief hintragen; sie kann ihn mit einlegen. — „Um des Himmels willen nicht!“ sagte Louise, sprang nach der Jungfer hin, und entriß ihr den Brief. Suschen sagte lächelnd: aber, liebe Gräfin, ich bin Ihnen ja treu bis in den Tod. Sie wollen gewiß noch öfter schreiben; und am Ende müßte ich ja doch merken, was Ihre Briefe enthalten! — Louise fing an zu weinen, fiel Suschen um den Hals, und sagte: ach, ich bin recht unglüklich! — Sie nahm den Brief wieder, und wollte ihn nun gar nicht fortschicken; aber Suschen riß ihn ihr weg, und sprang geschwind aus dem Zimmer.

Sobald Hennig im dicken Gebüsche war, las er den Brief, und verging fast vor Entzücken. Louise schrieb ihm:

„Ja, mein theurer, geliebter Herr von Halden, ja ich will Ihnen treu seyn bis in den Tod.“ —

„Ich lese das wieder. Ach! ich sollte das nicht schreiben. Mein Gesicht glühet über und über vor Schamröthe. — Schon wollte ich das Blatt wieder zerreißen; denn was werden Sie

davon denken, daß ein Mädchen Ihnen so etwas schreibt! Aber ich habe mir fest, recht fest vorgenommen, Ihnen Alles zu sagen, was in meinem Herzen vorgeht. Sie sollen daraus sehen, wie ich Sie liebe!"

„Nein, ich kann Ihnen doch nicht sagen, wie es in mir ist. Glauben Sie nur nicht etwa, ich wäre mißtrauisch, oder wollte nicht offenherzig seyn. Ich habe Ihnen ja, ehe ich anfing zu schreiben, im Geiste die Hand darauf gegeben, daß ich Ihnen immer die reine Wahrheit sagen will. — Ach, lieber Halden, da kommen mir schon wieder so viele Thränen in die Augen, daß ich die Buchstaben, die ich mache, kaum mehr sehe."

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie mir ist. Etwas Süßes, eine Unruhe, das höchste Glük, und eine Beklemmung, bei der ich seufzen und weinen möchte: — das Alles läuft in meiner Brust so durch einander, daß ich nicht einen Augenblik recht sicher weiß, ob ich glüklich bin oder nicht. — Mich verlanget nach Ihnen, ach, so herzlich, so sehr! Die Wände werden mir zu enge, als wollten sie über mich her fallen; und meine Brust — o, die preßt mein Herz, als wollte sie es zerdrücken."

„Ich muß oft ans Fenster gehen, lieber Hal-

den, und es aufmachen, um Luft zu schöpfen. Und dann strecke ich meine Arme zum Fenster hinaus nach Sollingen zu. Ach, es ist, als sollte mein Herz aus der Brust hinaus zu Ihnen hin fliegen! Ich muß weinen, und möchte doch vor Freude laut Ihren Namen rufen. Aber so sehnlich ich Sie auch zu mir her wünsche, so fühle ich doch, daß ich ohne Sie, allein in meinem Zimmer, glüklicher bin. Ja, ich muß allein seyn, um mein Glük empfinden zu können."

„Da habe ich nun schon eine Stunde an den wenigen Zeilen geschrieben!"

„Ja, so ist es mir. Und dazu nun noch die tausend Gedanken, die auf einmal in meinem Kopfe oder in meiner Brust hervorkommen. Das Alles mischt sich unter einander, und geht in meiner Seele immer im Kreise umher. Bald bin ich mit Ihnen im Wagen, bald im Kahne, unter den Pappeln, auf dem Zimmer. Ich kann mich an nichts erinnern, und erinnere mich an Alles. Sehen Sie, jezt will ich daran denken, wie wir da in den Blättern saßen, und die Nachtigall über uns sang, und wie es mir war, als müßte ich mit Ihnen und dem Kahne in den Abgrund sinken. Kaum denke ich das, so sehe ich mich und Sie wieder in dem Wagen, und dann gleich irgendwo anders. Das Alles kommt und verschwindet, wie

Wolken, die der Wind unter einander treibt. Ich schäme mich, und halte die Hände vor mein Gesicht, wenn ich daran denke, daß ich Sie an mich gedrükt habe; und ich wünsche, daß ich gar nicht nach Sollingen gekommen seyn möchte. Aber zugleich strecke ich meine Arme aus, und — O Gott! ich bin so froh! Alles ist mir zu klein, zu enge, zu schwach. Ach, es kommt mir so vor, als könnte ich mich an die Wolken hängen, die am Himmel wegfliegen, als müßte ich es; und dann sind mir die Wolken doch zu langsam."

„Nein, ich liebe anders, als sonst die Menschen; denn wenn sie so liebten, wie ich: wie wäre es möglich, daß sie einander untreu werden könnten! Gewiß, liebster Halden, mir ist das nicht möglich. Ich bin dir treu, treu bis in den Tod; das fühle ich. Mein Herz will mir die Brust zerspringen. Ich kann nicht mehr schreiben. Ach, wie unglüklich bin ich! Gute Nacht! Deine Louise; bis in den Tod deine Louise."

Sie versiegelte den Brief sogleich; und einen Augenblick nachher wußte sie nicht mehr, was sie geschrieben hatte. Wäre ihr noch Alles gegenwärtig gewesen, so würde sie vielleicht Bedenken getragen haben, den Brief wegzuschicken. Aber sie hatte es sich ja noch überdies angelobt, ihrem Geliebten treu zu seyn; und in ihrer Unschuld

glaubte sie, ihm auch nichts verschweigen zu dürfen. Daher hatte sie den Brief vollendet, so sehr sie sich auch beim Schreiben schämte.

Hennig benezte den Brief, als er ihn unaussprechlich entzükt gelesen hatte, mit heißen Thränen der Freude, drükte ihn an Mund und Herz, knieete nieder, und schwor seiner Louise die zärtlichste Liebe und ewige Treue. Er las den Brief noch einmal; und nun eilte er, trunken von Leidenschaft, und außer sich vor Entzücken, nach Hause.

Ohne erst jemanden zu sprechen, ging er sogleich auf sein Zimmer, um Louisen zu antworten. Kaum hatte er sich niedergesezt, so kam der Major, und sagte mit sanftem Tone: „Hennig, dir fehlt etwas!“

Mir? fragte der Jüngling verwundert, und warf sich an die Brust seines guten Oheims. Mir? O, ich bin der glüklichste Mensch auf der ganzen Erde. Glüklich liebster, theuerster, gütigster, edelster, Onkel, ach, so glüklich, daß mir Athem, Herz und Seele vergehen!

„Aber, liebster, theuerster, gütigster, edelster Hennig, willst du mir wohl sagen, wodurch du so glüklich bist?“

Hennig besann sich einen Augenblik; dann wendete er sich rasch zu seinem Oheim, und sagte: ja, Sie sollen es wissen, theurer, liebster . . .

„gütigster, edelster, närrischer Hans Hasenfuß? . . . Sey so gut, Hennig, und sag mir das ohne dein Trarara! Junge, was kann dir denn so Großes begegnet seyn? Hast du dich etwa mit deiner Mutter versöhnt? Nun, so sprich doch, gütigster, edelster, liebster Hennig.“

Die schöne Gräfin Louise liebt mich! das edelste, beste, theuerste Mädchen! O, ich bin so glüklich! —

Der Major wurde bleich. Er schüttelte den Kopf, ging langsam an die Thür, öffnete sie, sagte dann sehr ernst: „daraus wird nichts!“ und ging wieder nach seinem Zimmer.

Hennig blieb mit ausgebreiteten Armen stehen, und sah, wie erstarrt, die Thür an. Doch bald fiel sein Blik auf Louisens Brief. Er las ihn noch einmal, vergaß alles Andre, und warf sich an den Tisch, um ihr zu schreiben.

Der Major sezte sich, noch immer bleich, an sein Grillenfenster; und als seine Gattin ihn fragte, was ihm fehle, winkte er ihr mit der Hand

zu, sie möchte ihn nicht stören. Seibold ging zu Hennigen: fand ihn am Schreibtische, und wollte mit ihm sprechen. Hennig aber sagte lächelnd: lieber Seibold, lassen Sie mich eine Stunde allein!

Seibold ging mit Kopfschütteln zurük, wieder in das Zimmer des Majors. „Was macht er, Seibold?“ fragte dieser. — Er schreibt, Herr Oberstwachtmeister. Ich sehe nicht, daß ihm etwas fehlt.

„Ihm nicht,“ sagte der Major; „aber mir! mir, lieber Seibold! Sagen Sie ihm doch — . . . Aber nein! es wird sich finden. Der Junge kann mir ja für meine Liebe nicht den Tod zuziehen wollen! Laßt das, Kinderchen. Ich muß erst darüber nachdenken, was recht und billig ist. Heute Mittag will ich mit dir allein essen, Hannchen. Seibold, essen Sie mit der Kleinen und mit Hennigen auf seiner Stube. Ich weiß nicht, es muß wohl Alles gut seyn; aber von Zeit zu Zeit kommt mir doch noch immer so ein Kroat in die Quer. Gott helfe, daß wir auch den wegschaffen!“ Der alte Hennig sagte mit Zuversicht und schüttelte dabei dem Major die Hand: nur Geduld! wir schaffen ihn weg.

Die ganze Familie wurde nach und nach unruhig; aber Hennig saß, ohne etwas davon zu wis-

sen, und schrieb. Als in seinem Zimmer gedekt werden sollte, wurde er aufmerksam, und fragte: wird hier gegessen? Seibold nikte mit dem Kopfe, ohne etwas zu sagen; und Hennig schrieb weiter. Die Suppe wurde aufgetragen. Nur drei Couverts? fragte er; wo sind denn der Onkel und die Tante? — Sie wollen allein essen. — Hennig sah befremdet Alle im Zimmer nach der Reihe an. Jezt fiel ihm wieder ein, daß der Onkel gesagt hatte: „daraus wird nichts!" Er eilte an die Thür; aber der alte Husar trat vor ihn hin, und sagte: nichts, nichts! Der Onkel will dich nicht sehen, junger Herr! — „Mich nicht sehen?" fragte Hennig mit Erstaunen. „Mich nicht sehen?" wiederholte er noch einmal. „Ist es möglich?" fragte er nun, hob langsam beide Arme auf, und faltete die Hände. „Ich bitte euch, laßt mich zu ihm!" — Seibold bat ihn, bis nach Tische zu warten. Dein Oheim, lieber Hennig, sagte er, hat etwas auf dem Herzen. Du weißt, er muß Zeit haben, einen Entschluß zu fassen. Komm, laß uns essen!

Alle sezten sich; aber niemand aß, niemand sprach. Der alte Hennig, der von seiner Gewohnheit, bei Tische aufzuwarten, nicht abging, hatte sich in einiger Entfernung vom Tische niedergesezt, und sprach einige male sehr kräftig über diesen Vorfall.

Die Augen gehen mir über, hob er an, und zog sein Schnupftuch hervor. So einen Tag hab' ich hier noch nicht erlebt! Hier Alles so still, so mißtrauisch, als ob da, anstatt des Hasenbratens, eine Schüssel Gift auf dem Tische stände. Und der Herr! O, lieber guter Gott! anstatt des Essens schlukt er seine Thränen hinunter; und die gnädige Frau sizt und stochert im Essen umher, als ob sie da das Glük des Hauses suchen wollte. Ist das nicht ein Jammer! Können sie es in Moorberg schlimmer machen? Da kommen sie oft zusammen mit rothen Gesichtern, und schlagen die Augen nieder, weil sie kein Herz zu einander haben, weil einer gegen den andern ist. Nun muß ich das auch hier erleben! Wehe dem, der daran Schuld ist! Geht die Sonne unter, und es ist nicht Alles wieder in Richtigkeit; so reit' ich davon. Ich mag nicht sehen, wie der alte Herr mit Kummer in die Grube fährt.

So sprach der alte Mann in Absätzen, und jedes Wort war für Hennigen ein Dolchstich. „Alter," sagte dieser endlich, und sprang auf, „du redest da, und weißt nicht, was. Sieh, ich kann Alles; nur das nicht, was der Onkel, wie es scheint, von mir fordert."

So sagt jeder Heuchler, antwortete der Alte: nur dies kann ich nicht, aber alles Andere. Ho!

mir hat der Herr lange nicht so viel Gutes gethan, wie dir, junger Herr; denn ich war schon ein Kerl, und ein braver Kerl, ehe der liebe Gott uns zusammenführte. Aber, ich würde mich in die Seele hinein schämen zu sagen: ich kann das nicht, wenn der Herr es haben wollte; und zumal, wenn ich sähe, daß es ihm am Herzen läge. Nein, Gott Lob! ich kann Alles für ihn, weil ich ihn lieb habe; alles!

„Auch einen Schurkenstreich für ihn begehen?" fragte Hennig empfindlich.

Einen Schurkenstreich? wiederholte der Alte, und trat mit drohendem Gesichte näher. Alle Teufel! Junger Herr, wenn ich nicht bedächte, daß du ein Windbalg bist, dem's auf ein Paar Worte nicht ankommt, ich wollte dich bei Schurkenstreichen! Nein, das ist zu arg! Thu das nur, was dein Oheim dir befiehlt; und wenn du todt bist, so sage dem lieben Gott ganz dreist: mein Onkel, der Major Halden, hat es mir befohlen. Ja, ich möchte . . .! Dein Onkel kann dir nie etwas Böses heißen; aber euch Gelbschnäbel blendet der Teufel, daß ihr das für böse haltet, was alte ehrliche Leute für recht und gut erkennen.

Hennig fühlte die Härte seines Ausdruckes, und reichte dem Alten mit einer bittenden Miene die

Hand. Jeder versank nun wieder in ein düstres Schweigen. Des alten Mannes Vorwürfe hatten den jungen Menschen doch so weit gebracht, daß der Widerwille seines Oheims gegen seine Liebe zu Louisen ihm nun ein Hinderniß schien, und daß er wenigstens darauf sann, wie er dieses überwinden könnte.

Nun ging der alte Hennig zu dem Major hinüber, und sprach da fast eben so kräftig, wie vorher im andern Zimmer; doch mit dem Unterschiede, daß er jezt den Major angriff. Er brummte allerlei; unter andern: der Mensch ist nur Einmal jung, und junge Leute denken nicht so, wie alte. Hennig würde sein Leben sogar für einen Fremden wagen, der in Noth wäre; also muß es wohl nicht an seinem guten Willen liegen, wenn, — was Gott verhüten wolle! — etwas Böses vorfällt.

Der Major hörte lange zu, und fing endlich an den Dessauer Marsch zu pfeifen. Kaum war er aber damit zu Ende, so brummte der Husar aufs neue. „Alter Hennig," sagte der Major zulezt; „du solltest nicht von mir abfallen. Meinst du nicht, daß es dem Könige David weh gethan hat, als er sehen mußte, daß sich Alles zu seinem Sohne Absalon schlug?"

Ein Absalon ist der Hennig auch nicht! bei meiner armen Seele nicht! Dem Jungen schwimmt ja das Herz in Angst und Liebe.

„Und mir auch, Hennig; mir auch! Er hat keinen Vertheidiger, keinen Mittler, bei mir nöthig.“

Nicht? Warum muß er denn allein essen? Das soll ihm nicht weh thun? Er ist ja nicht von Eisen, der arme Schelm!

„Mir thut es noch weher, Alter. Aber ich mußte doch erst überlegen, was recht und billig ist. Du weißt ja nicht, was vorgeht. Ruf ihn, und Seibolden auch! Und du mußt wiederkommen. Aber Hannchen kann in den Garten gehen. Heute Abend wollen wir wieder zusammen essen, in Freuden oder mit gebrochenem Herzen.“ — Er stand auf, und es flossen dicke Thränen aus seinen Augen.

Der alte Husar sprang zu ihm, faßte seine Hand, drükte sie, wischte sich das Auge, und ging. Nach einigen Minuten kam er, mit seinem Zöglinge an der Hand, und mit Seibold, wieder in das Zimmer. Die Majorin sah ihren Pflegesohn mit nassen, bittenden Augen an; der Major wendete sich von ihm ab, nach dem Fenster. Hennig umfaßte ihn von hinten, und sagte zärtlich:

O, lieber Onkel, Sie wenden Sich von mir ab? dahin wäre es gekommen? dahin?

Der Major umarmte und küßte ihn. „Nicht aus Haß,“ sagte er: „nein, mein Sohn; nur um dir den Kummer zu verbergen, den du mir machst. Setze dich dahin, lieber Hennig; sezt euch Alle. Wir wollen vernünftig mit einander überlegen. — Du mußt mir das Zeugniß geben, lieber Sohn, daß ich dich nie gezwungen oder tyrannisirt habe, wie es manche Eltern machen. Aber heute ist mir wohl einmal eingefallen, daß es gut wäre, wenn ich sagen könnte: du sollst! und Vormittags habe ich auch ungefähr so gesagt. Nimm mir das nicht übel, lieber Junge. Sieh, wenn man sich Jahre lang so mit einem Wunsche herumträgt, ihn in jeden Morgen- und Abendsegen mit einschließt, sein Kopfküssen daraus macht, und sich freuet, auch sein Sargküssen daraus machen zu können; und man soll den Wunsch, an den man sich gewöhnt hat, so mit einem male aufgeben: sieh, das muß einem wohl weh thun!“

Er schwieg und sah traurig vor sich an den Boden. — „Doch ja so! Ihr wißt noch nicht, wovon wir Beide reden. Hennig hat sich gestern in die Gräfin Louise verliebt, die auch ein braves Mädchen ist, und von der ich nichts als Gutes weiß. Aber sieh, lieber Hennig, ich hatte etwas

Andres, wahrhaftig nichts Schlechtes, für dich im Sinne; und du würdest mich glüklich machen, wenn du die Gräfin fahren ließest. Ja, lieber Hennig, ich will dir mein ganzes Herz aufdecken. Wenn mir dieser Wunsch fehl schlüge, wenn du ihn nicht erfüllen könntest (denn thust du es gern, wenn du es kannst, das weiß ich); sieh, wenn das nicht geschähe, was ich wünsche: so würde ich in meinem ganzen Leben keine frohe Stunde mehr haben. Frag die Tante, ob das nicht die Wahrheit ist.“

Die Majorin stand auf, und sagte mit weinender Stimme: ja, lieber Hennig, so ist es. Du hast die Ruhe, die Zufriedenheit deines Onkels in deinen Händen. Ich bitte dich, lieber Sohn, sey menschlich! Du weißt nicht, wie sehr die Sache deinem ehrwürdigen Onkel am Herzen liegt.

Hennig sah finster vor sich nieder, und schwieg lange. Endlich sagte er: Ach, lieber Onkel, wenn Sie wüßten, wie sehr ich Louisen liebe! wie unglüklich ich seyn würde, wenn ein anderer Mann ihre Hand . . .

Unglüklich? unterbrach ihn Seibold mit einem scharfen Tone; unglüklich, wenn du deines Onkels lezte Tage mit Zufriedenheit erfülltest? Hennig, Hennig! deine Liebe von gestern zu der Gräfin wäre stärker, als die zu deinem Oheim, der so viele Jahre lang dein Freund, dein Wohlthäter, dein

Vater gewesen ist? Deine Liebe zu Louisen ist ein Schatten, ein Nichts, ein bloßer Einfall. Laß doch hören, wie sie entstanden ist.

Henig erzählte mit dem glühendem Eifer der Liebe, und es flossen dabei Thränen aus seinen Augen. Er stand mitten im Zimmer, und seine Zuhörer vor ihm. Der alte Husar wurde durch die Erzählung gewonnen. Er schüttelte den Kopf, und brummte: hier ist Gottes Finger! das seh' ich deutlich.

Hennig erzählte weiter, nahm Louisens Ring von seiner Brust, und sprach von Treue oder Tod. — Seibold suchte die Thorheit dieser Liebe zu erweisen; aber der alte Hennig sagte: nein, nein! man hat Exempel, daß Menschen vor Liebe gestorben sind.

Der Major seufzte. Der Alte trat zu ihm, und flisterte ihm zu: besinnen Sie Sich nur, Herr Oberstwachtmeister, wie es Ihnen ging!

Hennig zog Louisens Brief hervor, und las ihn laut, um Seibolden zu beweisen, daß sie ihn eben so innig liebe, wie er sie.

Der Alte horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, und sagte, als der Brief zu Ende war: Das

ist Liebe! Nein, das laß' ich mir nicht abdisputiren. Da ruf' ich Sie zum Zeugen, Herr Oberstwachtmeister. Ihnen ist es gerade eben so gegangen; das haben Sie mir selbst mit Seufzen und ach! und weh! erzählt, als ich damals von der gnädigen Frau den Puder lieh. So kraus war es wohl nicht; aber dafür ist die Gräfin auch jünger. Und das an die Wolken hängen — ja, das ist wohl ein Bißchen viel; aber was sagt man nicht in der Hitze! Und so ein junges Mädchen denkt Wunder, wie leicht sie ist.

Der Major seufzte wieder. „Ich glaube, Seibold könnte doch wohl Recht haben, mein Sohn. Mit mir war es anders: ich hatte meine Frau alle Tage um mich; du aber hast ja die Gräfin nur zweimal gesehen. — Lieber Junge, mach mir meine Freude nicht zu Wasser. Ich hatte dir Hannchen zur Frau bestimmt. Sieh, lieber Hennig, das ist der einzige Wunsch, den ich noch habe.“

Als der Major noch bloß im Allgemeinen seinen Widerwillen gegen Hennigs Liebe äußerte, waren Seibold und der Alte so ziemlich auf seiner Seite, weil sie glaubten, seine Abneigung hätte die wichtigsten Gründe; als er aber den Namen Hannchen genannt hatte, wurden sie und auch Hennig muthig genug, ihm zu widersprechen.

Hm! sagte der Alte laut und mißbilligend; da kann ich ja noch zehnmal vor der Hochzeit sterben! Er war nun ziemlich gleichgültig bei der Sache, und fing an den Tisch abzuräumen. Seibold trat einen Schritt aus dem Kreise zurük, und machte eine Miene, die ganz deutlich sagte, daß er sich nicht weiter in die Angelegenheit mischen wollte. Hennig aber, der sich nun schon in einer bessern Lage fühlte, trat seinem Oheim einen Schritt näher. Hannchen, lieber Onkel, ist ein gutes, liebes, frommes Kind! . . . — Ja wohl, ein Kind! rief der Alte dazwischen. — Aber ich liebe die Gräfin Louise. Oder fürchten Sie, bester Onkel, daß ich je aufhören könnte, Hannchens Bruder zu seyn? daß ich je vergessen könnte, wie sehr Sie Hannchen lieben? Wahrhaftig nicht! Sie theilte Ihre Liebe mit mir; und sie wird einmal Alles, Alles mit mir theilen.

Nun mischten der Alte und Seibold sich wieder hinein, und sprachen Beide für Hennigs Liebe; aber diesmal blieb der Major unbeweglich. Er schüttelte bei allen Einwürfen und Vorstellungen sanft den Kopf, und sagte nur: „es wird mein Tod seyn, wenn du Hannchen nicht heirathest. Gewiß, das wird es!“

Hennig, der nun beinahe gesiegt zu haben glaubte; wollte den lezten entscheidenden Angriff auf

die Standhaftigkeit seines Oheims wagen. Er nahm zärtlich dessen Hand, und sagte: ja, lieber Onkel, ich wollte gern meinen theuersten Wunsch für den Ihrigen aufgeben, und in der Folge Hannchen heirathen, wenn Sie nur einen Grund mehr hätten, das zu wünschen.

„Ja, ja!" sagte der Major laut, und hielt des Jünglings Hand fest: „den hab' ich! Hannchen — ist meine Tochter! . . . Ich bin ihr Vater, und da ist ihre Mutter. Aus Liebe zu dir, Hennig, haben wir das so lange verschwiegen. Laß mich nicht aus der Welt gehen ohne die Hoffnung, daß die beiden Menschen, die ich nächst meiner Frau am meisten liebe, du und Hannchen, mit einander glüklich seyn werden!" Er fiel dem Jünglinge weinend um den Hals.

Alle Gegner des Majors waren auf einmal wie betäubt. Hennig wurde blaß, taumelte, und fiel in die Arme seines Oheims. In seiner Brust erhob sich langsam, wie der Todesengel auf einer finstern Wolke, das drückende Gefühl: er müsse unglüklich seyn. Er wollte es wegschaffen. Nein, dachte er; ich gehöre Louisen, und nie soll ein andres Mädchen meine Hand bekommen. Aber troz diesem Entschlusse wurde das Gefühl, daß er dem Unglücke nicht entgehen könne, in seiner Seele immer stärker; es überwältigte seine Kräfte, und

vertilgte alle seine Hoffnungen. „Hennig!“ sagte der Major noch einmal zärtlich; „Hennig, mein Sohn!“ Nun sank der Jüngling nieder auf die Kniee, legte seine Lippen auf des Majors Hand, und sagte leise: ja, ich will, lieber Onkel. So wie er das gesagt hatte, warf der Major sich auf einen Stuhl an seinem Grillenfenster, und legte die Hand vor die Augen. Er empfand, daß die Erfüllung seines größten Wunsches ihn nicht glüklich machte, und konnte seinen Liebling, dessen Schmerz er lebhaft mitfühlte, nicht ansehen. Während daß er die Hand immer fester auf seine Augen drükte, schwankte Hennig zur Thür hinaus nach seinem Zimmer, und sank da ermattet auf sein Bett. Der Alte schlich zum erstenmal sich leise von seinem lieben Oberstwachtmeister fort, und ging in das Feld, um die Traurigkeit im Hause nicht länger zu sehen. Seibold folgte ihm, und bald auch die Majorin.

Der Major zog endlich die Hand von den Augen weg, und hoffte nun, daß Seibold oder seine Frau ihn trösten sollten; aber er sah sich allein. Dieser Zufall that auf ihn die gewaltsamste Wirkung.

„Allein? allein?“ sagte er; „schon allein? O lieber, guter Gott! hab' ich denn so unrecht gethan, daß sie Alle vor mir fliehen?“ In die-

sem Augenblicke sah er seine Tochter die Allee her gehüpft kommen, und winkte ihr. Als sie zu ihm kam, faßte er sie in seine Arme, und küßte sie; aber er konnte nicht ein Wort sagen, und führte sie sanft an die Thür. Sie hüpfte in Hennigs Zimmer. Der Major sah ihr durch das Fenster in seiner Thüre nach; und Hennig stürzte herbei, drükte das kleine Mädchen an seine Brust, und hielt es lange in seinen Armen. Dieser Anblik beruhigte den Major. Er glaubte, Gott selbst gebe ihm ein Zeichen, daß er mit dieser Verbindung zufrieden sey. Ja, dachte er; jezt seh' ich, daß Alles gut gehen wird! Alles! Alles! Er verriegelte die Thür, sank auf die Kniee, und betete lange für das Glük seiner Tochter und seines Neffen.

Was der Major für ein Zeichen vom Himmel hielt, war nichts weiter, als ein irdisches von der Schwäche eines gutes Herzens. Hennig hatte sich, wie gesagt, auf sein Bett geworfen, um seinen Schmerz auszuweinen. Er fühlte sein Unglük, seine Verlassenheit, und mußte seinen Unmuth auf irgend jemanden werfen. Auf seinen Oheim? das mochte er nicht, weil er sonst den Lohn seines Edelmuthes, das Gefühl, ihm seine Liebe aufgeopfert zu haben, verloren hätte. Der Mensch ist ja auch im Unglücke noch eitel. — Sein Unwille fiel auf Hannchen; aber sogleich dachte er auch daran, daß dieses Kind ohne alle Schuld war.

In dem Augenblicke, da er sein Unrecht empfand, ohne es deshalb wieder gut zu machen, hüpfte Hannchen in das Zimmer; und nun spielte er sogleich eine Komödie mit sich selbst. Er sprang auf, umarmte das Kind, und drükte es an seine Brust. In diesem Umfassen fühlte er seinen Unmuth zunehmen, und war dennoch zufrieden; denn er hatte sich ja doch wenigstens bewiesen, daß er wußte, was er thun sollte.

Kaum war Hannchen wieder weg, so kam Seibold, und mit einem Gesichte, auf dem Hennig schon las, daß dem Opfer, zu welchem er sich entschlossen hatte, auch noch sein Werth genommen werden sollte. Seibold sezte ihm die Eigenschaften der Liebe aus einander, und zeigte, daß auch die vernünftigste gegen Zeit und festen Entschluß nicht aushalten könne, noch viel weniger aber eine Liebe, die ein Zufall, und das Geschwäz eines Jägers erregt habe. Je tiefer Seibold diese Liebe herabsezen wollte, desto höher hob sie Hennig. Er erklärte gerade zu, daß er ohne Louisen unglüklich seyn würde; und zugleich nahm er sich vor, es seyn zu wollen. In diesen ersten Augenblicken des gereizten und überraschten Gefühles that er alles verkehrt, und Seibold verließ ihn endlich, ohne ihn überzeugt zu haben.

Hennig war freilich entschlossen, das Verlan-

gen seines Oheims zu erfüllen, aber ohne eigentlich zu wissen, wie das geschehen sollte. Vielmehr blieb im Hintergrunde noch immer eine Hoffnung, die auf Hannchens Jugend ruhete. Es mußten Jahre verfließen, ehe das Kind seine Gattin werden konnte; Jahre aber bestehen aus vielen tausend Minuten, und jede konnte eine Veränderung bewirken. Dieser Gedanke wurde bei Hennigen immer lebendiger; aber so bald er dadurch seine Hoffnung aufgerichtet hatte, verwarf er ihn auch wieder. Er wollte sich zwingen, ihn nicht mehr zu denken; und doch nahm er, wenn seine Hoffnung sank, sogleich seine Zuflucht wieder zu ihm. So erhielt sein Betragen eine leidliche Haltung; und er hatte endlich sogar den Muth, zu seinem Onkel zu gehen. — Welch ein Heuchler ist der Mensch!

Kaum aber trat er in das Zimmer, und kaum drükte der Major ihn, voll Freude über sein ruhiges Gesicht, an seine Brust: so fühlte der Jüngling seine Heuchelei, so sah er, daß er seinen Oheim betriegen wollte. Seine Hoffnung sank, und mit ihr fiel er wieder in den Abgrund der Trostlosigkeit. Er blieb nur einen Augenblik bei seinem Oheim, ging dann in den Garten, kam an den See, und hatte nun weiter keinen Gedanken, als an Louisen. Was sollte er ihr sagen? und wie sollte er es? Ihr schreiben, daß er sie und sein Glük der Tugend aufopfern müsse? Er fühlte mit der fürchter-

lichsten Bestimmtheit, daß Louise ihn dann hassen oder verachten würde. Der Instinkt leitete ihn hier sehr richtig. Kein Mädchen glaubt, geliebt zu seyn, wenn irgend etwas in der Welt ist, dem die Liebe zu ihr noch weichen muß. Den Kampf der Liebe mit Schwierigkeiten, ja auch mit der Tugend, sieht ein junges Herz sehr gern, und selbst das Aufopfern der Liebe bis zu einem gewissen Punkte, bis nahe an dem Verluste, macht ihm Freude; aber hier muß die Liebe sich wieder mächtig erheben und den Kampf noch einmal erneuern. Siegt die Tugend über die Liebe, so erfolgt Verachtung; denn Liebe, Treue ist die einzige Tugend, die ein junges Herz von dem andern fordert.

Hennig fühlte, daß er seiner Louise entweder trocken schreiben mußte: „ich liebe Sie nicht;" oder, daß ein Brief, wie er ihn im Kopfe trug, seinen Oheim und zugleich auch Louisen betriegen würde. Zu Keinem von Beiden hatte er Muth. Er floh den Ort, wo er so glüklich gewesen war, und ging zurük mit dem Entschlusse, dem Oheim sein Wort zu halten. Hierin bestärkte ihn der alte Husar, der ihn auf dem Rükwege antraf und ihm schweigend die Hand reichte. Hennig, sagte der Alte zu dem Jünglinge, der ihn mit Thränen in den Augen ansah und dann den Blik zu Boden schlug —: Hennig, ich kann es nicht leiden, wenn man im Unglük die Erde ansieht; das giebt alle-

mal einfältige, nichtsnutzige Gedanken. Sieh, als der alte Herr Anno 56 die Kroaten hinter sich hatte, da ging es mir auch so. Ich hatte das Leben lieb, wie du die Gräfin; aber meinen Rittmeister nicht weniger. Mich soll dieser und jener! ich wußte nicht recht, was ich thun müßte, und fragte mich selbst: soll ich? oder soll ich nicht? Nun schlug ich die Augen gen Himmel. Ich dachte: die Ewigkeit ist lang; hol der Henker das Leben! Und damit warf ich den Gaul herum. Sieh, junger Herr, bei so einer Gelegenheit muß man in den hohen Himmel sehen, und denken: es kostet ja nicht mehr als das Leben, und hat das ein Ende, so gilt es einerlei, ob es ein Trauer-, oder ein Freudensaal gewesen ist. Als ich so hinritt, den Kerln entgegen, da rief ich: Vater unser, Amen. Und nun ging es. So mußt du es auch machen; sonst stehst du da immer, und fragst: soll ich, oder soll ich nicht? Die Gräfin kann ja nicht verlangen, daß du sie lieber haben sollst, als deinen Onkel! Also frisch! Vater unser, Amen. Laß deinen Vater nicht untergehen, Hennig!

„Ja," sagte Hennig entschlossen; „hier ist meine Hand. Ich will! Er soll nicht untergehen! Mit Freuden will ich!" Er rieb sich die Augen aus, und die Stirn glatt. Ein Fremder sollte das gekonnt haben, dachte er: und ich, ich sollte es nicht können? Er eilte mit dem Alten nach

Hause, und Beide stürzten in des Majors Zimmer. — Der Kroat ist weg! Vivat! rief der Alte. Hennig warf sich an seines Oheims Brust, und sagte: ich will, lieber Onkel: ich will! Sie sollen glücklich seyn!“

Zum Handeln hat der Mensch mehr Kraft, als zum Unterlassen. Er kann sich für einen Menschen blindlings in eine Hölle stürzen, aber nicht vor einem Freudenhimmel stehen bleiben, ohne hinein zu treten. — Ich muß noch eine Bemerkung hinzu fügen: eine feinere, bessere, edlere Liebe kann der Mensch leichter aufopfern, als eine bloß sinnliche, obgleich die erstere dauernder und sogar stärker mag. Jene verliert er nicht ganz, wenn er sie aufgiebt; wohl aber diese. Zwischen den Geistern bleibt ein unsichtbares Band übrig; zwischen den Körpern nicht. Die edlere Liebe läßt freilich, wenn sie zerrissen wird, eine Wunde zurük, die nie heilt, deren Schmerz bis an das Grab hin wächst. Die sinnliche betäubt die Seele, und drohet, sie zu zerstören; aber so bald die Phantasie aufhört sich hinein zu mischen, verliert sich auch der Schmerz: das Herz heilt wieder, und es bleibt nicht einmal eine Narbe zurük.

Wäre Hannchen schon erwachsen gewesen, so würde Hennig sich sogleich mit ihr haben trauen lassen; und dann hätte seine Liebe zu Louisen in

einem Monathe ihr Ende gehabt. Er wäre gewiß muthig in die Hölle hinabgesprungen; jezt aber stand er noch immer vor seinem Freudenhimmel, und sollte nicht hinein gehen dürfen. In einer Stunde konnte er bei dem Jäger sitzen und sich von ihm erzählen lassen; in zwei Stunden sogar bei Louisen selbst seyn: und das sollte er nicht! — Die Forderung überstieg seine Kräfte.

Seine Liebe war jezt noch nichts weiter, als eine erst erwachte Sinnlichkeit, folglich ganz so unbeschreiblich stark, wie alle sinnliche Triebe. Er fühlte sich in dem Maße unglüklich, als er zu verlieren glaubte. Konnte er auf der Stelle mit Hannchen verheirathet werden, so war es geschehen; man findet sich leichter in die Nothwendigkeit unglüklich zu seyn, als in die Angst, es erst zu werden. Aber er mußte mit jedem Augenblicke sein edelmüthiges Opfer wiederholen; denn mit jedem Augenblicke zeigte seine geschäftige Phantasie ihm in der Ferne eine neue glänzende Hoffnung. Er fühlte sein Inneres vernichtet, seine Seele von tausendfachen Leiden zerrissen; und er selbst sollte diesen schmerzlichen Zustand in sich erhalten, ohne sich nur nach Linderung umzusehen! wie konnte er das? Er mußte auf die Hoffnung hinblicken; aber er war edel genug, sich bald wieder von ihr abzuwenden. So wechselten bei ihm Angst und Furcht unaufhörlich mit Hoffnung und Erwarten.

Hennig litt sehr von diesem gewaltsamen, peinlichen Zustande. Er schloß in der Nacht kein Auge zu, und am andern Morgen kam er bleich, mit blauen Kreisen um den Augen, zum Vorschein. Man hätte ihn nicht für unglüklich halten sollen, sondern für einen Kranken, dessen Lebenskeime der Tod in der Brust zernage. Er lächelte, um seinen Schmerz zu verbergen; man sah aber, daß dieses Lächeln ihm die Anstrengung aller seiner Kräfte kostete. Seine Stimme bebte unter dem siegenden Weinen; seine Hand zitterte, als er dem Onkel die seinige drükte. Schon nach einigen Minuten ging er matt und erschöpft wieder auf sein Zimmer, und legte sich auf den Sofa.

Der alte Husar, der ihn besiegt hatte, war der erste, der sich zurükzog. Er sah mit kleinen, von den tief herabgezogenen Augenbraunen halb bedekten Augen in alle Winkel des Zimmers, als ob er etwas suchte, schüttelte den grauen Kopf, hustete ein paar mal, und sagte endlich: wenn das gut geht, so geht Alles gut! Der Major blies den Rauch aus seiner Pfeife in die Sonnenstrahlen, und war stumm. Seibold betrachtete die Kaffeetasse, die er in der Hand hielt. Die Majorin sah sie alle Drei der Reihe nach an, und schwieg, weil sie schwiegen.

Der alte Husar ging hinaus, stekte den Kopf

behutsam in Hennigs Thür, kam wieder zurük, machte sich mit einem lauten Seufzer Luft, und sagte warnend: na, na! ich habe keine Schuld! Der Major that, als ob er nichts merkte, und fing an zu pfeifen, hörte aber bald wieder auf. Er rieb sich die Stirn, und drehete dem alten Husaren immer den Rücken zu, um dessen finstres Gesicht nicht zu sehen. Wie ein Lazareth! sagte dieser endlich mit lauter Stimme. — „Wie meinst du das, Alter?“ fragte der Major. — Ich meine hier das Haus, gab der Alte zur Antwort. Der eine liegt schon in der Todtenkammer; wir Andern schleichen noch bei einander weg, und haben nicht das Herz zu fragen: wie geht es? — Mit diesen Worten verließ er das Zimmer wieder.

Der Major nahm Seibolden in das Fenster. „Hören Sie, Seibold, das Ding fängt an ernsthaft auszusehen. Sagen Sie mir Ihre Sätze von der Liebe noch einmal. Unglüklich soll Hennig nicht werden, und müßte . . . Wie hieß doch der König, der seine Braut seinem kranken Sohne abtrat? . . . Aber, ich sähe es gern, wenn es mit der Gräfin vorbei wäre.

Seibold versicherte ihm, daß Hennig Louisen nach einiger Zeit wieder vergessen würde. Aber, Herr Major, sezte er hinzu; wenn nun Hannchen

größer ist, und Beide haben kein Herz für einander*: wie dann?

Der Major runzelte die Stirn. „Das kommt von dem Verstellen, von dem Lügen und Triegen! Ich habe da einmal einen dummen Streich gemacht mit meiner Tochter, und weiß nun nicht aus noch ein. Hat der liebe Gott hinterher nicht Lust, einen dummen Streich wieder gut zu machen, so brummt man. — Also die Liebe, meinen Sie, wird sich geben? . . . Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun soll.“ — Der Major handelte, wie alle Menschen in ähnlichen Lagen: er ließ die Sache gehen, wie sie wollte.

Hennig war bei Tische ein wenig heitrer; doch der Tag verging Allen bei Kopfschütteln und mancherlei Gedanken. Am folgenden Morgen war man schon ein wenig an die Lage gewöhnt, und fing an sich zu beruhigen. Auf einmal rollte ein Wagen in den Hof; und als der Schlag geöffnet wurde, hüpfte Louise heraus. Der Major sezte seine Pfeife in das Fenster, und sagte: „da kommt die Gräfin! Gott sey uns gnädig!“

Louise hatte auf eine Antwort von Hennigen gehofft; aber weder der Jäger, noch sonst jemand hatte ihn gesehen. Sie nahm das sehr übel; als er aber auch den zweiten Tag nichts von sich hören

ließ, wurde sie traurig, weil sie befürchtete, daß er krank seyn möchte. Ihr Vater konnte unterdessen noch immer nicht aufhören, von seinem Arrondissement zu reden; und endlich kam er auf den Einfall, dem Major für die Wiese ein Stük Land zu geben, welches in das Sollinger Gebiet hineintrat. Er sprach davon, und Louise brachte ihn, wie es schien ganz unbefangen, auf den Gedanken, dem Major das selbst zu sagen. Nun wurde eine Fahrt nach Sollingen beschlossen; aber, als man am folgenden Morgen noch nicht einmal ganz mit dem Ankleiden fertig war, ritten unvermuthet ein Paar junge Officier von großen Familien aus der nächsten Garnison auf den Hof. Nun sollten das Fräulein und Louise nach Sollingen fahren, weil der Graf ohnedies nicht Lust hatte, seine Tochter in der Gesellschaft dieser Herren zu lassen. Schon suchten Beide Fächer und Handschuhe; aber jezt fuhr eine alte Dame aus der Nachbarschaft vor. Louise wurde sehr unmuthig, und verzweifelte fast, daß sie heute nach Sollingen kommen würde. Indeß sagte sie zu ihrem Vater; so fahre ich allein, und bringe dem Major die Nachricht. Dann besuche ich zugleich die Cousine Selenberg, zu der ich morgen ohnedies hinwollte.

Der Graf, dem daran gelegen war, daß der Major je eher je lieber seine Erkenntlichkeit erführe, und den die Anwesenheit der jungen Officier un-

ruhig machte, sagte in der Zerstreuung: ja; ich erlaube es. Louise eilte hinunter; und so eben rollte der Wagen fort, als dem Grafen erst einfiel, daß es unschiklich sey, seine Tochter ganz allein nach Sollingen fahren zu lassen. Louise hatte das befürchtet, und deshalb so sehr geeilt. Sie rief dem Kutscher beim Einsteigen zu: er möchte ja recht schnell fahren; und bald war sie in Sollingen, mit dem Entschlusse, ihren Geliebten, wenn er nicht krank wäre, tüchtig auszuschelten.

Sie flog die Treppe hinauf in des Majors Zimmer, und bemerkte da Verlegenheit in allen Gesichtern. Der Major machte ihr in der Angst eine tiefe Verbeugung, tiefer als sonst jemals vor irgend einem Menschen, und sah schweigend an die Decke. Auch die Majorin war nicht so freundlich, wie sonst. Louise fing selbst an verlegen zu werden. Da hüpfte Hannchen zu ihr hin, und sagte: ach! wenn nur Hennig nicht so krank wäre; heute wollten wir recht schiffen! — Krank? fragte Louise mit ängstlicher Stimme, und wurde bleich; krank? gefährlich? O gewiß! gewiß! Sie waren Alle so verlegen, als ich kam.

Der Major und seine Frau antworteten nicht. Hannchen aber sagte: nein, gefährlich nicht! Kommen Sie, Gräfin Louischen. Er sizt auf dem Sofa in seinem Zimmer. Daß ließ sich Louise nicht

zweimal sagen; und ehe noch der Major etwas dagegen einwenden konnte, war sie schon aus der Thür.

Hennig saß bleich da, hatte die Hand über die Augen gelegt, und blikte nicht auf, als die Thür geöffnet wurde. Louise näherte sich ihm, und legte ihre Hand auf die seinige. Als er nun schnell seine Hand wegzog, sah er die Geliebte mit Schmerz und Theilnahme im Gesichte vor sich stehen. „O Gott! Louise!“ rief er, und sprang auf; eine Purpurröthe zog sich über sein Gesicht, und sein Auge flammte. Er betrachtete das holde Mädchen mit einem langen Blicke; dann bedekte er seine Augen wieder. Krank sind Sie? fragte Louise. — „Krank zum Tode!“ antwortete er, und ließ die Hand noch immer vor den Augen.

Jezt sprang Hannchen hinaus, um ihrem Vater das zu klagen. Kaum war Louise mit Hennigen allein, so breitete sie ihre Arme aus, und sagte mit dem Tone der Liebe: Halden! lieber Halden! Er blikte sie an, und blieb unbeweglich stehen. — Sie ließ die aufgehobenen Arme sinken, und sagte schmerzlich: o Gott, Halden! was ist Ihnen? — Länger widerstand er der lieblichen Stimme nicht. Er blikte sie lächelnd an, und näherte sich ihr. Nun schlangen Beide ihre Arme um einander, und drükten Mund auf Mund.

In diesem Augenblicke öffnete der Major die Thür, und Louise sprang erschrocken zurük. Alle schwiegen.

Der Major wollte gehen; Hennig aber bat ihn, zu bleiben, und erzählte nun Louisen sein Unglük, seinen Kampf. Seufzend und matt sezte er hinzu: Tugend, Dankbarkeit gegen den besten Oheim mußten siegen! . . . Und nun? sagte er mit bebender Stimme, legte die Hand auf sein Herz, und wendete sich ab.

Louise blikte, mit Thränen in den großen, blauen, zärtlichen Augen, den Major an, sagte im Aufstehen: o Gott! und ging in die andere Ecke des Zimmers. Der Major, dessen weiches Herz nie einem nassen Auge widerstand, rief auf einmal: „Gott soll mich behüten, zwei Herzen zu trennen, die einander lieb haben, und wenn es auch so wäre, wie Seibold sagt! . . . Hennig!“ fuhr er mit sanftem Tone fort; „sey glüklich, und vergiß meine Tochter nicht!“ Beide wendeten sich schnell um, sahen den Major mit Entzücken an, warfen sich vor ihm nieder, ergriffen seine Hand, und benezten sie mit heißen Thränen. „O guter Gott!“ sagte der Major gerührt, und legte ihre Hände in einander; „hätte ich doch nicht geglaubt, daß in dieser Stunde so viele Freude liegen könnte! Gott segne euch, meine lieben Kinder!“

Vivat hoch! rief der alte Hennig, der gehörcht hatte, jezt in das Zimmer, stürzte herbei, warf sich auch vor dem Major nieder, und küßte seine Hand mit frohem Ungestüm. Auch Seibold und die Majorin kamen. Die Traurigkeit verwandelte sich nun in Freude, die durch kurze, vorhergegangene Angst noch mehr erhöhet wurde. Jezt kam auch Hannchen. Der Major faßte sie in seine Arme, und sagte, doch wieder halb traurig: „auch für dich wird ja der liebe Gott sorgen, mein Kind!"

Nun überlegte die Familie, was weiter zu thun sey. Die Liebenden verließen ohne alle Sorge das Zimmer. Hennig brachte seine Louise in die enge Bucht, wo er schon einmal so glüklich gewesen war, und sich heute noch weit glüklicher fühlte. Im Hause wurde unterdessen einstimmig beschlossen, das Geheimniß mit Hannchen noch nicht zu entdecken.

Der Major wollte, wie immer, nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Er sezte sich zu Pferde, begleitete Louisen nach Ransleben, und hielt bei dem Grafen förmlich für seinen Neffen um sie an. Der Graf war bei dem Antrage recht freundlich, forderte aber Bedenkzeit. Der Major fand dieses Verlangen sehr billig, und ritt vergnügt wieder nach Hause.

Abends bei Tische theilte der Graf seiner Tochter den Antrag des Majors mit, und fragte sie um ihre Meinung. Sie versicherte ihrem Vater mit glühender Eil, daß sie mit keinem andern Manne glüklich werden könnte, als mit dem jungen Halden. Der Graf erklärte sich nicht näher, und wollte das Gespräch auf etwas Anders leiten; aber nun rükte das Fräulein auch mit ihrem Günstlinge, dem älteren Halden, hervor. So? erwiederte der Graf sehr troken; hat der ein Auge auf Louisen geworfen? Davon weiß ich ja noch kein Wort.

Die Eltern, sagte das Fräulein, wollten den jungen Leuten erst Zeit lassen, ein wenig mit einander bekannt zu werden. Ich weiß nicht, sezte sie mit einer höhnischen Miene hinzu, ob Louise mit einem so rohen Menschen, wie der zweite Halden, glüklich seyn könnte. Sein Bruder ist ein ganz andrer junger Mann! Er hat Verdienste und Lebensart. Sie hielt nun dem Kammerjunker eine lange Lobrede, auf die der Graf am Ende nur erwiederte: nun, es wird sich ja finden!

Der Graf hatte im Grunde nichts gegen Hennig einzuwenden, und überdies wirkte die offne Erklärung seiner Tochter sehr für ihn. Indeß wünschte er jezt, daß auch Karl, dessen Geschliffenheit ihm sehr wohl gefiel, um seine Tochter an-

halten möchte, weil das gewissermaßen einer Negociation ähnlich sah, und ihn im Geiste wieder nach Regensburg versezte. Er war zu weiter nichts entschlossen, als den Handel nicht schnell zu endigen; das Uebrige sollte von dem Augenblicke und dem Zufalle abhangen.

Das Fräulein schrieb noch diesen Abend an die Kammerherrin; und am folgenden Morgen ganz früh ging der Brief nach Moorberg ab. Es hieß darin: man müsse keine Zeit verlieren und sogleich um Louisen anhalten; denn bis jezt sey der Graf noch zu nichts entschlossen. Vor allen Dingen wurde nun der Kammerherr nach Ransleben abgeschikt, um den guten Rath des alten Fräuleins zu befolgen. Als er fort war, überlegten die Mutter und der Sohn, was nun weiter zu thun sey. Beide begriffen nicht, wie Louise den „Bauerjungen“ lieben konnte, da sie ihn ja nur Ein- oder zweimal gesehen hatte. Der Graf und die Gräfin, sagte die Mutter, müßten ja keine Augen haben, wenn sie Hennigen wählen sollten! Der eitle Karl war ganz ohne Sorge, daß sein Bruder ihm vorgezogen werden könnte.

In diesem Augenblicke sprengte der Major auf den Hof. „Es sind seine Eltern,“ hatte er zu seiner Frau gesagt; „es würde sie kränken, wenn sie von einem Fremden erfahren müßten, daß

ihr Sohn heirathen will. Und ihre Einwilligung haben wir ja auch nöthig.“

Er kam herauf, und brachte sein Anliegen vor. Die Mutter sagte ihm noch artig genug: da kommen Sie zu spät, Herr Bruder. Mein Mann ist eben heute nach Ransleben gefahren, und hält für Karln um die Gräfin Louise an. Sie sehen also, daß wir unsere Einwilligung nicht geben könnten, ohne uns lächerlich zu machen. Die Partie ist schon seit Jahr und Tag von mir und meinem Manne beschlossen. Karl liebt die Gräfin zum Sterben; und Sie selbst werden es doch billig finden, Herr Bruder, daß hier der jüngere Sohn dem älteren nachstehen muß. Es macht mir großen Kummer, daß Karl und Hennig einander nicht wie Brüder lieben, und ich weiß wohl, daß sie Beide Schuld haben. Sie können es eben so wenig leiden, wie ich, wenn Brüder sich hassen. Jezt wäre nun eine schöne Gelegenheit, Karln und Hennigen wieder auszusöhnen. Hennig dürfte nur freiwillig zurüktreten; und das wäre ihm desto leichter, da er ohnedies unsre Einwilligung nicht bekommen kann. Sehen Sie, lieber Herr Bruder, da haben Sie eine Gelegenheit, sich den Himmel zu verdienen.

Sie sagte das so natürlich und gutartig, daß der Major nicht recht viel darauf zu erwiedern

wußte. Ihm fiel einmal ein, daß Karl wohl gar boshaft genug wäre, aus Haß Hennigs Glük hindern zu wollen; aber, dachte er dann wieder, sie haben ja Hennigs Absicht auf Louisen nicht wissen können. Er erinnerte sich sogar, daß er etwas von dem Plane der Mutter zu einer Verbindung zwischen Karln und Louisen gehört hatte. In seiner Verlegenheit sagte er: „nun, die Gräfin muß doch am Ende entscheiden, welchen von beiden Brüdern sie haben will.“ Jezt fing die Kammerherrin an, den Major auszufragen; und er gestand sehr offen, daß Louise Hennigen herzlich liebe. Hierbei konnte seine Schwägerin sich kaum noch mäßigen. Sie versicherte bestimmt: Hennig werde nie ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit der Gräfin erhalten.

„Aber, wenn nun die Gräfin Karln nicht haben mag?“ fragte der Major.

Auch dann nicht, dann noch weniger! antwortete sie heftig. Nicht will? O, wenn der Vater will — die Tochter muß wollen.

„Vergessen Sie denn ganz, daß Hennig auch Ihr Sohn ist?“ fragte er hitzig.

Nun überhäufte die Kammerherrin ihn mit Vorwürfen, und mit den allerseltsamsten. Sie nannte

ihn den Verführer ihrer Tochter. Ja, rief sie; als Emilie des schlechten Menschen, Seibolds, Frau nicht werden sollte, — Freude und Ehre an meinen Kindern gönnt man mir nicht! — ja, da wurde sie als Mätresse an den Fürsten verkuppelt, und Karl mußte vom Hofe weg, weil der Ehre im Leibe hat und seine Schwester nicht für Sündengeld verkaufen wollte.

Der Major stieß in der Wuth die tollsten Flüche aus, und konnte sich kaum enthalten, Hand an seine Schwägerin zu legen. Er verließ in aller Geschwindigkeit das Haus, weil er seinem Zorne nicht länger trauete. Aber auf dem Pferde überlegte er die Worte seiner Schwägerin genauer, und sie fielen ihm schwer auf das Herz. An den Fürsten als Mätresse verkuppelt! Karl hatte den Hof verlassen müssen, weil er das nicht leiden wollte! (Das schien dem Major bei jedem Menschen, sogar bei Karln, sehr natürlich.) Der Fürst gegen die Heirath mit Selenbergen! Dessen Kammerdiener die Triebfeder in der ganzen Begebenheit! Das Alles schien dem Major Zusammenhang zu haben. „Herr Gott!“ rief er, und ließ den Zügel fallen; „wenn sie mich betrogen hätten! wenn Emilie, wenn meines Vaters Enkelin, meines Bruders Tochter . . .“ — Er schrie laut auf, gab dem Pferde die Sporen, und flog nach Hause. Hastig stieg er ab, polterte die Treppe hinauf, stürzte

in das Zimmer, warf Mütze, Peitsche und Handschuhe auf den Tisch, und rief: „Da erbarme sich Gott!“ — Was ist denn? fragte alles; hat sie ihre Einwilligung gegeben?

Der Major, der jezt nur an Emilien dachte, antwortete: „ja, Kinder, leider muß ich es glauben! — In solche Schande gewilligt! Aber ich willige nicht ein, bei dem großen Gott! ich nicht! in Ewigkeit nicht! Sie sollen mich von der Himmelsthür wegstoßen, wie einen Hund, wenn ich einwillige. Und wenn es der Graf erfährt, so bist du um Louisen, das sag' ich dir!“

Niemand verstand den Major, und Alle wurden mit jedem Worte unruhiger; indeß man mußte ihn ausreden lassen. Endlich nannte er den Namen Emilie. Jezt wurde Seibold blaß. Er fing an zu fragen, und brachte bald heraus, was der Major eigentlich wollte. Alle erstarrten; nur Seibold nicht. Er sagte ganz ruhig: es ist nicht wahr! Nicht lange, so ging er zum Zimmer hinaus, stekte Geld ein, und nahm den Weg zu der Residenz, der auch nach Waldengrund führte.

Von Zeit zu Zeit versuchte Hennig, sich Gehör zu verschaffen; allein er mußte sich gedulden, da der Major noch nicht antworten konnte. Als man endlich zu Tische gehen wollte, war Seibold nicht

zu finden. Man achtete nicht darauf, da er öfters ausblieb, wenn er sich bei Spaziergängen zu weit von Sollingen entfernt hatte: doch als er am Abend wieder fehlte, wurde man unruhig. Als er auch um zehn Uhr noch immer nicht da war, fiel jeder darauf, daß er zu Emilien gegangen seyn müßte; und Alle legten sich ruhig zu Bette.

Unterdessen war der Kammerherr bei dem Grafen gewesen, und hatte mit aller Feierlichkeit um Louisen für Karln angehalten. Der Graf antwortete auf seinen Antrag mit der größten Höflichkeit, und sagte ihm dabei, daß auch der Major für Hennigen geworben hätte. Der Kammerherr war auf diese Nachricht vorbereitet; er zukte daher mit einer zweideutig lächelnden Miene die Achseln, und sagte: mein Bruder mag seine Absichten haben; allein ich würde, wenn ich auch keinen andren Sohn mehr hätte, meinem jüngsten dennoch nie meine Einwilligung zu dieser Heirath geben, und zwar aus Freundschaft für Sie und Ihre schöne Tochter. Es hat mit meinem jüngsten Sohne eine ganz eigene Bewandniß. Für jezt muß sie noch ein Geheimniß bleiben; aber leider wird es sich damit bald von selbst aufklären.

Diese Worte, welche der Kammerherr auswendig gelernt hatte, machten den Grafen stuzig; er suchte das aber zu verbergen, und sagte: meine

Tochter scheint mehr Neigung zu Ihrem jüngern Sohne zu haben, als zu dem ältern. — Die arme Gräfin! erwiederte der Kammerherr mitleidig und geheimnißvoll. Freilich, mein Bruder muß die Verbindung wünschen, und wahrscheinlich wird er eilen, sie zu Stande zu bringen. — Der Graf stuzte noch mehr; denn der Major hatte wirklich auf schnelle Vollziehung der Heirath gedrungen. Indeß ließ er sich davon nichts merken, und versprach, den Vorschlag zu überlegen. Er war dabei sehr freundlich; jezt befand er sich ja in der glüklichen Lage, negociiren zu können! Kaum war der Kammerherr wieder weg, so sezte der Graf sich sogleich nieder, und arbeitete einen Brief aus, worin er den Major bat, vorläufig bei den Eltern seines Neffen ihre Einwilligung zu der bewußten Heirath nachzusuchen, indem die Präliminarien erst in Richtigkeit seyn müßten, ehe man sich weiter einlassen könnte. Daß der Kammerherr für Karln angehalten hatte, verschwieg er.

Das Fräulein erzählte nun bei jeder Gelegenheit die seltsamsten Dinge von Hennigen, und hielt Karln die schönsten Lobreden; aber zu ihrem Verdrusse machte Beides auf den Grafen sehr wenig Eindruk: er lächelte nur, weil er daran dachte, daß weder das Fräulein noch seine Tochter, weder des Majors noch des Kammerherrn Familie wissen würden, was seine Absicht wäre. Staats-

klugheit, liebes Fräulein Cousine! sagte er, wenn sie um sein Urtheil in ihn drang.

Das Fräulein fing an zu fürchten, daß er für Hennigen sey, und schrieb einige Worte an die Kammerherrin, um ihr von der Gefahr Nachricht zu geben. Als die Mutter den Inhalt dieses Billets mit dem, was der Kammerherr erzählt hatte, zusammen hielt, gerieth sie in wirkliche Hitze, und kam auf die seltsamsten Einfälle, ihren Plan auszuführen.

Karls Spion in Sollingen, der Bediente, welcher das Essen auftrug, wußte das Geheimniß des Majors schon. Er hatte, als mit Hennigen über Louisen verhandelt worden war, gelauscht, und dabei gehört, daß Hannchen des Majors Tochter war. Diese Nachricht gab er dem Kammerjunker gerade am heutigen Morgen.

Schlag auf Schlag! und immer einer noch ärger, als der andere! Nun hatte der Major sogar eine Tochter, und Hennig trat wieder in seine Erbrechte! Das Unglück war unaussprechlich groß; doch eben in diesem Unglücke fand die Kammerherrin auch Hülfe. Hannchen mußte also den Major beerben. Daß sie seine Tochter war, hatte man verschwiegen, um Hennigen das Vermögen seines Vaters zu sichern: das ließ sich, meinte

die Kammerherrin, an den Fingern abzählen. Und nun stand der abscheuliche Hennig, der seinem Bruder einen großen Theil der Erbschaft nehmen wollte, ihm so gar auch bei der reichen Gräfin Louise im Wege. Ich sehe, was er will, sagte die Mutter mit verstektem Grimme: verderben will er dich, Karl, und mich unglüklich machen. Aber ich . . . — Sie hielt einen Augenblik inne. Der Genius der menschlichen Glükseligkeit, der Eltern- und Kindesliebe, trat warnend vor sie hin; doch vergebens. — Ja, fuhr sie fort; er verdient es nicht besser. Ich will, ich muß. Er soll sehen, Karl, daß ich deine Mutter bin!

Sie ließ den Justizamtmann rufen, und blieb eine Stunde mit ihm allein. Dann ging ein Brief nach Sollingen ab. Als die Mutter die Antwort bekam und sie las, wurde sie bei einigen Stellen blaß, zitterte, und vergoß sogar eine Thräne. Einige Minuten saß sie schweigend, in sich versunken da, und betrachtete Karln verschiedene male, doch nur verstohlen. Endlich sprang sie mit wilder Aengstlichkeit auf, drükte Karln heftiger, als je an ihren Busen, und sagte erschüttert: Karl, liebst du mich denn auch? (Er küßte ihr die Hände.) Liebst du mich, Karl? um Gottes willen, liebst du mich? Antworte! — Wie nie ein Sohn seine Mutter liebte, antwortete der Kammerjunker. — Sie lächelte noch immer ängstlich. Gut!

sagte sie; aber wenn du es jemals vergäßest! O Karl, Karl! ich liebe dich, wie nie eine Mutter ihren Sohn. Sie ging zitternd und langsam zu ihrem Manne, mit dem Vorsatze, für Rangsucht und Eitelkeit ein Verbrechen an der Natur zu begehen.

Die Mutter war auf den Gedanken gerathen, ihren jüngern Sohn zu enterben; darum hatte sie den Justizamtmann rufen lassen. Sie fragte diesen feilen Menschen — einen andern konnte ja eine solche Frau nicht in ihren Diensten haben —: wie ist es anzufangen, daß mein zweiter Sohn enterbt werden kann? Der Justizmann erschrak dennoch, so schlecht er auch war; indeß dachte er gleich wieder: es ist ja nicht mein Sohn! Die Verbrechen, die Hennigen zu einer gesezmäßigen Enterbung qualificirten, waren bald gefunden; und nun wurden zwei Testamente aufgesezt, worin der Vater und die Mutter Karln zum alleinigen Erben ihres Vermögens erklärten. Den zweiten Sohn enterbten sie feierlich, „weil er seinen Bruder, der eine unschikliche Liebe zwischen ihrer Tochter und einem verlaufenen Vagabunden habe stören wollen, mörderisch überfallen und unbarmherzig geprügelt; zweitens, weil er, als die Mutter mit ihrer Tochter auf dem Wege nach der Residenz gewesen; ihren Wagen straßenräuberisch angehalten, und seine Schwester herausge-

rissen, um sie zu ihrem Verführer, dem schon erwähnten Vagabunden, zu bringen; drittens, weil er es beständig mit den Feinden seiner Eltern gehalten, und diesen alles nur mögliche Herzeleid verursacht; viertens, weil der größte Verdacht gegen ihn vorhanden sey, daß er an seiner Schwester Flucht aus der väterlichen Gewalt Theil genommen habe; fünftens, weil er — Für dieses Verbrechen, das Hennig erst noch begehen sollte, wurde Plaz gelassen.

Die Mutter schrieb nun an Hennigen, und forderte von ihm, daß er seine Absichten auf die Gräfin Louise aufgeben sollte, weil sie ihn widrigenfalls enterben würde. Sie verlangte unverzügliche und bestimmte Antwort.

Hennig, der gerade allein war, als der Bote ihm den Brief seiner Mutter brachte, antwortete ihr nach einer halben Stunde: „O liebe Mutter! konnten Sie Ihrem Sohne so schreiben? Und dennoch küsse ich Ihren Brief, so hart, so unmütterlich er auch ist; ich drücke die Zeilen an meine Brust, weil ich denke, daß mein Herz Sie in Liebe verwandeln soll. Theuerste Mutter, Karl lag nicht allein unter Ihrem Herzen. Auch wir, ich und Emilie sind Ihre Kinder, und Ihr Blut hat uns genährt. O, könnten Sie sehen, wie ich vor diesem harten, drohenden Briefe auf den Knieen liege;

wie ich mich quäle, nur eine Spur von mütterlicher Liebe darin zu finden: Sie würden den verstoßenen Sohn nicht länger hassen. Hassen? Gott, welch ein Wort! O, theure Mutter, geben Sie Ihr Vermögen Karln, und mir nur die Liebe, die er vielleicht verachtet, gegen die er kalt und undankbar ist; dann will ich mit Freudenthränen sagen: wie reich hat meine Mutter mich gesegnet! Bedenken Sie, daß Augenblicke für mich kommen können, wo vielleicht nur die Liebe meiner Mutter mich von Verzweiflung rettet! bedenken Sie, daß ein Augenblik kommen kann, in welchem Sie vielleicht nach der Liebe Ihres verstoßenen Sohnes verlangen. O, käme dieser Augenblik, Mutter, und hätten Sie so eben erst mein Herz zerschmettert — ich wollte mit diesem zerschmetterten Herzen an Ihre Brust fliehen, Sie segnen, und glüklich sterben. Was Sie auch thun mögen — ich fühle an diesem Zagen, an dieser Angst, an diesen Thränen, daß ich nie aufhören kann Ihr Sohn zu seyn, und daß Sie mir Ihre Mutterliebe nie ganz entziehen werden."

Einige Stellen in diesem Briefe erschütterten die Mutter; aber dennoch ging sie zu ihrem Manne in das Zimmer, um ihn zu bereden, daß er Hennigen enterben sollte. Der Kammerherr erschrak. Er verlangte Gründe zu einem solchen Schritte, und weigerte sich zum erstenmale ernstlich. Jezt

hatte aber seine Frau mehr als Thränen und Maulen, um ihren Willen durchzusetzen. Das Testament, sagte sie, wird den Major dahin bringen, daß er Hennigen wenigstens mit seiner Tochter zu gleichem Theile gehen läßt; oder Hennig wird aus Furcht seine Bewerbung um die Gräfin aufgeben. Wir, lieber Mann, können ja hinterher noch immer thun, was wir wollen.

Der Kammerherr las das Testament, und sagte dann: das ist alles gut, mein Kind; aber das Papier wird uns Hennigs und meines Bruders Herz kosten; denn ... — Er unterdrükte das, was er noch sagen wollte: unser Sohn ist unschuldig.

Des Vaters Herz empörte sich wirklich bei dem Verlangen seiner Frau; aber er war an Gehorsam gewöhnt. Ueberdies tröstete er sich damit, daß er sein Testament ja noch immer abändern könnte; und er nahm sich fest vor, es zu thun, so bald er nur dürfte.

Die Instrumente wurden gehörig angefertigt, und die Mutter hatte das Herz, ihrem Sohne in Sollingen eine Abschrift davon zu schicken. Hennig bekam die Papiere in des Majors Gegenwart, und sein Auge wurde finster, als er sie durchlas. Die Mutter erreichte ihren Zwek; denn Hennig nahm

nahm sich jezt vor, seine Hoffnungen mit eigner Hand zu zerstören. Nun war er enterbt! Auf des Majors Vermögen hatte er nicht mehr gerechnet, so bald er wußte, daß Hannchen dessen Tochter war. Er stekte kalt und ernst die Papiere in die Tasche, und wollte aus dem Zimmer gehen.

„Was hast du da, Hennig?“ fragte der Major, zog ihm die Papiere aus der Tasche, und las sie. „Trallala! Frau Schwester!“ sang er, und warf die Papiere ins Feuer. „Was machst du für ein grämliches Gesicht, Hennig? Doch, freilich! Es muß einem Sohne wehe thun, wenn die Eltern seine Teufel sind. Aber diesesmal, lieber Junge, hat der Teufel sich verrechnet, wie er es Gott Lob immer thut; denn nun haben wir gerade, was uns fehlte. Sieh!“ (er zog des Grafen Brief hervor) „da ist auch eine Hiobspost. Der Graf Espenbruch verlangt die Einwilligung deiner Eltern zu deiner Heirath; und du weißt wohl, er muß Schwarz auf Weiß haben, sonst ist nichts mit ihm zu machen. Ich glaube, am jüngsten Tage wird er mit dem lieben Gott kapituliren, und einen Seligkeitsschein auf einem Stempelbogen verlangen. Die Einwilligung deiner Eltern haben wir nun; denn Eltern, die ihren Sohn enterben, geben alle Rechte über ihn auf. Komm her, Hennig! Jezt bist du mein Sohn!“ Er drükte den

Jüngling an seine Brust, und führte ihn in die Arme seiner Gattin.

Aber das alles half nichts; in Hennigs Seele waren andre Gedanken. Wie konnte er Ansprüche auf seines Oheims Vermögen machen, da Hannchen lebte? Er verließ mit bitterem Gefühle seines Unglüks das Zimmer, und ging den Weg nach Ransleben.

Das alte Fräulein wußte schon alle Maßregeln, welche die Frau von Halden genommen hatte, Hennigen von Louisen zu trennen; und sie an ihrem Theile that ebenfalls, was sie nur konnte. Sie machte der Gräfin Vorstellungen; aber, anstatt ihren Rath zu überlegen, erklärte Louise ihre heiße Liebe zu Hennigen, und sagte gerade heraus, daß sie alle mögliche Mittel anwenden würde, seine Gattin zu werden. Das Fräulein wurde böse. Also wollen Sie die Frau eines Menschen werden, der enterbt ist und als ein Taugenichts in der Welt wird umher irren müssen? Ich sage Ihnen: er ist jezt so arm, wie eine Kirchmaus.

„Ich habe einmal Vermögen für mich und für ihn; und er wird mich nur desto lieber haben. Armuth schändet nicht.“

Er ist enterbt, sag' ich Ihnen! Enterbt! bedenken Sie nur!

„O, Cousine, ein Mann wie Halden, der ein solches Herz, so viel Geist, und auch einen solchen Körper von Gott bekommen hat, ist wahrhaftig nicht enterbt. Alle edlen Menschen lieben ihn; und nur die bösen können ihn hassen. Ich bitte, schweigen Sie davon."

Das Fräulein war erstaunt, und wußte gar nicht zu begreifen, wie und wo Louise sich so sehr in den jüngeren Halden verliebt haben könnte. Die Kammerherrin hatte ihr schon vor längerer Zeit geschrieben: sie möchte die Gräfin hüten, daß sie Hennigen nicht heimlich spräche. Ja, dachte die Cousine jezt: Beide müssen einander heimlich gesprochen haben; es kann nicht anders seyn. Sie gab nun sogleich ihrer Jungfer, einer alten frommen Person, den Auftrag, Louisens kleinste Schritte zu bewachen, und es ihr sogleich zu sagen, wenn sie etwas merkte. Auf diese geheimen Zusammenkünfte und auf den Charakter des Grafen bauete sie einen schönen Plan. Die Staatskunst war des Grafen schwache Seite; er bildete sich ein, daß er alle Menschen durchschauen und leiten, alle Zufälle, alle Begebenheiten von sich abhängig machen, und alle Plane errathen könnte, daß aber er allein undurchdringlich wäre. Nichts konnte ihn also mehr

verdrießen, als wenn er etwas erfuhr, das er nicht errathen hatte, oder wenn man gegen ihn, ja auch nur ohne sein Wissen, heimliche Plane machte.

Das Fräulein ging zu ihm, und fing sogleich wieder von Louisens Verheirathung an. Er lächelte und schwieg. Ich hätte es, fuhr das Fräulein seufzend fort, der Gräfin nicht zugetrauet, daß sie ohne Ihr und mein Wissen einen Liebeshandel führen könnte.

Der Graf wurde aufmerksam; doch lächelte er nur, und schwieg. Louise, fuhr das Fräulein fort, ist zum Sterben verliebt in den zweiten Halden. Wie wollte sie das aber geworden seyn, wenn sie ihn nicht oft heimlich gesprochen hätte?

„Oft nicht!“ sagte der Graf lächelnd; „das weiß ich.“

Ja, wie die Welt jezt ist! Sonst war der Vater der erste, der um so einen Handel wissen mußte; aber jezt! lieber Gott! da thun die jungen Leute, als ob keine Väter in der Welt wären. Der Vater erfährt die Sache erst, wenn sie richtig ist, und wird zu einen Amens-Herrn gemacht.

Ein wirksameres Gift konnte die Alte nicht in

des Grafen Seele gießen. Er lächelte zwar, und sagte: „ich weiß genau, wie oft Louise den jungen Halden gesprochen hat.“ Aber, was die Alte behauptete, war allzu wahrscheinlich, als daß er es nicht hätte glauben, und auf die beiden jungen Leute böse werden sollen. In diesem Augenblicke wurde das Fräulein abgerufen. Ihre alte Jungfer, die zum Lauern geschaffen war, gab ihr die Nachricht, daß Halden hinten im Bosket wäre, und daß der Jäger es der Gräfin schon gesagt hätte. Das Fräulein kam wieder zu dem Grafen in das Zimmer, trat lächelnd an das Fenster, und sagte auf einmal: da geht ja die Gräfin Louise! und da hinten seh' ich auch den jungen Halden. Ja, die Leutchen haben sich lieb!

Der Graf ging an das Fenster, und sah wirklich, daß Louise mit ihrer Jungfer dem Bosket zueilte. Er verließ nun das Zimmer, und nahm seinen Kammerdiener mit hinunter in den Garten.

Das Fräulein trat wieder in das Fenster, und sah zu ihrer Freude, daß der Graf mit dem Kammerdiener durch Umwege auf das Bosket zu ging. Am Eingange des Boskets stand die Jungfer auf der Lauer. Der Graf schlich sich ihr näher, deutete durch Zeichen an, es läge etwas im Gebüsche, das er nicht erschrecken dürfte, und winkte ihr, daß sie ganz still zu ihm kommen sollte. Die Jung-

ser ging richtig in die Falle. Als sie kam, sagte der Graf leise zu ihr: wo du nur einen Laut von dir giebst, so bist du unglüklich! Geh mit dem Kammerdiener nach Hause; ich will hier allein seyn. — Nun schlich er sich in das Boskett, wo ihn eine dicke Laube verstekte. Er hätte können sehr hart auftreten, und würde dennoch nicht gehört worden seyn; denn so eben fielen Louise und Hennig einander in die Arme. Ganz leise sezte er sich nieder, und hörte aufmerksam zu.

„Louise,“ hob Hennig stockend an, und drükte sie noch einmal an sich: „du weißt, wie sehr ich dich liebe; du weißt, daß ich ohne deine Hand der unglüklichste Mensch auf dem Erdboden bin: und dennoch . . . o, Louise! dennoch muß ich es seyn, muß dem ganzen Glücke meines Lebens entsagen. Louise, ich bin arm, unter dem scheinbarsten Vorwande von meinen Eltern enterbt. Mein Onkel hat eine Tochter. Er würde mir freilich die Hälfte seines Vermögens geben; aber wenn er so großmüthig ist, darf ich so ungerecht seyn, diese Großmuth anzunehmen? Louise, es ist nicht anders. Laß uns unglüklich seyn, da wir nicht mit Ehre glüklich werden können.“ Er legte sein Gesicht an ihre Brust, und weinte laut.

Nun hob Louise an: du bist arm, Halden;

aber ich bin desto reicher. Nein, gewiß, wir wollen glüklich seyn.

„Dein Vater wird dem verstoßnen, enterbten Bettler deine Hand abschlagen.“

Nein, Halden, mein Vater ist großmüthig. Aber, wenn du das befürchtest, so können wir es ihm ja verbergen.

„Verbergen? verbergen, daß ich arm bin? Nein, Louise. Unglüklich kann ich seyn, aber kein Betrieger, und wenn auch deine Hand der Preis dafür wäre. Ich bin arm, enterbt; das mag jezt die ganze Welt wissen.“

Nun ja, mag die ganze Welt es wissen! Aber ich — ich gehöre dir. Ich kann auch arm seyn. O Halden! jezt fühle ich erst, was du bist. Nein, keine Gewalt soll mich von dir trennen. Von jezt an bin ich ganz dein. Fordere; ich habe den Muth, alles zu thun. Kannst du nicht arbeiten? hab' ich nicht Arme? Sieh, Halden, sieh! ich bin entschlossen, so bald du willst, dein zu seyn, mein väterliches Haus zu verlassen, mit dir jede Noth, jedes Schiksal zu theilen, und dir zu folgen, wenn der Weg auch in die Hölle ginge.

„Louise, du eröffnest mir eine Aussicht voll

Seligkeit; und dennoch muß ich dieser Seligkeit entsagen! Du hast einen Vater. Ach, wenn er sich auch deinem und meinem Glücke widersezt, du bleibst dennoch seine Tochter! O, ich wäre unendlich glüklich, wenn ich sein Sohn werden dürfte. Für dich arbeiten, Louise? Ich würde dann die Kraft und das Glük eines Gottes haben. Aber dich sollte ich aus der Mitte des Ueberflusses, von dem Herzen eines liebenden Vaters reißen? dich arm und verachtet, eine Familie, deren Stolz du bist, unglüklich machen, um selber glüklich zu werden? Nein, meine theure Louise. Ich bin unglüklich, und will es seyn! O, muß ich auch mein ganzes Leben verweinen — es giebt einen Ort, wo ich dich wiederfinden werde. Ach, ich danke der Vorsehung, daß sie den unglüklichen Tugendhaften ansah, als sie die Länge des Lebens bestimmte! . . . Selbst das ist schon Unrecht, daß ich dich hier heimlich spreche."

Der Graf schlich sich jezt zurük, und hustete dann. Louise sprang mit den Worten: ich schreibe! seitwärts aus dem Gebüsche; und der Graf ging ruhig auf Halden zu, freuete sich, ihn anzutreffen, und bat ihn, mit auf das Schloß zu gehen. Halden nahm die Einladung an. Als der Graf die Thür des gemeinschaftlichen Zimmers öffnete, wurden Louise und das Fräulein roth. Er lächelte,

weil er mit großem Vergnügen daran dachte, daß Beide ihn jezt unbegreiflich finden würden.

Hennig mußte den Abend zu Tische bleiben. Der Graf erreichte seinen Zwek; denn alle Drei warfen verlegene, erwartende und erröthende Blicke auf ihn. Er blieb sich dabei immer gleich: kalt und höflich. Nach Tische, als Hennig sich empfohlen hatte, und auch Louise schon weggegangen war, sagte er zu dem Fräulein: „ich muß Ihnen etwas Neues mittheilen. Haldens haben Ihren zweiten Sohn enterbt, und der Major hat eine Tochter. Ich bedaure den jungen Mann in der That; denn er ist ein edler Mensch.“

Ein edler Mensch? und von seinen Eltern enterbt? fragte das Fräulein spitzig.

„Liebe Cousine, wenn Sie den ganzen Handel übersähen, wie ich, so würden Sie die Frage nicht thun.“

Ein edler Mensch? und er hat geheime Zusammenkünfte mit Louisen? sagte sie noch spitziger.

Der Graf lächelte. „Morgen wird Louise ihm heimlich einen Brief schicken; und doch ist er ein edler Mensch, sage ich Ihnen.“

Das Fräulein war bestürzt über die Allwissenheit und über die Kälte des Grafen. Sie fragte ihn, was er zu thun gedächte. — „Das wird noch von den Umständen abhangen," antwortete er sehr ruhig, und zog sich nun triumphirend über seine Staatsklugheit zurük.

Die Unterredung, die der Graf belauscht hatte, war nicht ohne Wirkung auf sein Herz geblieben. Er fühlte, wie edel der Jüngling dachte, der lieber sein Glük aufopfern, als unredlich seyn wollte, und konnte sich der Achtung für Hennig nicht erwehren. Bei dem Allen hatte er aber gar keine Neigung, seine Tochter einem armen Menschen zu geben, und Karls Wage sank bei ihm sehr merklich; er wollte indeß den Gang der Begebenheit abwarten, und ihn so viel als möglich verlängern. Louise war ja noch jung; und nicht leicht, glaubte er, konnte sich wieder ein so verwickelter Handel finden, dessen Hauptfäden er sämmtlich in seiner leitenden Hand hielt.

Louise schrieb am folgenden Morgen. „Laß sie schreiben!" dachte der Graf. — Das Fräulein schrieb. „Laß sie schreiben!" Nach Tische kam die Kammerherrin, und schloß sich mit dem Fräulein ein. „Laß sie nur Maßregeln nehmen und Verabredungen treffen!" dachte der Graf. „O," sagte er frohlockend; „es ist hier gerade wie in

Regensburg! heimliche Unterredungen aller Partheien, Briefe, Zusammenfahren, Winke, Fragen, Aushorchen, einer gegen den andern. Und am Ende hatte mein Hof den Vortheil, daß er sich arrondirte, mein undankbarer Hof! Ich glaube, der Major ist der Einzige, der geradeaus geht, wie ein Reichsstadts-Gesandter. Mich selbst soll wundern, welcher von den beiden Brüdern Louisen noch bekommen wird!"

Die Frau von Halden sprach den Grafen, ehe sie zurükfuhr, und bat ihn, das Glük ihres Sohnes bald zu entscheiden. Der Graf antwortete ihr sehr höflich, aber nicht bestimmt. Sie erzählte ihm nun mit traurigen Geberden, daß sie und ihr Mann gezwungen gewesen wären, ihren zweiten Sohn zu enterben, weil er ein Bösewicht sey. Der Graf zukte die Achseln, und sagte: das könnte doch Ihrem ältern Herrn Sohne schaden; denn manche Familie möchte Bedenken tragen, in nahe Verwandtschaft mit einem Menschen zu kommen, den seine eignen Eltern für einen Bösewicht erklären." Die Frau von Halden wurde todtenbleich. Sie fühlte jezt die erste Strafe für ihre unnatürliche Grausamkeit, und verließ Rausleben in großer Unruhe, ohne etwas erfahren zu haben. Der Graf an seinem Theile freuete sich, daß es ihm gelungen war, die Sache noch verwickelter zu machen.

Der Major hatte unterdessen den Handel mit der Enterbung näher überlegt. Er errieth sehr leicht die Absicht der Mutter, und dankte nur dem Himmel, daß man nichts von seiner Tochter wußte.

Hennig, den auch Louisens Brief mit den zärtlichsten Versicherungen ihrer Liebe und Treue jezt nicht heiter machen konnte, ging traurig im Garten auf und nieder. Als der Major ihn bemerkte, sezte er sich sogleich zu Pferde, und ritt nach Mansleben. „Herr Graf," hob er dort an: „Sie verlangen, daß die Eltern meines Neffen ihre Einwilligung geben sollen; allein die ist nun nicht nöthig. Die Eltern haben den Jungen aus Haß enterbt. Es thut mir weh, das sagen zu müssen; aber glauben Sie mir, es ist wahr! Hennig ist unschuldig."

Das vermuthe ich selbst, Herr Oberstwachtmeister; aber doch bleibt es schlimm: denn die Welt urtheilt nicht, wie Sie und ich. Und dann — er ist enterbt, folglich ohne Vermögen. Nun sehen Sie aber leicht ein, daß ich Anstand nehmen muß . . .

„Herr Graf, er ist noch immer so reich, wie sein Bruder. Er hat mein Vermögen."

Wollen Sie denn Ihre Tochter auch enterben, Herr Oberstwachtmeister? — Der Graf glaubte den Major mit dieser Frage aus dem Gleichgewichte zu bringen; aber der Major fuhr, ohne Farbe und Miene zu ändern, den Augenblik fort: „behüte mich Gott! Also Sie wissen, daß das kleine Mädchen in meinem Hause meine Tochter ist? Sehen Sie, das kam so.“ Er erzählte nun den Zusammenhang dieses Geheimnisses, und sezte den Grafen in Erstaunen über einen solchen Edelmuth. „Nun sehen Sie,“ fuhr er fort; „und wenn ich meine Tochter auch lieber hätte, als meinen Neffen, was doch, Gott Lob! nicht der Fall ist: so wäre ich dem Jungen mein Vermögen schuldig; denn dadurch, daß ich ihn zu mir nahm, zog ich ihm den Haß seiner Mutter zu. Ich habe seine Enterbung veranlaßt; also muß ich ihm den Schaden ersetzen. Wenn es sich nur daran stößt, Herr Graf, so will ich meinem Neffen noch heute meine Güter übergeben, und mit Frau und Kind von Sollingen wegziehen. Das kann ich mit aller Ruhe; ich habe auf diesen Fall ein gutes Kapital gesammelt, und meine Güter sind ganz ohne Schulden. Wie gesagt, Herr Graf, noch heute will ich meinem Neffen Plaz machen, um sein Glük zu befördern.“

Das wollten Sie, edler Mann? sagte der Graf, und bot dem Major die Hand. Gott behüte mich,

sezte er gerührt hinzu, daß ich Sie vertreiben sollte! (Er schüttelte den Kopf.) Also, hob er wieder an, hatten Sie den Plan, Herr Major, Ihren Neffen mit Ihrer Tochter zu verheirathen? und den haben Sie aufgeben können?

„Ungern, Herr Graf, ungern! Aber was war zu machen? Sollt' ich die Augen des Jungen immer voll Wasser, und sein Herz voll Leiden sehen, damit ich alter Mann noch ein Paar Tage vergnügt seyn könnte? Ich stehe am Grabe, Herr Graf, und mein Neffe soll noch leben. Sehen Sie, das überlegt' ich mir; und da gab ich ihm meine Freude hin. Mein Kopf wird im Sarge darum nicht härter liegen, weil ich zu dem Jungen in meiner lezten Stunde nicht sagen kann: leb wohl, Schwiegersohn! Ja, hinterher fiel mir ein, daß ich am Ende wohl noch ein Paar Augen mehr neben mir haben könnte, die mit ihren Thränen meine Seele zum Tode einweiheten; nehmlich die Augen Ihrer guten Tochter. Wie gesagt, ich bin jezt glüklich.“

Der Graf fühlte sich wunderbar gerührt von dem Major, und wußte nicht, wie ihm geschah. Er war kein böser Mensch; nur hatte er nie Gelegenheit gehabt, jemanden zu sehen, der für das Glük eines Andern die Erfüllung seiner eigenen Wünsche aufopferte. Von seiner Jugend an lebte

er im Corps diplomatique; was Wunder also, daß ihm Eigennuz der einzige Grundtrieb der menschlichen Natur, und Verstand bloß das Hülfsmittel zu Intriguen schien? Doch, als jezt der Major mit dem frohen, gerührten Gesichte vor ihm stand, und sich erbot, seine Güter zu verlassen, um einen Menschen glüklich zu machen; da erwachte in ihm das Gefühl, welches die Gottheit in jede Seele gelegt hat; daß der Mensch zu etwas Besserem bestimmt ist, als für die Habsucht zu intriguiren. Er drükte dem Major herzlicher die Hand, als jemals irgend einem Menschen. Aber in diesem Augenblicke fiel ihm auch wieder ein, ob das alles wohl nicht gar ein Kunstgriff von dem Major seyn könnte.

Dieser Gedanke mußte bei einem Manne wie der Graf nothwendig entstehen, als er des Majors gerührte Stimme nicht mehr hörte, die allein dessen Worten den unverkennbaren Charakter der Wahrheit gab. Der Graf schüttelte den Kopf, und glaubte mit jeder Sekunde fester, der Major erbiete sich zu der Abtretung seines Vermögens nur in der Hoffnung, daß man sie nicht annehmen werde. Er wollte den Major auf die Probe stellen, oder vielmehr — der Staatsmann war wieder da! — den Major in seinem eigenen Netze zu fangen. Ja, sagte er, wenn das Ihr Ernst ist,

Herr Major; wenn Ihr Neffe wirklich Ihre Güter bekommt: dann ...

„Soll er Ihre Louise haben?“ fragte der Major, und faßte des Grafen Hand mit frohem Ungestüm. „Gott sey gelobt! der gute Junge wird glüklich! Aber Eins, Herr Graf, müssen wir vorher abmachen.“ (Der Graf horchte. Aha! dachte er; nun kommt es!) „Hennig muß von dem ganzen Handel nichts, gar nichts erfahren; sonst wird nichts daraus, das sag' ich Ihnen. Ja, da wird es einmal wieder Künste kosten! Aber mir fällt etwas ein. Die Gräfin Louise muß ihn bereden, daß er die Güter annimmt. Seibold ist nicht da; sonst sollte der ihn kirre machen. Sprünge wird es geben, ehe wir ihn so weit haben.“

Das war dem Grafen wieder etwas Neues. Er sagte lächelnd: mich dünkt, Ihr Neffe wird sich nicht weigern.

„Gott geb' es!“ erwiederte der Major „Aber Ihre Tochter muß ihn bereden; sonst zweifle ich, daß er ja sagt.“

Das mußte der Graf abschlagen; denn Louise sollte nicht eher etwas von der Verhandlung wissen, als bis Alles in Richtigkeit wäre. Nun war also der Major sich selbst überlassen. „Je nun! Der

Junge wird ja nicht blind seyn!“ sagte er, nahm dann Abschied, und sprengte nach Hause.

Er schikte den Reitknecht mit den Pferden weg, und ging sogleich zu dem Amtmann, ihm die Sache vorzutragen. So viele Schwierigkeiten der Amtmann auch machte, so blieb der Major dennoch bei seinem Entschlusse, und die Schenkungs-Akte wurde aufgesezt. Der Major kaufte sich ein bequemes Haus mit einem Garten in der Nähe, und ließ aus der benachbarten Stadt die nöthigen Möbles holen. Er betrieb alles mit der größten Thätigkeit, aber sehr verschwiegen; und niemand konnte weiter etwas merken, als daß der Major ein wichtiges Geschäft vorhaben müsse.

Sobald er mit seinen Anstalten fertig war, ritt er zu dem Grafen, zeigte ihm die Schenkungs-Akte, fragte, ob er noch etwas zu erinnern hätte, und bat ihn, an dem Tage, da er seinem Neffen die Güter übergeben wollte, mit der Gräfin nach Sollingen zu kommen. „Denn, glauben Sie mir,“ fuhr er fort, „es wird noch Sprünge genug absetzen. Aber ist die Gräfin da, so kann ich doch sagen: sieh Hennig! da steht der Preis, um den du mir den Gefallen thun und das nehmen sollst.“

Der Graf begriff den Major nicht, und am allerwenigsten seine Furcht vor einer abschlägigen

Antwort. Aus Neugierde, das Benehmen dieser Menschen zu sehen, versprach er, sich an dem bestimmten Tage in Sollingen einzufinden, und hielt richtig Wort. Er brachte nur Louisen mit; denn das Fräulein, dem nichts Gutes von dieser Fahrt ahnete, hatte nicht mit fahren wollen. Der Major empfing ihn an der Thür, gab ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er schweigen möchte, und führte ihn hinauf. Die Majorin und Hennig flogen der Gräfin mit einem lauten Freudengeschrei entgegen; denn nun glaubten sie, den Major mit seinem seltsamen, frohen, eiligen Benehmen errathen zu haben.

Louise, die neben ihrem Vater im Wagen sehr angenehme Träume gehabt hatte, lächelte wie die beglükte Liebe. Sie sah aber ihren Vater an, bemerkte, daß sein Gesicht ganz kalt war, und mäßigte nun mit einem Winke ihrer Augen Hennigs Entzücken.

Mit sichtbarer Angst sagte der Major: „höre, lieber Hennig, du mußt mir einen Gefallen thun. Gieb mir die Hand darauf, daß du willst.“ — (Alle Blicke waren auf den Major geheftet.) — „Du bist von deinen Eltern enterbt, mein Sohn, und zwar um meinetwillen. Nun, so gieb mir doch die Hand, lieber Junge!“ (Hennig sah Louisen lächeln, und reichte zitternd die Hand hin.)

„Sieh, mein Sohn, die Wirthschaft wird mir hier zu schwer. Ich bin ein alter Mann. Da überlegte ich denn lange hin und her, wie ich zur Ruhe kommen wollte; und endlich bin ich auf das rechte Mittel gefallen. Ich habe mir von dem Herrn von Liebenau in Gärsleben das Haus mit dem großen Garten gekauft. Die Gegend ist schön, das Haus bequem, der Garten recht hübsch; da will ich künftig mit meiner Frau und mit Hannchen wohnen. Die Güter hier sind von nun an dein; und wenn der Herr Graf nichts gegen dich hat, so . . ." — Jezt drangen Thränen aus seinen Augen hervor, und seine Stimme fing an zu zittern — „so kannst du hier . . . Da steht ja deine liebe Gräfin Louise. Sieh sie an und denke, wie glüklich du hier seyn wirst, und wie glüklich dann auch wir Alle seyn werden."

Er schwieg, und eine heilige Stille feierte diese schöne Minute. Die Majorin warf endlich ihren Arm um ihres Mannes Hals, und sagte: lieber, edler Friz, wer hat dir meinen Wunsch entdekt? Ja, lieber Friz, nun erst werde ich recht glüklich leben!

Hennig stand noch wie eine Bildsäule da, und hatte die starren Blicke auf seinen Oheim geheftet. Seine Brust hob sich gewaltsam; ein glühendes Roth flog auf seine Wangen, und Thränen stie-

gen in seine Augen. Er warf sich seinem Oheim zu Füßen, und drükte dessen Hände an seinen Mund. „Lieber Junge!“ sagte der Major verlegen; „laß doch! laß doch! Ich weiß ja, daß du mich lieb hast. Ei, Hennig, so treib keine Abgötterei! Kniee vor Gott, dem ich danke, daß er mir noch eine solche Stunde gab, ehe mir das Herz still steht. — Hier ist die Schenkung.“

Hennig ergriff das Papier mit Heftigkeit, hielt es mit zitternden Händen, las es durch, und drükte es dann an seine Lippen, an seine Brust. Hier, rief er laut, und zeigte auf sein Herz — hier soll die Ewigkeit Sie nicht verlöschen, mein Vater. Aber dies? dies? — Er hob das Papier auf, und zerriß es in kleine Stücken. — „Junge! Wetterjunge! was machst du?“ fuhr der Major auf. — Ich vernichte dies Papier, antwortete Hennig ruhig, weil es einen Kontrakt zwischen uns enthält. Ich habe Ihr Herz, mein Vater; was bedarf es eines Papieres?

„Es ist auch wahr, mein Sohn! Was Papier! Der liebe Gott muß, glaub' ich, allemal zornig werden, wenn Menschen einander schriftlich sagen, daß sie ehrliche Leute seyn wollen. Komm, Hennig! Hier diese Thränen in unsern Augen sind Buchstaben, die auch im Himmel gelten. Nun aber, lieber Hennig, genug von der Kleinigkeit.

Jezt wende dich da an den Herrn Grafen, und an die Kleine, die auch Himmels=Buchstaben im Auge stehen hat, an die Gräfin Louise. Nun, Hennig? hast du nichts von dem Herrn Grafen zu bitten?"

Alles! Alles! rief Hennig: das ganze Glük meines Lebens; aber nicht eher, als bis Sie versprochen haben, hier zu bleiben und jedes Wort von Schenkung und Abtreten zurükzunehmen. Ich mag mein Glük nicht durch eine elende Handlung erkaufen.

Der Major fing an zu brummen. Die Majorin bat Hennigen, ihrem Manne doch seine Freude nicht zu vereiteln. Louise stellte sich ihm gegenüber, und sah ihn mit einem lächelnden, flammenden Blicke an. Der Graf schwieg und warf seine Augen von dem Einen auf den Andern. Hennig hob, mit dem schmerzlichsten Gefühl in der Brust, die Hände auf, und sagte: nein, ich kann nicht! Und wenn ich es auch thäte, es wäre ja doch nur eine Spielerei. Da steht meines Vaters Erbin. (Er riß Hannchen mitten in den Kreis.) Hannchen, frag deinen Vater, was du unschuldiges Kind, du gehorsame, liebliche, reine Seele — was du verbrochen hast, daß er die Gesetze der Natur übertreten und das verschenken will, was nicht sein ist, was dein war, so bald du geboren wur-

dest! Ja, es wäre Spielerei, wenn ich das Geschenk meines edlen Onkels annähme; denn so bald er sein Leben geendigt hätte, würde ich dir doch dein Eigenthum zurükgeben. Aber auch eine solche Spielerei kann ich nicht mitmachen. Nein, mein Vater, ich will nicht der einzige Schlechte in diesem edlen Kreise seyn.

„Junge, lieber Junge!“ rief der Major; „handelst du nun gar um ein Paar elende Goldstücke? Hennig ich bitte dich! Anders wird ja die gute, liebe Gräfin nicht deine Frau!“

Hennig faltete die Hände zusammen. Dann trat er vor Louisens Vater hin, und sagte: anders nicht, Herr Graf? Nun denn, so muß ich unglüklich seyn! Louise, darf ich das? darf ich Ihre Hand mit einer elenden Handlung erkaufen?

Halden! erwiederte Louise: mit einer elenden Handlung? Ein Geschenk Ihres großmüthigen Oheims anzunehmen, ist keine elende Handlung.

„Recht, meine Puppe!“ sagte der Major. „Waschen Sie ihm den Kopf, und nur tüchtig! Aber, liebes Kind, jezt fällt mir ein, was ich thun muß. Ich schenke Ihnen, meine gute Herzens-Tochter, Ihnen schenke ich die Güter, die der Phantast da nicht haben will. In einer Stun-

de soll das Dokument fertig seyn. Nicht einmal einen Dank will ich von dir, du Trozkopf!“

Louise errötete, und sagte: o, wie gut sind Sie, Herr Major! Aber nein, ich kann, ich darf es nicht nehmen. Das sagte sie mit lautem Weinen, und küßte dem Major die Hand. Doch das kann ich! sezte sie nun hinzu, eilte auf ihren Vater los, und warf sich ihm zu Füßen. Der Graf fing an sich zu schämen: so weichherzig war er geworden. Er fühlte sogar eine starke Neigung, großmüthig zu seyn und dem edlen Kampf ein Ende zu machen, Ja, er wollte schon ein paarmal den Fuß aufheben, um seine Tochter zu dem großmüthigen jungen Menschen zu führen; und gewiß würde er es auch gethan haben, wenn er nicht die Majorin auf einem Blicke betroffen hätte, der ihn belauerte. Die Majorin war nächst dem Grafen die Kälteste von Allen. Sie glaubte, da der Graf mit Louisen gekommen war, die Sache wäre schon abgemacht. Jezt hörte sie freilich, worauf es noch ankam; indeß glaubte sie doch, es würde sich finden. Sie betrachtete mehr den Grafen als die handelnden Personen, um zu sehen, welchen Eindruk das Alles auf ihn machte. Er mußte sich wirklich einmal das Auge wischen. Als die Majorin das sah, lächelte sie vor Freude; denn sie glabte, nun wäre alles richtig. Dieses Lächeln, das der Graf bemerkte, und ihr lauernder

Blik, der ihm vorher auch nicht entgangen war, brachten ihn schnell auf den Gedanken: wie, wenn das alles nur angestellt wäre, um dich zu hintergehen! Zwar sah er die unverkennbare Natur und die unerkünstelten Thränen; aber doch hielt jener Gedanke seine Großmuth wieder zurük, und erkältete sein schon halb erwärmtes Herz in dem Grade, daß er wenigstens jezt nichts entscheiden wollte. Er hob seine Tochter auf, streichelte ihr die Wangen, stellte sie neben sich, und sagte: pst! als ob er zuhören wollte, was noch weiter kommen würde. Diese seltsame Art zu antworten, brachte Louisen aus aller Fassung. Sie trat wirklich neben ihren Vater hin, um mit zuzuhören; aber eben darum hatte nun niemand mehr etwas zu sagen.

Der Major runzelte die Stirn, stieß einen Fluch aus, und brummte etwas, das ungefähr so klang, wie „Hans Narr!“ Dann rief er zum Fenster hinaus, daß der Wagen vorfahren sollte. Er bat seine Frau, die Enveloppe zu nehmen, faßte Hannchen bei der Hand, und sagte: „meinetwegen! ich fahre nach Garsleben, und du sollst gehorchen!“ Hennig stellte sich ihm in den Weg, und sagte mit Ernst: lieber Onkel, Sie wollen noch heute Abend nach Garsleben? So lassen Sie uns wenigstens Abschied von einander nehmen; denn auch ich gehe noch heute Abend, wohin meine

Füße mich tragen. Geben Sie mir Ihren Segen mit auf den Weg. — Louise eilte bestürzt herbei, und fragte ängstlich: was wollen Sie thun, Halden?

Dich verlassen und sterben, Louise, wenn mein Onkel nicht in Sollingen bleibt. Das kann ich; aber nicht elend handeln.

„Nimm die Enveloppe nur wieder ab, liebes Hannchen!“ sagte der Major; „wir wollen hier bleiben. Aber schwer geärgert hab' ich mich. O, es ist ein Trozkopf, liebe Gräfin! Und wenn er Sie nur einmal hätte, Sie sollten wohl sehen, daß man genug Aeger und Verdruß von ihm hat!“ Mit diesen Worten, die er sehr ernsthaft sagte, fiel er Hennigen um den Hals, und rief: „ich habe mich schwer geärgert, Hennig; aber gethan hätt' ich es auch nicht.“ Er besann sich, und sezte geschwind hinzu: „mit mir war es auch 'was anders; ich hatte nicht einen solchen Onkel, wie du, der mir so von Herzen gern gegeben hätte, wie ich dir, mein lieber Junge.“

Eben darum! sagte Hennig, und drükte sich an seines Oheims Brust. Jezt fuhr ein Wagen vor; aber nicht des Majors, sondern des Grafen Wagen: denn man hatte unten geglaubt, der Fremde müßte doch eher fahren, als der Wirth.

„Was, in aller Welt!“ rief der Major; „Ihr Wagen, Herr Graf? wer hat denn den bestellt?“ Der Graf, der hier, wenn er nicht großmüthig seyn wollte, sehr verlegen werden mußte, freuete sich über den Irrthum, und nahm sogleich seinen Hut. Louise blieb, indeß er von dem Major Abschied nahm, vor Hennigen stehen. Halden, sagte sie ruhig, Sie wollen mich nicht. Aber ich gebe Ihnen hier mein heiliges Wort, daß ich nie einen andern Mann heirathen werde, als Sie. Adieu. Sie ging nun hinter ihrem Vater her, der, als sie das sagte, mit dem Abschiednehmen doppelt eilte.

In Sollingen sah man einander, als der Wagen wegfuhr, verlegen an; denn mit dem Allen war man nicht einen Schritt weiter. „Der Teufel!“ sagte der Major; „wir hätten den Grafen noch nicht sollen fahren lassen! Nun stehen wir ja hier wie die Narren! Aber“ — sezte er mit leuchtenden Augen hinzu, und zog Hennigen, seine Frau und Hannchen in seine Arme — „aber, wenn Hennig Louisen heute auch zum leztenmale gesehen hätte, und morgen wäre ihre Hochzeit mit Karln: so wollt' ich doch behaupten, wir sind glüklicher, als die in Moorberg. Ja, wenn der Alte jezt hier wäre und Seibold! Ich glaube, es giebt kein Haus in Deutschland, wo so viele gute Menschen beisammen sind. Kinder, was ist

doch Liebe und Redlichkeit! O guter Gott, wie zufrieden bin ich! Und doch geht mir Alles kontrair mit dem Trozkopfe!"

Er umarmte Hennigen, und ging dann still in seine Kammer. Die Majorin blikte hinein, und sah die Mütze auf dem Bette stehen. Still! sagte sie, als sie zurükkam; der Vater betet. Hennig konnte nicht länger bleiben; er mußte in die freie Luft, weil die Gefühle der Dankbarkeit und Liebe Seele zu stark geworden waren.

Der großmüthige Taumel des Grafen verlor sich bei der Rükkehr nach und nach. Anfangs reichte er seiner Tochter die Hand, und sagte: „die Sollinger sind doch in der That sehr edle, seltne Menschen!" Nach einer Stunde unterbrach er Louisens Träume aufs neue mit der Bemerkung: „aber es hat mich kein Mensch begleitet, auch nicht einmal der junge Halden! und höflich sollte der doch seyn, da er arm ist!" Beim Aussteigen sagte er: „und so einfältige Dinge, Louise, unterlaß künftig!" — Was für Dinge, lieber Vater? — „Daß du dahin tratest, und dem jungen Menschen versprachst, seine Frau zu werden. Wie leicht könnte er das glauben!" — Lieber Vater, hob Louise an; . . . — Aber es war eine von den Staatskünsten des Grafen, daß er die Menschen nicht anhörte. Er

fragte sogleich den Bedienten um etwas, und Louise mußte schweigen.

Louise ging auf ihr Zimmer, warf sich in den Sofa, und rief noch einmal alle Begebenheiten des heutigen Tages in ihre Seele zurük. Jezt war sie in leidenschaftlicher Bewegung, und berechnete so ihre Hoffnung, und die Hindernisse, die ihr dabei im Wege stehen konnten. Aber was sind alle Hindernisse für eine von Liebe und Edelmuth trunkne Seele! Sie sprang auf, trat mitten in das Zimmer, und sagte langsam, feierlich: ich will Hennigs von Halden Gattin werden, oder sterben! Ja, das will ich! Von diesem Augenblik an betrachte ich mich als seine Frau. Der Himmel, die untergehende Sonne da sind meine Zeugen!

Das war nach Louisens Begriffen der heiligste Eid; und nun fühlte sie einen Muth in sich, bei dem sie alle Hindernisse besiegen zu können glaubte. In diesem Augenblicke kam die alte Cousine, die Louisen gern ausfragen wollte. Sie war schon bei dem Grafen gewesen; aber der hatte ihr mit Lächeln und räthselhaft geantwortet. Nun? fragte sie beim Eintritt in das Zimmer; wie hat es Ihnen denn bei der Pastoren-Tochter gefallen?

„Pastoren-Tochter? Wollen Sie so gut seyn, Cousine, Ihre Titel ein wenig besser zu wählen?

Diese Pastoren-Tochter, die Frau Majorin von Halden, ist meine Tante."

Tante? Nein, so nahe sind Sie mit der Familie nicht verwandt. Ein Espenbruch hat eine Halden gehabt; aber das war meiner Mutter Onkels Sohn. Doch, wenn die Verwandtschaft auch näher wäre — des Majors Frau ist eines gemeinen Geistlichen Tochter: nicht wahr?

„Mann nennt aber die Frauen bei dem Titel ihrer Männer, Cousine; warum also nicht auch die Majorin?"

Nur nicht hitzig, Kind! Solche Leute vergessen nur gar zu gern ihre Herkunft, wenn man sie nicht zuweilen daran erinnert.

„In der That, das vergessen die Leute nur gar zu gern! Aber Sie sollten doch diese Erinnerung nicht machen!"

Ich? ich? warum denn nicht? Sehen Sie doch! Ich bin aus einer Familie, die so alt ist, wie eine. Und daß mein Vater das Unglük erlebt hat, kassirt zu werden — großer, frommer Gott! das muß ich mir von dem Kinde vorwerfen lassen! Richtet nicht . . .! Wissen Sie, wie der Spruch heißt?

Louise reichte ihr mitleidig die Hand. „Verzeihen Sie mir, Cousine; daran hab' ich nicht gedacht. Auch weiß ich das kaum. Ich dachte ...“

— daß meine Mutter eine Bürgerliche war? Nun ja, ich leugne das nicht. Aber ich bin doch adelig geboren; und das ist die Halden nicht. Davon rede ich, davon allein; und das vergißt die Halden nur gar zu gern. Eine Pastoren-Tochter!

„Diese Frau von Halden wird meine Tante, und folglich Ihre Cousine. Sie handeln nicht politisch, wie mein Vater sagt, wenn Sie so verächtlich von ihr sprechen.“

„Wird? wird? Wie denn so, Louischen? Sie sind heute da gewesen. Nun, was hat es denn gegeben?

„Nicht viel. Ich bin Braut von dem jüngsten Halden geworden. Zur Morgengabe konnte ich ein Rittergut bekommen; aber das wollte ich nicht. Wir warfen da ordentlich mit Gütern um uns her; und — denken Sie nur! — es fand sich nicht Einer, der eins nehmen wollte.“

Die alte Cousine saß starr und zitternd da. Ach, nun seh' ich, fing sie noch immer sehr ängstlich an, daß Sie scherzen. Ich möchte wohl ein-

mal einen Menschen sehen, der ein Rittergut wegschenkte, und einen, der es nicht nähme, wenn es ihm angeboten würde.

„Das können Sie leicht. Der Major und die Pastoren-Tochter — stellen Sie Sich nur vor, eine Pastoren-Tochter! — verschenkten Sollingen, das herrliche Sollingen, erst meinem Bräutigam, und dann mir; aber wir wollten es Beide nicht. Wären Sie mit da gewesen, Sie hätten es bekommen können; denn wir zankten uns nicht wenig, wer es endlich behalten sollte. Sehen Sie, das hat es in Sollingen gegeben. Und nun wissen Sie Alles.“

Ihrem Bräutigam, sagen Sie? Mein Gott! Ihrem Bräutigam? Ach, wie würde ich Sie, armes Kind, bedauern!

„Bräutigam, oder Ehemann. Bräutigam und Braut sind ja bloße Nahmen, Cousine. Wenn Sie heiratheten, ich glaube, Sie hießen auch Braut. Nennen Sie mich: Haldens Frau; denn ich bin es, bin es wahrhaftig, Cousine!“

Großer Gott! Frau? schon Frau? schon angetraute Frau? Herr Gott, sehen Sie nur, wie ich zittre! Angetraute Frau?

„Wie Sie es nennen wollen! Angetrauet vor

Gott, vor allen Engeln, vor allen edlen tugendhaften Menschen, vor . . ."

Ach, hören Sie auf, hören Sie auf! Mir wird übel. Ich sehe ja, Sie haben Ihren Scherz mit mir.

„Nein, nein! Zwar nicht vom Prediger kopulirt; aber so gewiß mit Hennig von Halden verbunden, daß alle Kammerherrinnen in der Welt uns nicht wieder von einander los reißen sollen. Freilich, bei Ihnen würde das Band, das mich und Halden auf die Ewigkeit verbindet, nicht einmal zum Schnürbande taugen!

O, gehn Sie doch! Aber sagen Sie mir nur, wie haben Sie es denn angefangen, mit dem Menschen so bekannt zu werden? Worin haben Sie Sich denn eigentlich bei ihm verliebt? Das sagen Sie mir nur, um des Himmels willen!

Auch das sollen Sie wissen, wenn Sie dann aufhören wollen zu fragen. Verliebt hab' ich mich in ihn, — Sie werden lachen, aber es ist wahr — weil er ins Wasser springt, wie ein Pudel, ohne sich zu besinnen, jedem Menschen dient, wie ein Pudel, und auch so treu ist, wie ein Pudel. Mit ihm bekannt bin ich durch mein Vögelchen da geworden; und das hat mich auch beredet, ihm

den ersten Kuß zu geben. Den Nachmittag, als wir mit meinem Vater in Sollingen waren, wurde es richtig, und da wechselten wir die Ringe. Sehen Sie, Cousine, er ist eben so geschwind in mein Herz gesprungen, wie damals ins Wasser. Und nun können Sie meinen Vater fragen, ob ich nicht seine Braut bin.“

Das Fräulein zitterte vor erstikter Wuth; Louisens Ton war indeß so seltsam, daß sie ihr doch nicht glaubte. Wirklich hatte Louise den Ton sonst niemals; aber der edelste Mensch, der gerade die Brust voll der reinsten und höchsten Gefühle hat, kommt in Versuchung zu spotten, wenn ihn jemand belästigt, der gar keiner bessern Empfindung fähig ist.

Die Cousine ging wieder leise zu dem Grafen. Nun, so wünsche ich denn Glük! fing sie weinerlich an. Gott mag geben, daß alles wohl geräth! Aber, leider, ahnet mir nichts Gutes!

„Wozu wünschen Sie denn Glük, Cousine?“ fragte der Graf, der von seinem Buche aufsah.

Louise hat mir gesagt: sie wäre Braut des wilden Halden, mit Ring und Hand verlobt. Ach Gott! das arme Kind!

Der Graf stand auf. „Hm! Hm! ich bitte Sie, über diesen Punkt zu schweigen, bis ich Ihnen sage: reden Sie.“ Er ging zu Louisen. Das Fräulein ließ die Pantoffeln stehen, und schlich ihm nach in ein Nebenzimmer. „Louise, sagte der Graf; „ich will nicht, das du sagst, du bist Haldens Braut.“

Vater, erwiederte Louise herzhaft; ich bin es ja doch, und kann es also wohl der ganzen Welt sagen.

„Ich rathe dir aber, es nicht zu thun!“ sagte der Graf in einem halb bittenden, halb befehlenden Tone, und ging dann geschwind wieder auf sein Zimmer.

Also ist sie wirklich Braut, und es soll nur noch ein Geheimniß bleiben! dachte die Cousine. Sie schrieb an die Kammerherrin, und früh Morgens ging ein Brief ab, worin sie ihre Freundin ermahnte: sie möchte jedes Mittel in Bewegung setzen, die Heirath, die allem Anscheine nach weit hinaus verschoben wäre, ganz zu hindern. Wäre nur, sezte sie hinzu, der verwünschte Arrondissements-Prozeß nicht gewesen, so gäb' es nun alles das Unglük nicht. Die Enterbung hat auch mehr Schaden, als Vortheil, gestiftet. Lieber Gott!

wenn so etwas nicht mehr hilft — was sollen ehrliche Leute dann machen?

Ich brauche die Wuth nicht zu beschreiben, in welche Karl und seine Mutter bei dem Lesen des Briefes geriethen. Diese Wuth stieg immer höher, je mehr sie bei der Unterredung darüber einsahen, daß sie alle Mittel, die Heirath zu hindern, schon gänzlich erschöpft hatten. Sie gaben auch diesen Gedanken beinahe auf; und was sie jezt noch wollten, war nur Rache an Hennig, an dem Major, an dem Grafen und an Louisen.

Karl stellte sich an das Fenster, das nach Sollingen hinsah, und sann auf Mittel dazu; aber er fand eben so wenig eins, als die Mutter. — Es ist ja der Triumph der Tugend und Güte, daß der Stachel der Kränkung oder der Rache bei ihnen so wenig Blöße antrifft. Könnte der Tugendhafte den äußern Umständen gebieten, wie seinem Charakter, so würde er gar nicht anzugreifen seyn.

Das Einzige, wozu man sich noch entschließen konnte, war die ungewisse Rache der Verläumdung; aber es fragte sich, ob der Major nur einmal etwas davon erfahren, oder ob er sie wohl nicht gar verlachen würde.

Die Unglüklichen thaten, was sie konnten; sie zündeten die Flammen der Hölle, in der sie selbst litten, für alle ihre Hausgenossen an. Der Kammerherr und die Domestiken mußten die Opfer für Major und Hennig seyn.

Während daß Mutter und Sohn in Moorberg über Planen zur Rache brüteten, war man auch in Sollingen nicht ruhig. Der süße Streit der Großmuth zwischen Hennig und seinem Oheim erhob sich aufs neue; und der alte Husar, der am vorigen Tage keinen Theil daran hatte nehmen können, nahm ihn nun um so lebhafter. Der Major versuchte aufs neue einen Angriff; aber Hennig war nicht zum Weichen zu bringen. — Junger Herr, sagte endlich der Husar, du bist ein Narr, das will ich behaupten. Höre zu, damit du siehst, daß ich Recht habe. Du willst deines Onkels Gut nicht nehmen; und von deinen Eltern hast du nichts — Gott vergebe es ihnen! Wenn's nun zum Sterben kommt, Hennig, und Hannchen einmal heirathet — willst du denn bis an dein Ende das Gnadenbrod essen? Also mußt du das Gut annehmen.

Hennig erröthete, und seine Blicke wurden scharf. Er versank in ein unruhiges Nachdenken, das eine Minute währte; dann fiel er dem treuen Alten um den Hals, und sagte heftig: ja, du

hast Recht; guter Hennig; bei Gott! du hast Recht.

Jezt erhob sich ein Freudengeschrei; die beiden Alten glaubten gesiegt zu haben, und umarmten den Jüngling.

Ich bin nichts, und habe nichts, fing Hennig wieder an: wie darf ich also auf die Hand eines Mädchens Anspruch machen? Nein, ich muß fort. (Seine Farbe wechselte, und er hielt die Hand vor die Stirn.) Ich bitte Sie, lieber Oheim, legen Sie mir nichts in den Weg. Was thu' ich hier? Ich athme; nichts weiter. Und soll ich allein nicht arbeiten? Ich will und muß in die Welt.

„Und während dessen," sagte der Major, „dir von Karln Louisen wegnehmen lassen? Junge, ich bitte dich, nimm Vernunft an!"

Hennig erklärte sich umständlich, und berief sich auf Seibolden, der schon öfters mit Ernst darauf gedrungen hatte, daß er irgend etwas unternehmen sollte. Der Major war verlegen; aber bald bestimmte auch ihn ein Brief von dem Grafen, und Hennigs Abreise wurde beschlossen. Der Graf hatte sich die Sache genauer überlegt, weil er seine Tochter gern glüklich wissen wollte und eine innere Neigung zu den Sollingern fühlte. Er

sprach am Morgen mit Louisen; und sie, die ihren Vater kannte, sagte ihm sehr bestimmt, daß sie entweder Hennigs Frau werden, oder niemals heirathen wollte. Bei dieser positiven Erklärung konnte er seine Staatskunst gar nicht anbringen, wie überhaupt bei seiner aufrichtigen Tochter immer höchst selten. Zwar antwortete er nichts auf Louisens Erklärung; allein sie sah doch, daß er damit nicht sehr unzufrieden war. Er schrieb dem Major, daß er eigentlich nichts gegen Hennigs Verbindung mit seiner Tochter hätte; indeß wären Beide noch zu jung. Hennig könnte ein Paar Jahre nützen, um sich in der Welt zu poussiren; und dann würde man ja weiter sehen.

Kaum war der Brief in Sollingen gelesen, so rief Alles: er muß fort! Man überlegte nun, wohin. Der Major erinnerte sich, daß der Fürst ihn seiner Gnade versichert hatte; und es wurde daher eine Reise in die Residenz beschlossen.

Hennig schrieb selbst an den Grafen, und bat ihn um Erlaubniß, Louisen noch einmal sehen zu dürfen. Der Graf bewilligte das, und Hennig ritt mit seinem Oheim nach Ransleben. Die beiden Liebenden sahen sich eine Minute allein, und schworen einander ewige Treue. Hennig bat Louisen um einen Briefwechsel; den mußte sie aber abschlagen, weil ihr Vater ihn ausdrüklich verbo-

ten hatte. „Treu bis in den Tod!“ sagten Beide wechselsweise und mit Thränen in den Augen.

Hennig ritt schweigend von Ransleben zurük, und am folgenden Morgen ging die Reise nach der Residenz, wo der Major sogleich seinen Freund, den alten Kammerdiener Ahrens, besuchte. Dieser versicherte, auf des Majors Befragen, daß der Fürst Emilien seit ihrer Flucht nicht ein einzigesmal gesehen hätte, und zeigte einen Brief von seinem Schwager, worin die Nachricht vorkam, daß jezt ein Mann, Nahmens Seibold, Emiliens Lehrer, sich in Waldengrund aufhalte. Der Major sprang hoch auf vor Freude, rief einmal über das andere: Gott Lob! und ließ sich nun bei dem Fürsten melden.

Bei der Audienz äußerte der Major den Wunsch, seinen Neffen angestellt zu sehen.

Wo denn, Herr Major? fragte der Fürst, und betrachtete mit lächelden Blicken den schönen, männlichen Jüngling; doch wohl in meinem persönlichen Dienste? Recht gern. Er mag mit dem Kammerjunker anfangen.

„Ew. Durchlaucht,“ sagte Hennig erröthend; „ich bin nicht ganz unwissend, und möchte gern nüzlich werden. Wenn ich wählen dürfte, Ew.

Durchlaucht, so würde ich das Forstwesen vorziehen."

Auch das! Nur mit dem Versprechen, daß Sie mich nicht versäumen wollen. Mein alter Ahrens hat mir gesagt, daß Wahrheit bei Ihnen Beiden zu haben ist; und die findet ein Fürst so selten, daß ich wünschte, Sie hätten meinen persönlichen Dienst gewählt. Doch, wie Sie wollen. Also Forstmeister, Forstrath: nicht wahr? Und dann höher hinauf. Seyn Sie mir treu, Halden, und ich will für Ihre Zufriedenheit sorgen. Sie werden freilich von unten auf anfangen müssen; das ist der Gang in den Civil-Departements. Am Hofe könnten Sie schneller weiter kommen. Aber wir wollen ja sehen. Wie steht es denn mit Ihren Forstkenntnissen? Nicht wahr, es läuft damit wohl mehr auf die Jägerei hinaus?

„Ein Förster sitzt in ihm, Ew. Durchlaucht, und ein tüchtiger," sagte der Major; „das wird sich beim Examen zeigen."

In der That? Nun Sie sind zu Pferde gekommen, sagt mir Ahrens. In einer Stunde werde ich ausreiten; und da will ich einmal selbst examiniren. Nehmen Sie doch eine Schreibtafel mit.

Zu der bestimmten Zeit ritten alle Drei nach

einem nahen Walde. Hennig erhielt Befehl, diesen zu schätzen, und Bemerkungen darüber zu machen, die ihm indeß nicht näher angegeben wurden. Er ritt nun, von dem Jäger des Fürsten begleitet, die Kreuz und die Quer durch den Wald, stieg ab, ging, untersuchte, und zeichnete sich auf, was er bemerkte.

Der Fürst, dem das zu lange dauerte, ritt mit dem Májor zu Hause. Hennig kam etwa eine Stunde später, und machte bei Ahrens sogleich einen Aufsaz über den Werth, die Benutzung, die Fehler, und die Verbesserung des Waldes. Am folgenden Morgen ließ der Fürst einen Forstbedienten zu sich kommen. Dieser, ein geschikter und ehrlicher Mann, erklärte den Aufsaz für die Arbeit eines Kenners. Der Fürst sagte lächelnd: er ist von meinem Forstmeister von Halden. Hennig bekam sein Patent, und es wurde ihm ein Revier angewiesen, bei dem er sich in der Residenz selbst aufhalten mußte.

Der Major machte die Einrichtung seines Neffen mit großem Aufwande, der ihm aber noch immer zu eingeschränkt schien. Hennig zog bald die Blicke der Residenz auf sich; denn der Fürst zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus, und ließ sich, wenn er spazieren ritt, oft von ihm begleiten. Es war dem Fürsten interessant, einen Menschen um

sich zu haben, der so offen mit der Sprache heraus ging, und von dem er so viele Urtheile hörte, die das Gegentheil von den gewöhnlichen, und dennoch, wenn sie näher geprüft wurden, immer sehr richtig waren. Der Fürst, ein wirklich edler Mann, liebte die Wahrheit, und es hatte ihm bisher nur an einem Manne gefehlt, der es wagte, sie ihm darzustellen; was ja das Unglük fast an allen Höfen ist!

Die Nachricht von Hennigs Abreise nach der Residenz, und die Aeußerung des alten Fräuleins in Ransleben, daß es mit Louisens Verheirathung noch in weitem Felde stehe, gaben Karln und seiner Mutter neue Hoffnung. Aber es war immer schwer, Hennigen beizukommen; und nun hatte er noch überdies die Gnade des Fürsten, die der Mutter unbegreiflich blieb, wenn sie nicht annahm, daß Emilie, der Fürst und der Major unter Einer Decke spielten.

Karl näherte sich jezt aufs neue seinem ehemaligen Freunde, Selenberg. Dieser bot die Hand zur Versöhnung, und kam bald nach Moorberg. Er wußte ganz bestimmt, daß der Fürst mit Emilien in keiner Verbindung stand; allein wo sie war, das hatte er schlechterdings nicht herausbringen können. Man fiel nun darauf,

daß dem Major Emiliens Aufenthalt bekannt seyn müßte. Seibold war schon einige Wochen aus Sollingen weg, und niemand konnte angeben, wohin. „Sollte er etwa bey Emilien seyn?“ sagte Selenberg. „Nun, das will ich wohl herausbringen; der neue Herr Forstmeister schreibt gewiß an ihn.“

Man sezte Bedingungen fest. Selenberg sollte Emilien bekommen; dafür mußte er aber versprechen, Hennigs Verbindung mit Louisen zu hintertreiben. Der Plan wurde völlig überdacht. Des Majors und Hennigs Unglük war beschlossen, und Selenberg eilte nun in die Residenz zurük, um Hand an die Ausführung zu legen.

Emiliens Aufenthalt erfuhr Selenberg sehr leicht; er sagte einem Postbedienten: wenn ein Brief an einen gewissen Herrn Seibold gebracht würde, so möchte er sich den Ort merken, der auf der Adresse stände, da jemand einen wichtigen Auftrag an diesen Mann hätte, und doch seinen Wohnort nicht wüßte. In Kurzem erfuhr er: ein gewisser Seibold, vermuthlich der, nach welchem er sich erkundige, lebe in Sondenheim; und in Waldengrund würden die Briefe für ihn abgegeben. Nun schikte er sogleich seinen Kammerdiener, dem er völlig trauen konnte, mit dem

Auftrage ab, sich an beiden Orten genau nach Seibold und Emilien zu erkundigen.

Selenberg hatte einen Plan entworfen, der seiner würdig war. Unter den Opfern seiner Wollust befand sich auch ein reitzendes Mädchen, Julie Silbermann, die Tochter eines Försters auf einem ihm gehörigen Gute in der Mark. Ihr Vater ließ sie von ihrem dreizehnten Jahre an in Berlin erziehen. Eitelkeit und Puzsucht machten sie schwach; und kaum war sie völlig erwachsen, so wurde sie von einem jungen Wüstling verführt. Sie verführte nun ihrer Seits den jungen Menschen zu ungeheuren Verschwendungen. Seine Anverwandten erfuhren das, und Julie mußte, um gerechter Ahndung zu entgehen, zu ihrem Vater fliehen. Hier kam sie Selenbergen zu Gesichte, den eine Reise auf das entfernte Gut gebracht hatte. Die Schönheit und die unschuldige Miene des Mädchens zogen ihn an. Sie, eine schon völlig ausgelernte Buhlerin; machte ihm mehr Mühe, als jemals vorher die Tugend. Endlich siegte er, und wurde nun bald überzeugt, daß Julie nichts weniger als unschuldig gewesen war. Indeß hielten ihre Buhlerkünste ihn länger fest, als es je ein tugendhaftes Mädchen konnte, und er brach seinen Umgang mit ihr nie gänzlich ab.

Dieses listige und reitzende Mädchen bestimmte

Selenberg zu einem Fallstrik für Hennig. Sie kam auf eine schriftliche Einladung von ihm. Er theilte ihr seinen Plan mit, und versprach ihr eine große Summe Geldes, wenn es ihr gelänge, den jungen Halden in ihr Nez zu ziehen. Um ihr dies zu erleichtern, machte er ihr eine sehr ausführliche Beschreibung von Hennigs Charakter, verhehlte ihr die Schwierigkeiten nicht, die sie antreffen würde, und reizte dadurch ihre Eitelkeit, auch einen so seltenen jungen Mann zu erobern.

Hennig bewohnte ein Haus in der Vorstadt, dessen Garten auf das Feld hinaus ging. Bei seinem Nachbar, einem Tischler, wurde Julie von dem Verwalter eines Selenbergischen Gutes eingemiethet. Der Verwalter machte bei dem Hauswirthe Stille und Einsamkeit zu der einzigen Bedingung; und nach einigen Tagen bezog Julie ein Stübchen, dessen Fenster in den Garten giengen. Sie war gut, höflich, gefällig, und dabei auch sehr einsam und fleißig. Ihre einzige Vergnügungen nach der Arbeit waren der Garten und ihre Harfe. Schon am ersten Abend sah sie den Forstmeister im Garten seiner Wohnung spatzieren gehen; sie hielt es indeß nicht für rathsam, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Erst nach einigen Tagen erklang ihre Harfe aus dem offnen Fenster, oder Abends aus der Laube.

Hennig hatte ein Fernrohr im Fenster stehen, mit dem er zuweilen in die Gegend hinaus sah. Jezt richtete er es dahin, woher die angenehmen Töne kamen. Julie sezte sich nun ruhig auf den Rasen in dem Garten, und schien nichts davon zu merken, daß sie beobachtet wurde. Bald las sie; bald hatte sie den Schooß voll Blumen, um Kränze daraus zu winden. Hennig konnte nie ihr Gesicht zu sehen bekommen, weil sie einen Hut trug, der es verdeckte; ihre Figur aber fand er äußerst reitzend. Da sie nicht wußte, daß ein Mann mit einem Fernrohr hinter einer Gardine stand, so nahm sie sich keine Stellung übel, doch ohne durch irgend eine die Sittsamkeit zu beleidigen. Jezt sah Hennig nur den weißen runden Arm und das schöne braune Haar, das auf dem weißen Halse schwamm; dann eine Weile den kleinen Fuß, der unter dem Rocke hervorstand, wenn sie sich auf den Boden gesezt hatte. Jezt beugte sie sich in dieser Stellung, auf die linke Hand gestüzt, vorwärts, um noch einen Zweig von der Myrte zu pflücken, die einen Schritt weit von ihr stand; und nun sah er den ganzen Fuß, ja auf einen Augenblik auch den weißen Strumpf bis zur Wade. Dann stekte sie den Myrtenstengel vor die Brust, und beugte sich wieder seitwärts, um eine Blume zu pflücken; und auf einen Augenblik wurde ihm nun der schöne, jugendliche Busen sichtbar. Endlich hob sie auch einmal den Kopf

auf, um das Wetter zu betrachten; nun sah er das helle blaue Auge, das liebliche Kolorit der Wangen, und dachte: ein schönes Mädchen!

Für einen jungen Mann von Hennigs offnem Herzen, der sich fast schon im Entstehen seiner ersten Leidenschaft von der Geliebten getrennt hat, ist ein schönes Mädchen in einem Garten die allergefährlichste Nachbarschaft. Kein Sofa in der Welt giebt zu so reitzenden Stellungen Veranlassung, als ein Grasplaz, auf dem das Mädchen sich zwischen zwei Rosenstauden lagert; und der schönste Pompadour, oder das Thee-Eingießen, kann es nicht halb so reitzend in Bewegung setzen, als ein Schmetterling, den es haschen will, und der bald hoch, bald niedrig, bald langsam, bald schnell, bald gerade aus, bald in einer Schlangenlinie, weiter fliegt. Jede Stellung, vom ruhigen Gehen an, bis zu dem leichtesten Laufen, kommt da in eine einzige Minute. Alle gut gebaueten Mädchen werden dadurch sehr reitzend; und nun gar die schöne Julie, die ihrem Körper durch die Tanzkunst Grazie zu geben gelernt hatte! Wer einmal die Vigano auf der Schaubühne sah, wird die Gefahr des armen Hennigs begreifen.

Julie aber bestürmte nicht nur seine Augen, sondern auch seine Ohren. Noch am späten Abend saß sie in einer Laube, und spielte die Harfe. Auch

sang sie dazu, freilich nur mittelmäßig; aber sie wußte recht gut, daß ein Mann, der den Tag über sich an der Gestalt eines Mädchens beinahe blind gesehen hat, am Abend leicht auch ihre nur erträgliche Stimme sehr angenehm findet.

Nach einigen Tagen fing sie an, gerade auf Hennigs Herz einzudringen. Sie sezte sich still in eine Laube, und lehnte den Kopf an einen Baum; dann ging sie langsam und traurig, mit gefaltenen Händen, den Garten einige male auf und ab; endlich zog sie einen Brief aus dem Busen, las ihn, bedekte die Augen mit ihrem Schnupftuche, hob die Arme gen Himmel auf, und versank dann wieder in eine schweigende Trauer.

Nun hatte sie gewonnen; denn Hennig legte das Fernrohr weg, und dachte mitleidig: was mag dem armen Mädchen wohl fehlen? In diesem Augenblicke ging Julie zu dem Garten hinaus, den Weidengang in das Feld, an Hennigs Garten vorüber. „Ich will sie fragen,“ dachte Hennig, „was ihr ist, und ob ich ihr helfen kann.“ Er ging hinunter, und stellte sich in die Hinterthür seines Gartens, weil Julie da wieder vorüber gehen mußte. Sie kam zurük, und hatte ihre Augen auf den Boden geheftet. Je mehr sie sich näherte, desto mehr verlor Hennig den Muth zu fragen: was fehlt Ihnen? Er wollte schon leise weggehen;

da

da erblikte sie ihn, und schien heftig zu erschrecken. Sie stellte sich furchtsam, weil sie glaubte, das würde ihn dreist machen. Da irrte sie sich aber. Hennig wäre dem Teufel unter die Augen getreten; doch einem schüchternen, furchtsamen, guten Mädchen? Ihm war bange, daß seine Worte zu hart, sein Aufdringen beleidigend seyn möchte. Sie warf im Vorübergehen einen schnellen Blik auf ihn, und er sagte mit der sanftesten Stimme: guten Abend, Mamsell! — Jezt stand Julie an einem schmalen Graben, der beide Gärten trennte. Hennig sprang hinzu, um ihr seine Hand zu reichen; aber so eben war sie hinüber gehüpft, und sagte mit einer sehr angenehmen Verbeugung: ich danke Ihnen. Nun hatte Hennig wieder Muth. Er zeigte auf den Graben, und sagte: „mich dünkt, Mamsell, Sie haben in Ihrem Leben schon breitere Abgründe zu überschreiten gehabt, als diesen. Sie sollten eine Hand, die Ihnen zu helfen bereit ist, nicht ausschlagen."

Julie seufzte. Es giebt mehr Abgründe, als hülfreiche Hände! . . Ich hoffe, bald ruhig zu seyn.

„Das wünsche ich Ihnen von Herzen; und sollte Ihr Geschik Sie wieder an einen Graben führen, so rechnen Sie auf diese Hand, Mamsell Nachbarin." — Sie dankte mit einem lächelnden Blicke,

Nachbarin? wiederholte sie fragend. — „Ja, Nachbarin!“ — Nun mußte Hennig ihr das erklären, und während dessen kamen sie an die Thür zu Juliens Garten. Sie sezte sich auf eine Bank, und der Forstmeister blieb ihr gegenüber stehen. Man sprach von dem schönen Abende, von der Natur, vom bestirnten Himmel. Dabei ließ Julie von ohngefähr fallen, daß sie die Tochter eines Landpredigers sey, und fing an zu stammeln.

„Leben denn Ihre Eltern noch?“ — Ja. — „Und wie geht es denn zu, daß Sie Sich hier aufhalten?“ — Sie seufzte; und Hennig sah ihr scharf ins Gesicht. Nun hob sie mit weinerlichem Tone an: glauben Sie nichts Böses, mein Herr. Ich bin sehr, sehr unglüklich. Meine Eltern lieben mich, und ich sie; aber dennoch sind wir getrennt, und müssen es seyn, so lange meine Unschuld mir theuer ist. O, nur die tiefste Verborgenheit kann mich vor den Verfolgungen eines grausamen Menschen retten!

„Liebe Mamsell,“ sagte Hennig jezt; „ich will nicht mehr wissen, als Sie mir freiwillig sagen wollen. Aber“ — er ergriff ihre Hand — „glauben Sie mir, bis hieher soll die Verfolgung Ihres Feindes nicht dringen. Betrachten Sie mich als Ihren Beschützer, als Ihren Freund. In der That, ich bin das schon gewesen, ehe Sie mich

noch kannten; denn ich habe Ihre Trauer gesehen.“

Julie unterbrach ihn, und dankte für das Versprechen seines Schutzes mit der entzükten Heftigkeit einer Hülflosen, die sich auf einmal gerettet sieht. Die Bekanntschaft war nun gemacht; und Hennig sagte, als er wieder auf seinem Zimmer war; „ich bin zu einer glüklichen Stunde hier eingezogen.“

Am folgenden Tage wünschte Hennig der schönen Julie über die Hecke weg einen guten Morgen. Sie dankte ihm freundlich aus der Laube, in welcher sie Thee trank; und er ritt ganz ruhig zu seinen Geschäften. Am Abend war Hennig in seinem Garten. Erst sprach er eine Zeitlang über die Hecke weg mit seiner Nachbarin; dann bat er sie, mit ihm noch einen Spaziergang zu machen. Sie schien zu errôthen; doch abschlagen konnte sie seine Bitte nicht wohl. Hennig bot ihr seinen Arm, als sie langsam aus dem Garten hervor trat; sie nahm ihn, und so gingen Beide in die duftende Wiese.

Hennig schilderte ihr seinen Oheim und dessen häusliches Leben. Sie mahlte ihm ein Gegenstük dazu aus ihrem väterlichen Hause; und es fand sich, daß sie Beide auf gleiche Weise erzogen wa-

ren. Nun konnte das unschuldige Mädchen wohl Vertrauen in Hennigen setzen! Was durfte sie bei einem Manne befürchten, dem Tugend und Reinheit des Herzens eben so theuer waren, wie ihr selbst! So etwas äußerte sie wirklich; und als Hennig sie bat, ihn mit ihrem Unglücke bekannt zu machen, trug sie kein Bedenken, seine Bitte zu erfüllen.

Sie sezten sich auf einen Haufen Heu. Als Julie ihre Geschichte anfing, faßte sie spielend eine Handvoll nach der andern, und ließ sie mit aufgehobnem Arme nach und nach auf sich herunter fallen. Hennig ahmte die Spielerei nach; er bestreuete so das schöne Mädchen allmählich mit Heu, und dann auch sich selbst, bis endlich Julie bei ihrer Geschichte ins Feuer gerieth. Wir geben diese Geschichte nur in einem troknen Auszuge; Julie aber erzählte sie mit hoher Leidenschaft. Bald ergriff sie versichernd Hennigs Hand; bald hielt sie sich, als ob sie noch jezt vor der Gefahr erschräcke, an ihm fest; ja, bisweilen vergaß sie sich so ganz, daß sie ihn mit Innigkeit umarmte. Gegen das Ende der Geschichte waren Beide in den Haufen Heu wie versunken, und Julie saß nicht mehr, sondern lag in Hennigs Armen.

„Ihr Vater war ein Prediger, weit von dieser Gegend. Der Edelmann im Dorfe, ein jun-

ger Wüstling, hatte eine heftige Leidenschaft zu ihr bekommen, und den Plan gemacht, sie zu verführen. Das unschuldige Mädchen war freundlich gegen ihn, und dachte an nichts Arges, bis er unverschämt wurde. Nun zog sie sich zurük. Der Edelmann, Patron der Pfarre, fing an ihren Vater zu kränken, und versuchte tausend Mittel, seinen boshaften Zwek zu erreichen. Sie äußerte den größten Abscheu vor dem Wollüstling, und er drohete mit Gewalt. Nun flog sie zu einem nahen Verwandten; aber auch da war sie nicht sicher. Endlich wurde sie von einem andern Verwandten hierher gebracht; doch der Edelmann war ihr schon wieder auf der Spur, und nur die tiefste Verborgenheit konnte sie vor seiner Verfolgung schüzen.“

Hennig fand das zwar ein wenig unwahrscheinlich; aber er sagte nichts, weil ihm seine Schwester einfiel. Die schöne Julie legte sich nun, mit Thränen in den Augen, ermattet in das Heu zurük, sah zum Himmel auf, und blieb einige Minuten so liegen.

„Armes, liebes Mädchen!“ sagte Hennig, als sie so ohne Bewegung da lag. „Liebes, liebes Mädchen!“ wiederholte er noch einmal, beugte sich mitleidig über sie hin, und sah, daß noch immer Thränen aus ihren Augen flossen. „Theu-

res, schönes Mädchen!“ sagte er zum drittenmal, und faßte sie in seine Arme. Der Siz war gefährlich! Hennig sank dicht neben ihr nieder; aber er blieb seiner mächtig, obgleich Julie schwieg und dadurch seine Lage noch mißlicher machte.

„Liebe Julie,“ sagte er sogleich; „kommen Sie! Der Rükweg wird Sie zerstreuen.“ Er nahm das Heu von ihrem Schooße, von ihren Füßen, und aus ihrem Haare. Dann stand er auf, faßte sie in seine Arme, küßte sie, und sagte: „unschuldige, reine Seele!“ Mit diesen Worten hob er den Fuß, um nach Hause zu gehen. Er brachte Julien vor ihren Garten, wünschte ihr eine gute Nacht, und ging ganz ruhig auf sein Zimmer. — Das ist ein seltsamer Mensch! dachte Julie, und schlüpfte in das Haus.

Die feine Julie war am Ende noch zu andern Ausrufungen genöthigt. Einer Mondfinsterniß wegen, die sie gern sehen wollte, war sie in einer der folgenden Nächte ganz allein bei ihm auf seinem Zimmer, und saß neben ihm auf dem Sofa. Sie hatte so viel Vertrauen zu ihrem guten Nachbar, daß sie sich, als sie müde wurde, an seine Brust lehnte, und — entweder vor langer Weile wirklich einschlief, oder sich aus Absichten so stellte; aber ungestörter hätte sie in ihrem Bette nicht schlafen können. Als die Mondfinsterniß, eine

totale, anfig, wekte Hennig sie sanft, und löschte das Licht aus, damit sie sehen könnte, wie dunkel es allmählig würde. Sie saß noch immer neben ihm auf dem Sofa, und lehnte den Kopf an seine Schulter. Er seufzte einmal, als er ihr Herz an seiner Brust pochen fühlte; auch legte er seine Lippen an ihre Stirn, und drükte sie an sich: aber dabei blieb es. Hennigs Phantasie war noch nicht von Bildern der Wollust entweihet; er seufzte Entzücken über die zutrauliche Freundschaft des lieben, zärtlichen Mädchens. Doch etwas Gefährlicheres hätte ihm nicht begegnen können; seine Seufzer waren in der That die Wirkung einer entstehenden Liebe zu dem reitzenden Mädchen.

Hennig fing an seiner Louise untreu zu werden; und hätte der feinen Julie nur geahnet, daß es Männer giebt, die lieben können, ohne wollüstig zu seyn, daß Liebe und Wollust sehr von einander verschieden sind: es wäre ihr leicht gewesen, Hennigs Liebe zu Louisen, die doch wirklich nur die erwachende Empfindung des jugendlichen heißen Herzens war, zu vernichten. Aber Julie wollte weniger als das; und gerade dadurch zerstörte sie ihr eignes Gebäude. Hätte sie ihren wahren Nahmen gesagt, und eine Fabel erfunden, bei der sie nicht am Ende als eine Lügnerin erscheinen mußte: so würde sie Hennigen weit haben treiben können.

Hennig theilte sein Herz beinahe schon; er fühlte eine fast eben so heiße Sehnsucht nach Julien als nach Louisen. Zwar nannte er seine Empfindung nicht anders als Freundschaft; aber doch mußte er sich selbst gestehen, daß diese Freundschaft sehr innig wurde. Seine Treue gegen Louisen war freilich noch unverlezt, und er dachte nicht an den Wunsch, in eine nähere Beziehung mit Julien zu treten; aber doch vergaß er jene fast gänzlich, wenn er Julien bei sich hatte. Und diese war jeden Abend bei ihm, oft halbe Nächte auf seinem Zimmer. Er lehrte sie die Harfe spielen, lehrte sie singen, und sein Herz wurde mit jedem Tage weicher. Nothwendig mußte er bald zu der Bemerkung kommen, daß Julie seiner Treue gefährlich wurde. Nun that er, was alle junge Leute in einem solchen Falle thun, was aber ein sehr gefährliches Mittel sich zu retten ist. Er stellte sich kälter gegen Julien. Sie merkte das, äußerte Unruhe, machte ihm Vorwürfe, und veranlaßte dadurch leidenschaftliche Unterhaltungen. Hennig entdekte ihr, daß er sein Herz und seine Hand vergeben habe; doch in so räthselhaften Ausdrücken, daß diese Entdeckung wie eine Liebeserklärung aussah. Hier hätte nun Julie ihre Rolle besser spielen sollen. Sie mußte erschrecken, in sich versinken, und so weiter. Wirklich fing sie recht artig an; aber sie war nicht im Stande, ein so reines Herz, wie Hennig hatte, zu behan-

deln. Sie gab zu verstehen: eine Untreue sey eben kein großes Verbrechen, wenn nun die Betrogene sie nicht erfahre.

Das sagte sie nicht in eben dem Augenblicke, als Hennig ihr seine Liebe entdekte, sondern einige Tage nachher, auch nicht so geradezu, sondern sehr bemäntelt, mehr mit Blicken, mit Umarmungen, als mit Worten. So fein das auch angefangen war, so machte es Hennigen doch stutzig. Er hatte geglaubt, sie würde ihre schon sichtbar genug gewordene Leidenschaft nach dieser Entdeckung verbergen; aber zu seiner Verwunderung geschah das Gegentheil, Doch eine Geliebte kann viel thun, ehe der Liebende es wagt, sie zu beschuldigen.

Hennig sich sich wieder von dem Zuge ihrer Leidenschaft fortreißen; aber ein Brief von seinem Oheim, und die zwei Worte: „Treue! Louise.“ auf einem Stükchen Papier, löschten, wie durch einen Zauberschlag, die verzehrenden Flammen in seiner Brust, obgleich nicht den glühenden Grund seines Herzens. Gerade um die Zeit, da er sonst Julien zu besuchen pflegte, ritt er heute aus. Er wußte selbst nicht, wie es zuging, daß sein Pferd sich auf die Wiese hinter seinem Garten verirrte. Nur durch eine Art von Anstrengung gelang es ihm, die Wiese zu verlassen. Er kam

spät nach Hause, ging auf sein Zimmer, hütete sich sogar, einen Blik in den Garten zu werfen, und kleidete sich aus, um dann noch etwas zu arbeiten. Da pochte jemand leise an seine Thür, und Julie trat herein.

Sie traf die rechte Stunde. Nie ist man leichter untreu, als wenn man sich so eben fest entschlossen hat, recht treu zu bleiben. Man fühlt sich dann so stark, daß man die einzige Wehr, Behutsamkeit, von sich wirft. Hennig eilte, mit dem Ausruf: meine Freundin! auf Julien zu; und seine Freundin lag weinend, die Hände ringend, an seinem Herzen. Nein, sagte sie zärtlich: Sie hassen mich! ja, Sie hassen mich! Dieser Vorwurf nöthigte Hennigen, ihr zu beweisen, daß er sie nicht haßte. Er umarmte sie, drükte sie an seine Brust, und war sogar schwach genug, ihr zu versichern, daß er sie liebe.

Kaum hatte er das gesagt, so erschrak er, und wollte den Fehler wieder gut machen. Er entdekte Julien den Zustand seines Herzens, und versicherte zwar nicht, daß er sie mehr liebe als Louisen, sagte aber doch genug, um sie auf den Gedanken zu bringen. Mit Innigkeit faßte er ihre Hände, küßte sie, und benezte sie mit Thränen. Er beschwor Julien, ihn zu vergessen; kurz, er that Alles, um die Leidenschaft noch mehr zu entflam-

men. „Ja," sagte er endlich: „ja, wir müssen uns trennen, wir müssen!" Bei diesen Worten stand er auf, und Julie mit ihm. Er näherte sich der Thür, um sich selbst zu überreden, daß sein Vorsaz fest sey; denn er fühlte jezt, daß er das Mädchen nicht würde fahren lassen.

Julie hielt seine Bewegung nach der Thüre hin für Ernst, und sagte: Halden, ich verlange ja Ihre Hand nicht; ich bin gern mit Ihrem Herzen zufrieden. Geben Sie der glüklichen Louise Ihren Nahmen; mir lassen Sie nur einen Theil Ihrer Liebe.

„Wie ist das möglich, Julie?" sagte Hennig betreten. „Ich sollte noch mehr betriegen? Habe ich nicht die gute, treue Louise schon ohnedies betrogen? Denken Sie, wenn Sie ein Mann so betröge!"

Julie mußte hier schaudern, die Hände zusammenschlagen, den stärksten Abscheu äußern, sich mit erhabenem Pathos an die beleidigte Louise wenden, und feierlich schwören, daß sie ihn niemals wiedersehen wollte. Hätte sie das gethan, so würde Hennig sie nicht gelassen haben; allein die Buhlerin glaubte, er sönne nur auf ein Mittel, wie er sie besitzen könnte, ohne Louisen sein Wort zu brechen. Sie umfaßte ihn mit Zärtlichkeit,

und sagte liebkosend: wie kann denn Louise erfahren, daß Sie mich lieben?

Etwas Unbesonneners hätte sie gar nicht sagen können; denn das Wort Liebe mußte sie schlechterdings vermeiden. Hennig sprang auf; er sah den Abgrund vor seinen Füßen, und sagte erschrokken: „nein, es ist nicht möglich; sie muß es erfahren!“ Julie wurde durch diese Worte noch mehr in ihrem Irrthume bestärkt, und glaubte jezt, den Sieg schon in Händen zu haben. Sie bat ihn, sich zu ihr zu setzen, und wollte ihm nun begreiflich machen, daß Louise gar nichts verlöre, wenn sie nur seine Untreue nicht erführe. Hennig schwieg, weil er vor Schrecken und Abscheu nicht ein Wort sagen konnte. Sie hätte seine Empfindungen in seinem Gesichte lesen können; aber er saß im Schatten, mit dem Rücken gegen das Licht gewendet, und überdies lispelte sie mit niedergeschlagenen Augen. So fuhr sie denn muthig fort, das System einer planmäßigen Betriegerei auseinander zu setzen, die ihr so höchst natürlich schien.

Hennig hörte Anfangs mit immer größerem Abscheu, doch endlich mit Kälte, zu. „Ich will das überlegen,“ sagte er ruhig, und stand auf. „Jezt aber gute Nacht, liebes Kind!“ Er faßte ihre Hand, führte sie hinunter bis an ihre Gartenthür, und ließ sich kein Wort entfallen, woraus

sie ihn errathen konnte. Als er wieder auf sein Zimmer zurük gekommen war, ging er eine Weile heftig auf und nieder, und rief dann endlich: „Louise, Louise! für wen hab' ich dich aufgegeben! Betriegen! dich betriegen!“ Er legte sich in das offne Fenster, und weinte Thränen der Scham, der bittersten Reue. Nicht lange, so hörte er Julien die Harfe spielen. Sonst konnten diese Töne sein Herz in Bewegung setzen; doch izt fand er sie widrig, und machte das Fenster zu. Je länger er überlegte, desto stärker quälten ihn die Vorstellungen: „was würde Louise sagen, wenn sie das wüßte! Ja, ich habe sie betrogen, und muß sie betriegen, so lange ich lebe; denn kann ich ihr das je entdecken?“

Jezt kam er auf den Gedanken, den Zeugen seiner Untreue, Julien zu entfernen. Er ging am folgenden Morgen zu ihr, erkundigte sich näher nach ihren Verwandten, und sagte, daß er an diese schreiben wollte. Julie gerieth in Verwirrung. Sie verwickelte sich in Widersprüche, die Hennigen bei seinem jetzigen Mißtrauen nicht entgingen, und konnte auch ihren Verdruß über das Scheitern ihres Planes nicht ganz verbergen. Hennig, der sie jezt mit forschenden Augen ansah, bemerkte etwas Zweideutiges in ihren Blicken, in ihren Bewegungen; seine Achtung für sie verlor sich gänzlich, und er fühlte nun bei ihr nichts mehr, als daß sie

schön war. Julie machte in den nächsten Tagen noch einige Versuche, die vorigen Empfindungen wieder bei ihm zu erregen; und es gelang ihr auf gewisse Weise. Hennig schloß sie wirklich aufs neue an seine Brust, und seine Küsse waren heißer, als je; aber seinem Betragen fehlte izt jenes Zarte, Feine der Achtung. Nicht eine einzige Fiber seines Herzens, nur seine Sinnlichkeit, brachte Julie in Bewegung. Und jede solche Minute kostete ihr den ganzen Aufwand von zärtlichen Blicken und Liebkosungen, welchen die vorige gekostet hatte. Seine Seele blieb nicht, wie sonst, in einer fortgehenden Bewegung der Leidenschaft; immer mußte ihn ein Sturm aufs neue erschüttern. So oft sie ihn aus ihren Armen ließ, fühlte sie immer mehr, daß sie ihn unwiederbringlich verloren hatte.

Er drang noch bestimmter wegen ihrer Verwandten in sie, und sie suchte eine Ausflucht über die andre. „Nicht wahr?“ sagte er endlich mit einem Lächeln, das fast wie Spott aussah! „Sie haben mir eine Fabel erzählt, und halten Sich aus andern Ursachen hier auf?“ Julien schlug das Herz; sie erröthete, wurde dann bleich, und verwickelte sich aufs neue in Widersprüche. Hennig brach das Gespräch ab, wurde einsylbig, und verließ sie bald mit sichtbarer Kälte.

Nun trieb er seine Geschäfte, wie zuvor, ohne

sich weiter um Julien zu kümmern. Wenn sie sich ihm in den Weg stellte, so sprach er mit ihr, aber nur kalt und höflich. Er war schon völlig überzeugt, daß sie ihn betrogen hatte; indeß drang er noch einige male in sie, ihm zu sagen, woher sie wäre, und was sie zur Absicht hätte. Sie blieb hartnäckig bei ihrer ersten Erzählung, hatte aber sogar Hauptumstände vergessen, und sagte heute gerade das Gegentheil von dem, was sie einige Tage vorher gesagt hatte.

Eines Morgens erfuhr sie zu ihrem großen Verdrusse, der Forstmeister von Halden sey in eine andre Gegend der Stadt gezogen. Sie eilte, sobald es finster war, zu Selenbergen, und erzählte ihm den ganzen Verlauf ihrer Geschichte vom Anfang an sehr ausführlich. Er lächelte, und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf. Als sie endlich auf den Umstand kam, daß Hennig aus der größten Leidenschaft auf einmal in die größte Kälte übergegangen sey, sagte Selenberg: Mädchen, du hättest Frau von Halden werden können, wenn du einen Phantasten zu behandeln wüßtest! Aber es ist schon gut so. Bleib jezt nur in deinem Hause einsam und traurig. Wenn dich Leute sehen, so halte dein Tuch vor die Augen, und klage über Unglük, über die Treulosigkeit der Männer. Du mußt nur wissen, daß deine Rolle noch nicht zu Ende ist.

Durch die dritte und vierte Hand machte nun Selenberg einen jungen Herrn auf Juliens Schönheit aufmerksam, und ließ ihm auch zuflistern, daß sie die Geliebte des Forstmeisters von Halden gewesen sey. Der junge Herr sah das Mädchen, fand sie bezaubernd, erkundigte sich, und miethete eben die Zimmer, die Hennig vorher bewohnt hatte. Julie war einsam, und weinte fast ununterbrochen. Die Leute in ihrem Hause erzählten: der Forstmeister von Halden sey mit ihr vertraut umgegangen; aber auf einmal habe er seine Wohnung neben an verlassen, und seitdem weine die schöne junge Mamsell, daß es einen Stein erbarmen möchte.

Das wurde weiter erzählt, und kam mit ungeheuern Zusätzen an den Hof. Nicht lange, so war es auf ganz natürlichen, unverdächtigen Wegen auch in Ransleben bei der alten Cousine, die mit mehreren Personen in der Residenz Briefe wechselte. Lesen Sie einmal, Gräfin! sagte das Fräulein, und hielt Louisen den Brief hin. Diese las, und wurde blaß; doch bemerkte sie auch das boshafte Lächeln des Fräuleins, gab den Brief zurük, und sagte: „hat man nicht noch sonst etwas von Halden? Ich wundere mich, daß man so lange ruhig gewesen ist!“ Bald aber kamen Besuche aus der Residenz, und die erzählten einstimmig, daß der Forstmeister Halden ein gewisses

schönes

schönes Mädchen geliebt habe. — Er liebt sie noch, sagten Einige. — Nein, er hat sie verlassen, sagte ein Anderer. Sie vergeht fast vor Gram. Ich habe sie selbst gesehen; sie ging im Garten auf und nieder, und weinte bittre Thränen. Schön ist sie, das kann man ihr wirklich nicht absprechen! — Das Alles drang wie Dolchstöße in Louisens Herz; aber noch immer behielt sie Glauben an Hennigs Tugend. Verläumdung! dachte sie; das beweisen ja die Widersprüche, mit denen die Begebenheit erzählt wird.

Louise vertheidigte Hennigen gegen ihren Vater mit dem zärtlichsten Eifer. Der Graf sagte mit Kopfschütteln; „ich muß das genau wissen! Wir wollen selbst nach der Residenz.“ — Sie werden sehen, erwiederte Louise, daß ich Recht habe, und daß er nur verläumdet wird.

Das Fräulein schrieb der Kammerherrin: die Reise wäre beschlossen; und Karl eilte in die Residenz zu Selenbergen. Nun wurde Julien Louisens Gestalt sehr genau beschrieben, weil diese gegen das Fräulein geäußert hatte, daß sie ihre Nebenbuhlerin selbst sprechen wollte.

Louisen pochte das Herz immer stärker, je mehr sie sich der Residenz näherte. Gleich nach der Ankunft schikte sie zu Hennigen; der war aber nicht

da, weil Selenberg ihn durch einige Bekannten zu einer kleinen Reise auf einige Tage hatte bereden lassen. Jezt wurde Louise noch unruhiger. Gegen Abend hängte sie einen Flor über, wickelte sich in eine Enveloppe, nahm ihre Jungfer mit, und begab sich zitternd nach der Vorstadt. — Der Jäger, der sie begleitete, mußte sich nach der Wohnung des Forstmeisters erkundigen. Louise ging nun gerade in das Haus, worin Julie wohnte, und bat um Erlaubniß, durch den Garten auf die Wiese zu gehen, wohin sie den Jäger schon geschikt hatte, daß er sie da erwarten sollte. Dann fragte sie nach dem Preise eines Tisches, der gerade da stand, und kaufte ihn, ohne etwas abzudingen. Nun war das Gespräch in Gang gebracht. Louise erkundigte sich nach dem Forstmeister Halden, und bekam von der Frau des Tischlers nur ein Achselzucken zur Antwort. Sie fing wieder an: „es gehen ja wunderliche Gerüchte von dem Forstmeister umher. Hier in der Nähe soll ein Mädchen wohnen . . .“

Hier im Hause, schönes Mamsellchen! Wahrhaftig im Hause wohnt das gute, unglükliche Kind, das so angeführt ist.

Louise sezte sich sogleich in einen Lehnstuhl, und hielt den Fächer vor das Gesicht, um ihre Todtenblässe zu verbergen; denn sie fühlte, daß ihr Blut

aus den Wangen zurüktrat. Sie fragte mit zitternder Stiimme: „angeführt? von wem denn?“

Je nun, von wem sonst, als von dem Herrn Forstmeister? Sehen Sie, das gute Kind wurde hier von einem Verwandten eingemiethet, weil wir ordentliche und ehrbare Leute sind. Ach, Sie sollten nur wissen, was das arme Julchen schon vorher ausgestanden hatte! Nun war sie hier, und lebte ganz still für sich. Aber nicht lange, so ging ihr der Forstmeister auf allen Schritten nach. Bald sezte er sich im Garten neben sie, bald nahm er sie mit hinaus auf die Wiese. Er war auch still, gar nicht so, wie die andren jungen Herren. Und schön ist er dazu, wie ein Wachsbild. Ja, wie das so geht! Zulezt hatte er sie doch beschwazt. Nun waren sie alle Abende auf der Wiese oder in der Laube zusammen; und die Gartenthür stand dann immer offen. Lieber Gott! wer denkt an alles? Da ist sie denn oft die ganze Nacht bei ihm auf seiner Stube gewesen. Das haben wir erst hinterher erfahren. Und das war ein Geherze und Gedrücke und Geküsse! Freilich, trocken Holz brennt leicht. Sehen Sie, wie nun junge Mannsleute sind! Er mochte endlich ihrer müde seyn. Auf einmal war er ausgezogen, und seitdem hat das arme Kind kein troknes Auge mehr. Sie nimmt keinen Trost an, und klagt nur immer über ihr Unglük. Gott behüte, wenn's wahr wäre!

„Was denn?“ fragte Louise zitternd; „was soll denn wahr seyn?“

Ja, liebes Mamsellchen, bedenken Sie doch nur! Das arme Julchen war ja ganze Nächte bei ihm auf der Stube; und da beten so ein Paar junge Leute nicht zusammen! Es sollte mich eben nicht wundern, wenn sie von ihm schwanger wäre.

Louise seufzte bei diesem unglükichen Worte tief und ängstlich. Sie stand jezt auf, um Julien selbst zu sprechen, weil doch die Aeußerung der Frau noch immer zweifelhaft war. Ihre Jungfer mußte ihr in den Garten folgen.

Julie kam ihr entgegen, erkannte sie sogleich, und redete sie mit etwas Gleichgültigem an. Louise winkte ihrer Jungfer, daß sie auf die Wiese gehen sollte, und sezte sich mit Julien in eine Laube. Sie würde dennoch ihre Absicht nicht haben erreichen können, wenn Julie ihr nicht halb entgegen gekommen wäre. Ach, ein trauriges Gesicht, fing diese an, ist jezt für mich der beste Anblik; und Sie scheinen ja traurig, liebe Mamsell. Nun war das Gespräch angeknüpft. Louise erzählte, was ihr die Wirthin gesagt hatte, und bezeugte ihr Mitleiden darüber. Ach, leider! erwiederte Julie mit klagender Stimme: ich kann es nicht leugnen, so gern ich auch möchte! Warum hätte ich auch

ein Geheimniß aus dieser Liebe machen sollen, da mir der treulose Mann so oft aufs heiligste versicherte, daß er mich heirathen würde!

„Sie heirathen?“ fragte Louise mit leiser Stimme, und faßte zitternd Juliens Hand.

Ach, dies Versprechen, dem ich so ganz trauete, hat mich unaussprechlich unglüklich gemacht. Nur der Bösewicht weiß, wie fürchterlich, wie verzweiflungsvoll mein Zustand ist.

„Gott im Himmel!“ rief Louise, die Hände empor hebend, mit einem schmetternden Tone, der deutlich sagte, daß ihre Seele zerrissen war. Julie erschrak, und schlug zitternd den lichtscheuen Blik zu Boden; eine schmerzhafte Angst ergriff ihre zagende Seele. Sie faßte Louisens Hände, und zog sie nieder, weil es ihr war, als ob die Betrogene um Rache an ihr zum Himmel riefe. Nein, sagte sie ängstlich und bittend: nein, er ist kein Bösewicht! Ich, ich bin die Unglükliche! — Es giebt keinen Teufel auf der Erde; so boshaft wie Julie seyn sollte, ist kein Mensch. Selbst Selenberg würde bei Louisens Angst, bei ihrem Jammergeschrei sich gescheuet haben, sein Verbrechen zu vollenden.

Julie floh die Schrecken ihres Gewissens, und

eilte, in der Meinung, daß sie nun der Gräfin die ganze Verrätherei entdekt habe, aus dem Garten nach ihrem Zimmer. Louise ging zitternd und trostlos auf die Wiese, stüzte sich da auf den Jäger, und schwankte mit brennendem Schmerz im Busen, ohne Trost und ohne Glauben an die Menschheit, nach Hause.

Julie lief zu Selenbergen, und stürzte mit bleichem, angstvollem Gesichte zu ihm in das Zimmer. Nein, sagte sie laut; länger will ich nicht Menschen quälen. Ich muß fort, oder ich entdecke Alles; und dann können Sie thun, was Sie wollen.

Es kostete Selenbergen Mühe, von ihr herauszubringen, was sie so erschrekt hatte. Sie beschrieb die Angst der Gräfin, und versicherte, daß der Anblik ihr fürchterlich gewesen wäre. Sogar Selenberg fühlte eine Art von Mitleiden für Louisen; indeß, zurükzugehen konnte ihm nicht einfallen. Er gab Julien die versprochne Summe, und sie reiste noch in eben der Nacht, sobald nur ihre Kleider eingepakt waren, wieder zu ihrem Vater. Selenberg fand das recht gut; jede Entdeckung der Intrigue war nun verhindert, und das Gift doch richtig da angebracht, wo es wirken sollte.

Die unglükliche Louise überließ sich, als sie wieder auf ihrem Zimmer war, der Verzweiflung,

Noch einmal rief die Liebe ihr zu: „nein, es war Halden nicht! Das Mådchen hat sich geirrt!“ Ob sie gleich nicht einsah, wie es anders seyn sollte, so glaubte sie dennoch dieser schmeichelnden Stimme, und ging am folgenden Morgen noch einmal zu Julien, um mit ihr recht ruhig zu sprechen. Sie erinnerte sich, daß Julie ihr noch zugerufen hatte: er ist kein Bösewicht! Ueber diese Worte sollte das Mådchen ihr Erlåuterung geben. Als sie, mit einer leisen Hoffnung im Herzen, in das unglükliche Haus trat, hörte sie, daß Julie in der Nacht abgereist sey. Ich weiß nicht, fing die Frau des Tischlers an, wie das so seltsam war mit der Mamsell. Sie sagte mir gestern mit großer Angst: wenn Sie nur nicht da gewesen wären! Und dabei war sie so sonderbar, daß ich wirklich ungleiche Gedanken habe. Noch, als sie weg ging, sagte sie: ach, hätt' ich mich doch nicht dazu bringen lassen! Das arme Mädchen! Ich fragte, wen sie meinte; da sagte sie: das Frauenzimmer, das Frauenzimmer, das gestern hier gewesen wåre! Sie!

„Mich?“ erwiederte Louise lächelnd, und drükte der Frau mit fröhlicher Hoffnung die Hand, weil die Ahnung einer Betriegerei in ihrer Seele aufstieg. Die Frau mußte jezt noch einmal wiederholen, wie alles gekommen war; aber ihre Erzählung blieb ganz dieselbe. Sie hatte einen Be-

sen in der Hand, und sagte zulezt: ich wollte eben das Zimmer der Mamsell wieder ausfegen. Louise ging, aus Neugierde zu sehen, wo Julie gewohnt hatte, mit in das Zimmer. In diesem Augenblicke klingelte jemand, und die Frau mußte hinunter. Louise, die allein blieb, stand an einer Kommode, deren Schubkasten herausgezogen waren. Sie sah ein Papier darin liegen, nahm es, und erstarrte, als sie fand, daß es ein Billet an Julien von Hennigs Hand war. „Nein, Julie," schrieb er; „eine solche Nacht darf nicht wieder kommen! Sie machen Sich unglüklich, und mich elend. Mein Herz blutet; aber ich darf Sie nicht wiedersehen. Sie wissen die Bande, mit denen ich gebunden bin. Länger will ich nicht das reinste, treueste Herz, Louisen, betriegen. Nie wieder eine solche Nacht! Bedenken Sie, wie leicht das Glük dreier Menschen zerstört werden könnte. Adieu. Ich sehe Sie heute nicht. H."

Als Louise das las, rann eine große Thräne langsam aus ihrem Auge, und ihr Herz zog sich kalt in ihrer Brust zusammen. Sie stekte das Billet ein, ging die Treppe hinunter durch den Garten, und so über die Wiese nach Hause. Im Gehen siegte ihr jungfräulicher Stolz über jede andre Empfindung ihrer Seele, und sie wurde kalt bis zur Gefühllosigkeit. Es ist ein sehr elender Mensch! sagte sie leise, und ihr Schritt wurde

immer fester. Sie trat als sie nach Hause kam, gleichgültig und kalt in das Zimmer. Die alte Cousine wußte schon durch nachgeschikte Leute, daß Louise gestern und diesen Morgen in der Vorstadt gewesen war. Nun? fragte sie; haben Sie noch keine Nachricht, ob es mit dem Forstmeister so ist, wie die Stadt sagt?

Louise antwortete kalt: „Sie haben Recht gehabt, Cousine. Halden ist ein verächtlicher Mensch. Ich bitte Sie jezt um weiter nichts, als daß Sie in meiner Gegenwart seinen Nahmen nicht mehr nennen.“ Sie forderte ein Blatt Papier, und schrieb: „Stärker kann ich Ihnen meine Verachtung nicht ausdrücken, Herr Forstmeister von Halden, als dadurch, daß ich Ihnen dieses, von Ihrer eignen Hand geschriebene Billet zuschicke. Louise Gräfin von Espenbruch.“ Sie schlug Beides in ein Couvert, machte die Addresse, siegelte mit zitternden Händen, klingelte, und sagte zu dem hereinkommenden Bedienten mit Stolz: „das sogleich zu dem Forstmeister von Halden. Man soll es ihm geben, so bald er zurükkommt. Bestell' Er das; es ist daran gelegen.“

Nach einer Stunde sah sie den Bedienten wieder, und fragte kalt: „hat Er das Billet abgegeben?“ Ja; ich habe den Herrn Forstmeister selbst gesprochen. Er war eben zurükgekommen.

Ich fragte, ob ich Antwort bekäme; aber er war auf einmal so bleich geworden, wie die Wand, und ging, ohne mir etwas zu sagen, ins Zimmer. Als es mir zu lange währte, schikte ich seinen Bedienten zu ihm hinein. Der schüttelte, als er wieder herauskam, bedenklich den Kopf, und sagte: Antwort ist nicht nöthig.

Diese wenigen Worte rührten Louisen so sehr, daß sie sich abwenden mußte. Noch einmal rief eine Stimme in ihrem Innern ihr zu: er ist unschuldig! Aber ihre Empfindlichkeit brachte diese Stimme sogleich zum Schweigen. Sie befahl den Bedienten: wenn Halden etwa kommen sollte, ihn abzuweisen; doch der so schwer bestrafte, unglükliche, furchtsame Halden kam nicht.

Er saß in dem furchtbarsten Schweigen, mit Louisens Billet in der Hand, und fühlte sich schuldiger, als er wirklich war. Julie hatte Anfangs sein Mitleiden, und dann seine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht, ohne daß sein Herz Louisen untreu wurde. So wie er etwas Zweideutiges an dem Mädchen merkte, verlor es auch den Reiz für seine Sinne. Nun wurde es ihm gar nicht schwer, aus Juliens Nachbarschaft wegzuziehen; und mit dem ersten Schritt in sein neues Zimmer war auch seine Liebe zu Louisen in ihrer ganzen Stärke wieder erwacht. Freilich wird man seine

Gefühle für Julien Untreue nennen; aber — wer sagen kann, daß er bei so mannigfachen Versuchungen zur Untreue stärker gewesen seyn würde, als Hennig, der werfe den ersten Stein auf ihn!

Wie ist mein Billet in Louisens Hände gekommen? dachte Hennig, als er sich von seinem Schrecken ein wenig erholt hatte. Er nahm Hut und Stok, eilte nach Juliens Wohnung, und hörte zu seinem Erstaunen, daß sie nicht mehr da sey. Die Wirthin erzählte ihm, daß gestern und heute eine junge Mamsell da gewesen wäre, die an Juliens Schiksale sehr vielen Theil genommen hätte. Er erkannte aus ihrer Beschreibung sehr leicht Louisen, und gerieth nun in eine noch größere Verwirrung. Als er langsam wieder zurükging, überdachte er die ganze Begebenheit noch einmal. Sollte er glauben, daß Alles so angelegt wäre, um ihn seiner Louise verhaßt zu machen? Es sprach Manches für diese Vermuthung; aber doch fand er auch, daß Alles sich ganz natürlich, ohne einen listigen Plan, so hatte reihen können. „Ich habe sie verloren!“ sagte er zulezt mit tiefem Schmerze, und versank in das Gefühl seines Unglüks.

Hennig behielt indeß einen mächtigen Fürsprecher bei Louisen. Zwar hatte Suschen von ihr ausdrüklichen Befehl bekommen, seinen Nahmen

nicht zu nennen, und sie gehorchte auch wirklich eine Weile; endlich aber erzählte ihr der Jäger so viel, daß sie ihrem Herzen Luft machen mußte. Ach, Gott erbarme sich! fing sie an. Ich will wohl schweigen, nicht ein Wort will ich sagen; aber ich wollte nur, sie trügen seine Leiche hier vor dem Fenster vorüber, wenn er todt seyn wird! Nicht vier Wochen lebt er mehr, der arme Herr!

Louise fuhr aus ihren Träumen auf, und ihre Phantasie ergriff das neue Bild, das Suschen vor ihre Seele gebracht hatte. — Bleich ist er wie ein Schatten, fuhr Suschen fort; er ißt und trinkt nicht. O, es soll ein Anblik zum Erbarmen seyn, sagen seine Bedienten. Lieber Gott! was hat er denn nun Großes begangen? Mit der Mamsell ein wenig schön gethan, das ist es ja Alles!

Louisens Mitleiden verwandelte sich wieder in Abscheu. „Schweig, Mädchen!“ sagte sie erbittert. „Es ist ein elender Mensch!“

Nun ja, ich will schweigen; aber Eins muß ich noch sagen, weil es mir sonst das Herz zerdrükt. Sie sind unbarmherziger als ein Stein; und Sie werden es noch bedauern, wenn Sie erfahren, was ich weiß. Ja, schweigen will ich, und wenn er sich auch eine Kugel durch das Herz schießt. Bin

ich doch unschuldig daran! Ich habe gesprochen, als es noch Zeit war.

Louise glaubte, als Suschen das sagte, eine Kugel in ihrem eigenen Herzen zu fühlen. Sie blikte auf, und sah, daß dem Mädchen die Augen voll Thränen standen. „Wenn er unschuldig wäre," sagte sie jezt sanfter, „so käme er ja wohl! Aber nein! O Gott! der elende, abscheuliche Mensch! Er mag thun, was er will, und was er verantworten kann. Ich will nichts mehr von ihm wissen. Und mit dem Todtschießen hat es nichts zu sagen."

Solche Gespräche führte Suschen oft; und endlich kam sie auf den Einfall, Hennigen durch den Jäger sagen zu lassen: er möchte Louisen zu sprechen suchen; sie ließe sich dann gewiß versöhnen.

Hennig wagte es nicht, das zu glauben. Er fand eine Art von Genugthuung für Louisen darin, wenn er jede Hoffnung auf sie in sich selbst zerstörte. „Ich fühle," dachte er, daß ich Louisens Herz nicht verdiene, und muß ihr zeigen, daß ich es fühle." Das Leben war ihm jezt eine Last, und er hatte einige male den Gedanken, zu der Russischen Armee zu gehen, um gegen die Türken zu dienen. Dieser Gedanke wurde in seiner Seele

immer lebhafter, weil die Ausführung so gefährlich war, und auch immer süßer, weil sich eine Hoffnung mit ihm vereinigte. „Sie wird," dachte Hennig, „um dich weinen, für dich zittern, wenn sie hört, wie nahe du dem Tode bist, und endlich vielleicht dich zurükrufen!" Er hatte noch eine andere nähere Hoffnung. Nothwendig mußte er Abschied von ihr nehmen, und dann wollte er ihr sagen, daß er, um sein Verbrechen zu büßen, in den Tod ginge. Zwar endigte seine Phantasie diese Unterredung immer mit seiner Abreise; aber zwischen durch blikte doch die Hoffnung auf, daß Louise ihn nicht weg lassen würde. Er bildete den Plan aus, an den sich die süßesten Vorstellungen hefteten; indeß aus einem gewissen Instinkte verschwieg er ihn, um den Weg zur Rükkehr immer offen zu behalten. Endlich war er fest entschlossen, Louisen zu sprechen, bloß, wie er sich selbst überredete, um ihr Lebewohl zu sagen.

Suschen übernahm es, ihn einzuführen, oder ihm wohl gar von Louisen selbst Erlaubniß zu einem Besuche zu verschaffen. Das Leztere war unmöglich; Louise wollte durchaus nichts von dem treulosen Hennig wissen. Indeß sagte sie jeden Nachmittag zu ihrer Jungfer: heute Abend will ich allein bleiben und nicht in das Gesellschaftszimmer gehen. Und hörte sie dann Abends etwas an der Thür, so zitterte sie, und glaubte, daß es

Halden wäre. Suschen wagte also nichts, wenn sie ihren Plan ausführte; und das war um so leichter, da der Graf in einem großen Wirthshause wohnte, wo viel ein- und ausgegangen wurde.

Eines Abends kam Halden in einen Mantel gehüllt, und ging zitternd hinter Suschen her, die schon auf ihn gewartet hatte. Da! sagte Suschen leise, und zeigte auf die Thür des Zimmers. Hennig seufzte, und wollte zurük; aber Suschen nahm ihm den Mantel ab, machte das Zimmer auf, und stieß ihn, halb böse über sein Zaudern, hinein.

Louise, die den Kopf in die Hand gestüzt hatte, blikte mit nassen Augen auf, und sah ihn bleich und ängstlich an der Thüre. Beide waren sehr erschüttert, und konnten nicht sprechen. Louise mußte die Augen niederschlagen, um den gefährlichen Menschen nicht länger zu sehen; denn in ihrer Brust regte sich etwas, das sie bereden wollte, ihm mit geöffneten Armen zu sagen: ich habe dir vergeben!

Hennig fragte endlich mit einem Tone, der ihr Herz durchdrang: „darf der Unglükliche Sie noch einmal sehen?“ Louise empfand das innigste Mitleiden; aber so auf einmal und so ganz konnte sie

ihm doch nicht verzeihen: das ging der Zukunft wegen nicht an. Sie haben mich betrogen!? sagte sie mit einem Tone, daß die Worte halb wie eine Versicherung, halb wie eine Frage klangen. — Hennig schwieg in dem Bewußtseyn seiner Schuld. — Betrogen haben Sie mich! sagte Louise etwas härter, weil sie ein Nein von ihm erzwingen wollte. Er schwieg wieder eine Weile, und sagte dann traurig: ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen. — Haben Sie mich betrogen? fragte Louise zum drittenmale; und jezt war nicht mehr etwas Versicherndes, sondern etwas Wehmüthiges in ihrem Tone, weil das Wort „Lebewohl" sie sanfter gemacht hatte.

„Ach, Louise, warum zwingen Sie mich, mein eigenes Urtheil zu sprechen! Ja, ich war einen Augenblik ein Verbrecher. Eine unglükliche, schwache Stunde . . .! Ja, ich habe Sie betrogen."

Louise fand in diesen Worten mehr, als Hennig damit sagen wollte. „Eine unglükliche, schwache Stunde!" Dabei dachte sie an die Vermuthung, welche die Tischlersfrau über Juliens Zustand geäußert hatte. Ihre Wangen fingen an zu glühen, und Eifersucht verzehrte in ihrem Herzen alle sanftern Empfindungen. Verlassen Sie mich! sagte sie zornig; Sie sind ein Elender!

„Louise,"

„Louise," sagte Hennig betroffen; „soll das mein Lebewohl seyn? O, lassen Sie mich nur noch einmal einen Ton der Liebe hören! Dann will ich gehen; der Säbel eines Türken . . ."

Louise unterbrach ihn. Jezt eben hatte ihre Eifersucht den höchsten Punkt erreicht; sie dachte sich Julien bei Nacht in seinen Armen, und sagte mit Stolz und ein wenig Hohn in der Miene: Sie sind ein Betrieger! Säbel eines Türken! Ha! ha! Ich wünsche Ihnen Glük zu dieser Erfindung. Vielleicht haben Sie wieder eine Schöne aufgespürt, in deren Armen Sie Sich gern verbergen möchten; und man soll Ihnen den Gefallen thun, zu glauben, Sie wären unter Säbeln! . . . Ich verachte Sie, mein Herr!

Hennig fühlte sich vernichtet, und zugleich auch empört. Louisens Spott erregte seinen Stolz, und er empfand es nun weniger, daß er sie verloren hatte. Er verbeugte sich schweigend, und verließ das Zimmer. Nun? fragte Suschen. — „Es ist alles recht gut!" erwiederte Hennig kalt. „Gieb mir den Mantel, Suschen. Gute Nacht." So ging er langsam die Treppe hinunter. Suschen begleitete ihn, um etwas Bestimmtes zu erfahren; er gab ihr aber keine Antwort.

Louise gerieth in die heftigste Angst, sobald

Hennig dir Thür hinter sich zugemacht hatte. Sie sah nun auf einmal nichts als Türkische Säbel über seinem Kopfe. Dieses gräßliche Bild wurde in ihrer Seele so lebhaft, daß sie zu der Klingel sprang, und heftig läutete. Sie wollte Suschen Hennigen nachschicken, um ihn nicht unter die Türken gerathen zu lassen. Suschen war noch unten an der Hausthür, und hörte das Klingeln nicht; aber die Cousine kam in großer Eil gelaufen. Was ist Ihnen, Gräfin? rief sie ängstlich, als sie Louisen bleich und zitternd vor sich sah. Louise sagte in der Bestürzung: o Gott! ich bin auf einmal sehr krank geworden. Nun läutete das Fräulein noch heftiger, bis Suschen endlich hereintrat. Auch der Graf kam, und es wurde ein Arzt geholt. Dieser erklärte, daß Louise ein starkes Fieber hätte. Sie wurde zu Bett gebracht, und die Jungfer des Fräuleins mußte bei ihr wachen, weil man zu einem jungen Mädchen, wie Suschen, kein Zutrauen hatte. Suschen mußte, so sehr Louise auch dagegen protestirte, mit zu der Cousine, daß doch auch die nicht ganz allein wäre. Nun hatte die arme Louise Niemanden, den sie zu dem noch immer geliebten Ungetreuen schicken konnte, um ihn von seinem Vorsatze abbringen zu lassen.

In Hennigs Seele war jezt alle Hoffnung vernichtet. Schon dies allein wäre hinlänglich gewe-

sen, ihn gegen die Türken zu treiben; aber noch überdies hatte Louise ihn mit ihrem Spotte aufgefordert, sein Wort zu erfüllen. Selbst ein Feigherziger würde bei solchen Umständen aus Scham gegangen seyn; um wie viel mehr der Jüngling, der durch seinen ersten Erzieher, den alten Husaren, große Vorliebe für das Militair bekommen, und den sein Oheim kaum von diesem Stande hatte zurükhalten können. Hennigs Herz war jezt kalt gegen Alles, und am meisten gegen sein eigenes Schiksal. Eine Schlacht wäre ihm in diesem Augenblicke erwünscht gewesen, und er würde die Gefahr nicht vermieden, sondern sich selbst hineingestürzt haben.

Bei dem allen hatte er doch so viel Besonnenheit, daran zu denken, daß er zu dem Fürsten gehen müßte; und bei seinen Verhältnissen konnte er es sich erlauben, das noch diesen Abend zu thun. Er bat in seltsamen Ausdrücken um seinen Abschied, oder um Urlaub. Der Fürst, der von seinen Begebenheiten mit Julien und Louisen hatte sprechen hören, merkte sogleich, daß die Liebe mit im Spiele war. Er sagte lächelnd: den Abschied nicht, Halden; aber Urlaub, so lange Sie wollen. Hennig verbeugte sich schweigend, und ging nun sogleich zu dem Russischen Residenten, mit dem er in diesen Tagen schon einige male über die Art und Weise, wie man bei der Russischen Armee

ankommen könnte, gesprochen hatte. Der Resident wollte, als Hennig heute Abend wieder von eben dem Gegenstande anfing, die Vortheile, welche der Russische Dienst hätte, weitläuftig aus einander setzen; Hennig aber unterbrach ihn mit den Worten: „ich suche nicht Vortheile, nur eine Stelle in der Armee; aber ich muß noch in dieser Nacht abreisen.“ Er wartete, bis der Resident ein Empfehlungsschreiben an einen Russischen General aufgesezt hatte, nahm dann Abschied, ging nach Hause, und schrieb seinem Oheim ein kurzes Billet, worin er seinen Schritt mit einer starken Neigung für das Militair entschuldigte, und ihn um die Fortdauer seiner Liebe bat. Mit diesem Billete schikte er einen Bedienten, den er nicht mitnehmen wollte, nach Sollingen, und einen sehr treuen jungen Menschen bestimmte er zu seinem Begleiter. Er ließ satteln, und stekte eine volle Börse, nebst einem Wechsel des Residenten, dessen Werth sein Oheim bezahlen sollte, zu sich. Gerade um zwölf Uhr, als der Mond aufging, sezte er sich zu Pferde, und nahm den Weg nach Schlesien, als den nächsten zu der Russischen Armee.

Am folgenden Morgen war Louise wieder gesund, und Suschen kam zu ihr. Sie fragte sich erst: ist es wohl schiklich, daß ich mich noch um den Bösewicht bekümmre? Endlich aber gab sie

doch Suschen den Auftrag, sich nach Halden zu erkundigen. Du mußt ihm, sagte sie, den seltsamen Einfall, gegen die Türken zu gehen, auszureden suchen. Aber, daß du mich ja nicht hinein mischest! Mich dauert nur der arme Major, der den flatterhaften Menschen so herzlich liebt. — Suse versprach, das wohl zu machen. Sie schikte den Jäger aus; aber nach einer Stunde kam sie mit einem verlegenen Gesichte wieder in das Zimmer, und seufzte. Louise wurde blaß, als sie Suschen ansah, und hatte nicht das Herz, sie zu fragen. Der Herr von Halden, sagte das Mädchen endlich langsam, ist diese Nacht abgereist! „Abgereist?“ fragte Louise, und es drangen Thränen in ihre Augen. — Ich glaube ganz gewiß, sezte Suschen hinzu, in den Krieg. Louise dachte, um sich zu trösten: wohl erst nach Sollingen! Und morgen . . . Ich muß wieder nach Mansleben; morgen, heute schon! Mein Vater wird mir die Bitte nicht abschlagen. „Ach, Suschen!“ sagte sie dann laut; „ich bin recht unglüklich! So ein Trozkopf! Sein Onkel hat es mir wohl gesagt!“ — Ja, wer weiß, was für harte Worte Sie ihm gestern gegeben haben! — Louise seufzte.

Suschen erfuhr nun auch, daß Halden nicht nach Sollingen geritten war, und zwar von dem Bedienten, der den Brief an den Major überbringen sollte, wenn er erst noch einige Bestellungen besorgt

hätte; aber sie sagte der Gräfin nichts von dieser neuen Entdeckung. Mittags hörte der Graf in einer Gesellschaft den Residenten erzählen, daß der Forstmeister Halden diesen Morgen nach Rußland gereist sey. Abends sagte er das seiner Tochter, und sezte hinzu: ich danke dem Himmel, daß er weg ist. Der unruhige Kopf hält ja keinem Menschen Treu' und Glauben. Der Fürst liebt ihn; und dennoch bleibt er nicht. Den albernen Handel mit dem Mädchen hätte ich wohl übersehen; aber das kann ich ihm nicht vergeben. Der ältere Halden ist doch ein ganz andrer Mensch! Wissen Sie nicht, Cousine, wo der jezt stecken mag? Er ist verschwunden, ohne Abschied zu nehmen.

Louise ging auf ihr Zimmer, und fühlte sich höchst unglüklich; denn sie mußte sich selbst gestehen, daß sie es war, die den armen Hennig in die blutigen Säbel, in die zischenden Kugeln, in den Tod getrieben hatte.

Der Major saß, während das Alles vorging, an den warmen Sommerabenden mit seinem alten Hennig, seiner Frau und seiner Tochter, ganz ruhig unter den Linden vor seinem Hause in Sollingen, und konnte sich oft mit einem Briefe von Hennig oder Seibold unterhalten. Auf einmal blieben die Briefe von Beiden aus, und der Major schalt. Eines Abends saß er wieder so unter den

Linden, und es wurde ihm ein Brief von einer fremden Hand gebracht. Er las, wurde aufmerksam, las dann eine Einlage in großer Bewegung, stand auf, pfiff den Dessauer Marsch, und ging weg, ohne ein Wort zu sagen. Bald kam er wieder, und es standen große Schweißtropfen vor seiner Stirne. Er sezte sich neben seine Frau, und sagte mit zitternder Stimme: „hört nur Kinder die Hiobspost! Der arme Seibold! Er schreibt mir:

„Ein Paar Worte, liebster Herr Oberstwachtmeister. Die schwärzeste Bosheit, oder der allerunglüklichste Zufall, hat mich in die Hände Oestreichischer Werber gebracht. Ich gehe als Rekrut: wohin, das weiß ich nicht; wahrscheinlich nach Ungarn. Sie sollen Nachricht von mir haben, so bald ich Gelegenheit finde. Man beobachtet mich genau. Diese Zeilen schreibe ich auf einem Schemel im Finstern. Der Himmel wird ja meine Hand führen, daß Sie die Buchstaben lesen können. Ich glaube, Emilie ist in Gefahr. Seibold.“

Unten stand mit großen Buchstaben des Majors Adresse, und dem Ueberbringer des Briefes wurden vier Louisd'or versprochen. Der Wirth in einem Dorfe auf der Böhmischen Gränze hatte das Blatt in seinem Hause gefunden, und es einem protestantischen Prediger zugestellt, der gerade bei ihm eingekehrt war. Dieser gab es in der nächsten Stadt

couvertirt auf die Post, und so kam es an den Ort seiner Bestimmung.

„Ein Freudensaal,“ hob der Major nach langem Schweigen endlich an, „sollte dies Leben nicht seyn, das seh' ich wohl!“ Mit diesen Worten nahm er die Mütze ab, wie er allemal that, wenn ihm etwas Unglükliches begegnete, und ging ängstlich vor den Linden auf und nieder. „Hm!“ sagte er endlich, und blieb stehen; „wenn wir nur erst wissen, wo er ist, so soll er wieder los. Das kostet nichts als Geld. Lieber Gott! man sollte nicht so in die freie Luft hin treten und krähen und stolzieren, wie ein Hahn! Nun, Gott gebe, daß es vorüber geht! Mit Emilien hat es nichts zu bedeuten! die werden sie doch nicht nach Ungarn schleppen! Und wer weiß, ob nicht der Forstmeister schon zu Pferde ist. Morgen wollen wir in die Residenz, und dann geht es Seibolden nach. Ein Werber hält seinen richtigen Weg, wie die Sonne. — Seht ihr? da kommt Wilhelm! Nun ist Hennig nicht weit.“

Wilhelm übergab schweigend Hennigs Brief. Der Major wurde, als er ihn las, bleich, hielt ihn seiner Frau mit einem trübseligen Gesichte hin, und warf seine Mütze auf die Erde. „Alter, die Mütze ab! Es ist alles vorbei. Laß uns Gott um ein sanftes, seliges Ende bitten. Mit der Freude

hat's ein Ende. Der Junge ist fort, ist gegen die Türken gezogen zur Russischen Armee. Großer Gott! Seibold, Emilie und Hennig! Meine drei Augäpfel. Gegen die Türken!“

Er kann ja wiederkommen, lieber Mann! sagte die Majorin, um ihn zu beruhigen, aber selbst des Trostes bedürftig.

„Wiederkommen? O, lieber Gott! ich kenne das. Da ist es nicht, wie in Böhmen und Schlesien. Säbel und Kugeln sind das Wenigste. Die Pest, die Pest! Weiß Gott, was dem armen Jungen im Kopfe gestekt hat. Wilhelm! Komm her, mein Sohn!“ Er fing an den Bedienten zu examiniren; und dieser erzählte nun von der Mamsell bei dem Tischler, von der Gräfin Louise, von dem Jäger des Grafen, und von Jungfer Suschen eine sehr verwirrte Geschichte. Der Major konnte nichts von dem Allen begreifen. „Laß satteln!“ rief er dem alten Hennig zu; „wir reiten noch heute Abend nach der Residenz.“

Der alte Ahrens, zu dem der Major gleich nach seiner Ankunft ging, sagte mit einem finstern Gesichte: ich sehe, Sie wissen schon, daß Ihre Nichte aus Waldengrund entführt ist. — Der Major faltete die Hände, und sezte sich matt nieder. „Auch die?“ sagte er; „und mein Hennig

gegen die Türken, und Seibold Rekrut! Lieber Gott, was hast du mit mir altem Manne noch vor? Ich wollte, Herr Ahrens, daß ich irgendwo gefangen säße, oder in der Erde läge. Denn, wenn mich ein Mensch ansieht, so . . . Gott verzeih' es mir! aber es ist doch viel Elend auf der Erde. Ach, ich wünschte, der Alte, der mit mir gekommen ist, hätte die Kroaten über mich gelassen; so erlebte ich das Unglük nicht. Wozu soll ich nun zuerst greifen? Meine armen Kinder!"

Er fiel darauf, daß Selenberg Emilien entführt haben müßte. Ahrens zweifelte daran; denn Selenberg war seit acht Tagen gar nicht aus der Residenz weg gekommen. Der Major hatte jezt alle seine Entschlossenheit verloren, und wußte nicht, wozu er zuerst greifen sollte. Die Umstände bei Emiliens Entführung gaben ihm nicht das mindeste Licht; und „die," sagte er, „muß zuerst gerettet seyn; denn sie ist ein armes schwaches Mädchen." Er ritt über Moorberg zurük. Der Kammerherr wußte von nichts; Karl war nicht da, und die Mutter antwortete auf alle seine Fragen zweideutig. Nun ritt der Major nach Ransleben. Louise erschrak, als sie den Mann erblikte, dem sie seinen Liebling geraubt hatte, und ließ sich nicht vor ihm sehen. Der Graf aber erzählte ihm Hennigs Geschichte mit Julien, und sezte hinzu: das Mädchen ist fast zu glei-

cher Zeit mit Ihrem Neveu verschwunden; und so könnte die Reise zu der Russischen Armee wohl nur ein Vorwand seyn. — „Und Ihre Tochter?“ fragte der Major, der aufs neue erstarrte. — Nun, erwiederte der Graf; Sie können leicht denken, welche Wirkung das auf sie gethan hat: Eifersucht, Zorn, Haß, Verachtung, und Gleichgültigkeit. Mit dem Flüchtlinge ist es nun freilich vorbei; aber, ich hoffe, wir wollen doch mit einander verwandt werden.

Der Major ritt trostlos wieder nach Hause, und konnte sich zu weiter nichts entschließen, als die Moorberger im Auge zu behalten. Er ging schweigend, und im tiefem Grame zu Bette. So wie er am Morgen aus seinem Schlafzimmer trat, sagte er: „Kinder! und wenn ich hörte; er läge an der Pest, es sollte mir nicht so nahe gehen, als daß er liederlich gewesen ist.“ Er erzählte; und der Alte widersprach ihm. „Ja,“ fuhr er dann ärgerlich fort: „ja, das wollt' ich. Siehst du, Alter? wir könnten doch sagen, wenn wir's erführen! Glük zu! oder fahr' hin! Gottes Segen mit dir! oder so etwas. Aber, wenn nun der Junge liederlich gewesen ist — Alter, was wolltest du ihm denn wohl von dem allen nachrufen? Nichts! Du würdest sagen: Gott sey dem Sünder gnädig! Sieh, ich habe der Gräfin und ihrem Vater die schönsten Worte gegeben; und nun

bricht er dem guten Kinde die Treue, bricht Gott und Menschen ....“

Wenn's wahr ist! fiel der alte Hennig ein; wenn's wahr ist, sag' ich!

„Wenn's wahr ist? Hast du denn nicht gehört, was Wilhelm erzählt hat? Ach, ich bin ein unglüklicher Mann! Und ich wollte ihm doch gern vergeben, wenn er nur wieder käme!“ So ging es an diesem und an den folgenden Tagen. Sehr oft fiel aber dem Major auch wieder Seibold ein; dann sagte er: „Gott segne ihn, und geb' ihm Glük! Es ist doch ein Trost, daß ich von dem das sagen kann!“ Dann schwieg er wieder still, und dachte an Hennigen.

Bisweilen trat er Morgens mit den Worten aus dem Schlafzimmer; „ist der Selenberg Schuld an Emiliens Unglük, so sey ihm Gott gnädig! Wo das arme Kind wohl seyn mag! Die Raben-eltern! Ich begreife nur nicht, wie der liebe Gott so geduldig seyn, und zu aller der Bosheit schweigen kann. Na, Gott gnade dem Selenberg, wenn der sie hat! Und verborgen wird das nicht ewig bleiben.

Der Major irrte sich nicht; Selenberg hatte Emilien wirklich entführt, oder vielmehr entfüh-

ren lassen. Aber wir müssen weiter zurükgehen. Der Leser wird sich noch erinnern, daß Emilie in einem offnen Wagen das Lustschloß des Fürsten verließ. Sobald es Tag wurde, legte sie sich auf Verlangen ihres Fuhrmanns platt in dem Wagen nieder. Der Weg ging nun durch dicken Wald. Um Mittag wurde vor einer einsamen Schenke gefüttert; und auch hier blieb Emilien liegen. In der Nacht mußte sie das Stroh auf dem Wagen zu ihrem Bette machen. Ihr alter Fuhrmann, in dessen Gesichte sehr deutlich Menschenhaß zu lesen war, bedekte sie mit einem Mantel, und sorgte für sie mit våterlicher Zärtlichkeit, ob er gleich noch nicht zehn Worte mit ihr gesprochen hatte. Am folgenden Morgen ging die Reise schon vor Tagesanbruch weiter durch eine fruchtbare Ebne voller Dörfer; und Emilie mußte eben die Vorsicht beobachten, wie gestern. Am Abend stiegen sie in einer einzeln liegenden Schenke ab. Den dritten Tag ging es weiter in die Ebene hinein, doch gegen Abend in die hohe Gebirge und dicke Waldung. Am vierten Morgen sagte der Fuhrmann endlich: nun sind Sie sicher, Mamsell Schlütern. (Diesen Nahmen hatte der alte Ahrens Emilien gegeben.) Richten Sie Sich nur auf!

Der Wagen fuhr mühsam weiter. Die Gegend wurde immer wilder, die Felsen immer höher, der Wald immer dicker. Endlich lenkte der Fuhrmann

aus dem Walde in ein Thal; das rings von hohen Felsen umschlossen war. Hinten im Thale stand ein großes Haus, und in der Schluft zwischen den Felsen eine Reihe kleiner Hütten. Das ist Waldengrund, sagte der Fuhrmann, wohin wir wollen.

Emilie betrachtete die erhabne, aber rauhe und wilde Gegend, in welcher sie künftig leben sollte, und fühlte, daß sie hier vor allen Nachforschungen sicher seyn würde. Der Wagen hielt vor dem großen Hause, das zum Theil eine prächtige Ruine war. Der Alte führte nun Emilien eine hohe Treppe hinauf, durch lange Gänge, durch große Säle, in den einen Flügel des Gebäudes, und an ein kleines Stübchen. Er öffnete dies, und sagte: hier ist Ihr Zimmer. Seyn Sie mir willkommen!

Emilie trat an ein Fenster, und weinte; dann warf sie sich auf das Bett in der Kammer, und schlief vor Müdigkeit bald ein. Als sie nach einigen Stunden erwachte, fühlte sie sich gestärkt und ruhiger. Sie öffnete ein Fenster auf der andern Seite, und hatte nun die Aussicht in eine sehr lachende Gegend. Ein Thal, das ehemals ein Garten gewesen zu seyn schien, zog sich zwischen zwei Reihen Felsen hin, und wurde von

einem hohen, mit Waldung bedekten Berge eingeschlossen.

Ein Mädchen brachte Emilien Essen. Sobald sie satt war, ging sie hinunter in den Garten, um die Gegend näher zu besehen. Dunkle, ganz verwilderte Laubengänge führten sie an den Felsenweg, tiefer in das Thal hinein. Auf einmal stand sie bei einer natürlichen Felsengrotte, die mit Immergrün, Geisblatt und wildem Wein bewachsen war. Sie sah durch die Blätter ein Mädchen, oder eine junge Frau, ganz vorn in der nicht tiefen Grotte sitzen und emsig nähen. In dem schönen Gesichte des Frauenzimmers, das nicht von der Arbeit aufblikte, schwebten leichte Züge von Gram, die es noch interessanter machten; und auch die große, schlanke Figur schien Emilien sehr reitzend. Jezt blikte das Frauenzimmer auf, und Emilie sah ein schönes blaues Auge, das aber Gram ein wenig verdunkelt zu haben schien. — Bist du da, Sophie? fragte das Frauenzimmer, als es jemanden durch die Ranken erblikte.

Emilie trat jezt hervor. Ach! sagte das Frauenzimmer, und stand auf; die Mamsell Schlütern! (Emilie verbeugte sich) Seyn Sie hier willkommen! — In diesem Augenblik hüpfte ein kleines Mädchen, etwa von sieben Jahren, vor

die Grotte! und sagte: liebe Mutter, hier bin ich! Emilie liebkoste dem Kinde; und die Mutter sah ihr mit sanftem Lächeln zu. Beide lernten einander nun bald näher kennen. Das Frauenzimmer war die Frau Schwarzen; Emiliens Fuhrmann ihr Vater, Herr Grell, Schwager von Ahrens; und das Kind ihre Tochter.

Als Emilie hörte, daß Herr Grell so nahe mit Ahrens verwandt war, fing sie an, ihre Geschichte zu erzählen; und nicht lange, so weinte die Frau Schwarzen. Emilien brach ab; doch ihre neue Freundin bat sie, fortzufahren, und sagte mit einem zärtlichen Händedrucke: wundern Sie Sich nicht, daß Ihre Begebenheiten solchen Eindruk auf mich machen. Auch ich habe viel gelitten!

Als die Geschichte geendigt war, verließ die Frau Schwarzen die Grotte, und ging auf der andern Seite des Gartens in einem Gange von Hainbuchen auf und nieder. Emilie ließ sich von dem kleinen Mädchen hinten in das Thal begleiten, und sann nach, was wohl in ihrer Geschichte der Frau so rührend gewesen seyn könnte. Nicht lange, so kam die Frau Schwarzen wieder zu ihr, und sagte mit sanftem Tone: ich dächte, Sie behielten hier Ihren angenommenen Nahmen; denn Sie wissen nicht, welch ein listiger Teufel Selen-

berg ist. Auch bitte ich Sie, Ihre Geschichte allen Menschen zu verschweigen.

Nun führte die junge Frau Emilien in der Gegend umher, und endlich auf den Berg, der das Thal und den Garten einschloß, und von dem herunter die Aussicht äußerst reitzend war. Sehen Sie, sagte die junge Frau, dies Paradies, in das kein Mensch tritt, das kein Mensch kennt, ist unser. — Sie machte nun Emilien mit der Gegend bekannt. Waldengrund war ehemals ein fürstliches Jagdschloß gewesen, aber nach und nach in Verfall gerathen. In einigen noch guten Zimmern wohnte Grell; und in den Hütten arme Kohlenbrenner. Der große Garten hinter dem Hause nährte die Familie ziemlich bequem; und die Bedürfnisse, die sie nicht selbst gewann, wurden aus Sondenheim, einem benachbarten Flecken, geholt.

Emilie schrieb an Herrn Ahrens und an ihren Oheim, daß sie hier sehr glüklich sey; und das war sie auch wirklich. Morgens, bald nach Sonnenaufgang, trank sie mit der guten Familie im Garten Thee; der Tag verfloß ihr unter weiblichen Arbeiten und Spazierengehen. Sie wurde bald wieder so heiter, wie jemals; doch ihre Heiterkeit konnte die Trauer der jungen Frau, und die Menschenfeindschaft des Alten, die ihn beinahe stumm

machte, nicht vertreiben. Um die Ursache von Beiden wollte sie nicht fragen; und von freien Stücken erzählte man ihr nichts.

Nach einigen Tagen fiel ihr der Umstand auf, daß weiter kein Buch im Hause war, als eine Bibel und ein Paar Gesangbücher. Sie bemerkte das zuerst, als sie einmal mit dem Kinde plauderte. „Wo gehst du denn in die Schule?“ — Schule? In Sondenheim ist ein Schulmeister; aber ich gehe nicht zu ihm. — „Wer lehrt dich denn lesen?“ Das Kind wußte nicht, was das war. Emilie wollte sogleich anfangen, es zu unterrichten; und nun fiel ihr ein, daß sie kein Buch im Hause gesehen hatte. Sie fragte Dorchen (so nannte sie jezt die Frau Schwarzen); und die gestand erröthend, daß sie keine Bücher hätte.

Dorchen war gekleidet, wie ein Frauenzimmer von Stande; Emilie hielt sie also auch dafür, und wunderte sich nicht wenig, als sie die Entdeckung machte, daß Dorchen sehr schlecht las, und gar nicht schreiben konnte. Sie sagte nichts; aber Herr Grell mußte ihr aus der nächsten Stadt Bücher kommen lassen, und nun fing sie an, Sophien im Lesen und Schreiben zu unterrichten. So hatte sie eine Beschäftigung mehr; und Herr Grell so wohl als seine Tochter gewannen sie immer lieber. Endlich erfuhr sie denn auch die jammervolle

Geschichte der Familie, und sah nun, warum Dorchen so großen Antheil an ihrer Begebenheit genommen hatte.

Herr Grell, ein herzlicher, redlicher, einfacher Mensch, stand in seiner Jugend als Verwalter auf mehreren großen Aemtern. Endlich, als er beinahe dreißig Jahre alt war, sah er Ahrens Schwester, ein armes Geschöpf, das als Hausmädchen auf einem adeligen Gute diente, und sie gefiel ihm. Er heirathete sie, pachtete nun ein kleines Vorwerk, zog mit seiner sechzehnjährigen Frau dahin, und lebte so glüklich, daß er es sich nicht wünschte. Der Bruder seiner Frau war damals schon ziemlich lange im Dienste des jetzigen Fürsten; doch niemand wußte, wo er seyn mochte. Er hatte als ein armer vierzehnjähriger Knabe vor dem Dorfe die Gänse gehütet. Eines Tages fuhr der verstorbene Fürst vorüber, und der Wagen hielt an. Der Knabe lief näher hinzu, und nahm, weil er prächtige Herren aussteigen sah, seine Mütze ab. Der jetzige Fürst, als fünfjähriger Prinz, sah ihn da stehen, zog seinen Geldbeutel heraus, und gab ihm ein Paar Stücke. Als er wieder einstieg, wurde ihm der Geldbeutel von dem Bedienten, der ihn in den Schlag hob, aus der Tasche gerissen, und der Wagen rollte fort. Der kleine Ahrens fand das Verlorne, lief damit hinter den Reisenden her, und schrie, so sehr er

konnte. Man hielt nicht an; er aber verfolgte den Wagen bis auf das nächste Dorf, wo man Vorspann brauchte. Hier stieg er geschwind in den Schlag, reichte seinen Fund hinein, und sagte: der kleine Mosje hat seinen Geldbeutel fallen lassen.

Dies veranlaßte ein Gespräch, worin der Knabe so viele starre Ehrlichkeit zeigte, daß der Fürst ihn fragte: willst du mit mir, ehrlicher Junge?" Ahrens, der mit Freuden Ja sagte, wurde nun auf den Bok des Kammerwagens gesezt, dann in der Residenz gekleidet, und dem Prinzen zur Bedienung gegeben. Man lobte ihn so oft als ehrlich, daß er sich vornahm, es immer zu bleiben. Er blieb es wirklich, und wurde endlich erster Kammerdiener.

Seine Schwester, die nicht wußte, wo er geblieben war, heirathete, wie gesagt, den ehrlichen Grell, und zog mit ihm auf das Vorwerk. Ein Paar redlichere, einfachere und glüklichere Menschen, als Grell und seine Frau, sind wohl auf der ganzen Erde nicht. Grell bauete seinen Acker. Seine junge Frau führte die Haushaltung, und am Abend ging sie ihrem Manne mit einem Gesichte voll Liebe in das Feld entgegen. Sie hing an seinem Halse, als hätte sie ihn Jahrelang nicht gesehen; und er vergaß Dürre und Nässe,

wenn er sie kommen sah. Erst nach einigen Jahren ihrer glüklichen Ehe gebar Frau Grell eine Tochter, die den Nahmen Dorchen bekam. Dorchen blieb das einzige Kind, und wurde deshalb von den Eltern ein wenig allzu zärtlich erzogen. Sie durfte nicht mit in das Feld gehen, sondern nähete oder spann zu Hause; auch ihre Kleidung war besser, feiner, als sie eigentlich bei ihrem Stande hätte seyn sollen. „Warum nicht?“ sagte Herr Grell; „hat uns doch Gott gesegnet! Sie ist ja auch unser einziges Kind; und ein Bauer bin ich nicht. Warum sollte nicht ein Pastor, oder so ein Mann, das Kind lieb gewinnen können? Und dann ist es doch gut, wenn sie sich in den Stand zu schicken weiß.“ Dorchen wurde also gekleidet, wie die Töchter des Pastors im nächsten Dorfe; und jedermann sagte: welch ein schönes Kind haben die Grells auf dem Vorwerke!

Dabei hatte Dorchen im nächsten Dorfe nothdürftig lesen gelernt, das Schreiben angefangen, und wußte die fünf Hauptstücke herzusagen. Jezt war sie dreizehn Jahr alt, und schon wie ein völlig erwachsenes Mädchen. Der Vater schämte sich, daß seine große Tochter noch länger mit dem Katechismus gehen sollte. Sie wurde also konfirmirt, und mit dem eigentlichen Lernen hatte es nun ein Ende. Aber obgleich Dorchen nur we-

nig Unterricht genossen hatte, so war sie dennoch gar nicht einfältig. Herr Grell urtheilte mit seinem gesunden Verstande bei allen Gelegenheiten sehr richtig, und es kamen wegen seines Korn- und Viehhandels sehr oft Leute aus mancherlei Ständen zu ihm. Dorchen wußte sich also recht gut zu betragen; und sah man ihr in die hellen Augen, so brauchte man sie gar nicht einmal erst sprechen zu hören, um zu wissen, daß sie Verstand hatte.

Den eigentlichen Werth bekam sie aber durch ihr Herz, das aus den frommen, liebevollen Blikken leuchtete, und aus dem heitern, lachenden Gesichte strahlte. Sah man ihren stillen, und doch so funkelnden Blik, der aus dem Herzen ins Auge kam; sah man das ernste Nachdenken, vermischt mit holder Freundlichkeit in ihrer Miene: so hätte man schwören sollen, sie müsse einen heimlichen Liebeshandel haben; und doch waren ihr Blik und ihre Miene nur Beweise von der Güte ihres Herzens. Ihre Eltern liebten sie so zärtlich, und behandelten sie mit solcher Sanftmuth, daß Liebe zu allen Menschen ihre ganze Seele füllte.

Es war leicht zu sehen, daß der erste Kuß eines Jünglings das Mädchen in eine still glühende Leidenschaft setzen würde; und das geschah denn auch. Der Sohn des Predigers im nächsten

Dorfe, ein junger Mensch von Kenntnissen, jezt schon Candidat, dem der Gutsherr die Anwartschaft auf die Pfarre seines alten Vaters gegeben hatte, lernte Dorchen kennen, als er mit ihr bei einer Taufe im Dorfe Gevatter stand, und dachte gleich bei dem ersten Anblik: welch ein reizendes Mädchen! Als sie den Abend mit ihren Eltern nach Hause ging, begleitete er sie; und Herr Grell sagte ihm beim Abschiednehmen: ich hoffe, Sie werden uns zuweilen besuchen. Das ließ sich der junge Mann nicht zweimal sagen; denn Dorchen hatte einen solchen Eindruk auf ihn gemacht, wie noch kein andres Mädchen. Er wurde indeß, als er öfter mit ihr sprach, ganz an ihr irre. Sie kannte nicht einmal den Sinn des Wortes Freundschaft, das sie anstatt Verwandtschaft brauchte; und noch viel weniger die andern hohen Wörter, die dem jungen Manne — es war gerade um die Mondscheins- und Kirchhofs-Zeit — bei einer Liebe so unentbehrlich schienen. Dorchen wußte von dem lieben Monde und den Sternen, von Kirchhöfen und Todtenkreuzen kein Wort zu sagen. Das liebe, unschuldige Mädchen war von dem Herrn Gevatter schon von Herzen gut; aber doch konnte sie, wenn er kam, wohl bei ihrer Nätherei sitzen bleiben, und nach einem freundlichen „Willkommen!“ emsig damit fortfahren.

Da Grell wußte, daß Wilhelmi — so hieß der

junge Mann — seines Vaters Nachfolger werden sollte, so hatte er gegen dessen Umgang mit Dorchen nichts, und erlaubte recht gern, daß Beide zuweilen mit einander allein spatzieren gingen. Nicht lange, so drükte Wilhelmi dem Mächen die Hände, und küßte ihre Lippen; sie gab ihm jeden Händedruk mit Zärtlichkeit, und seinen Kuß mit stillem Feuer wieder. O Dorchen, sagte er dann; wie lieb' ich Sie! wie unaussprechlich! — Sie lehnte sich an seine Brust, umfaßte ihn, und sagte leise: ich bin Ihnen auch recht gut, Herr Wilhelmi.

In ihrer stillen Brust brannte die Liebe glühender, als in der seinigen, ob ihm gleich das nicht so schien, weil sie den Mond, die Sterne und die Kirchhöfe nicht auf der Zunge hatte. Sie sagte nie: „ich liebe Sie!“ weil ihr das zu affektirt klang, „Ich bin Ihnen recht von Herzen gut;“ oder „ich habe Sie recht herzlich lieb:“ zu mehr war Dorchen nicht zu bringen. Wilhelmi machte Gedichte an Doris, an den Mond, an den Abendstern und an den Fliederbaum, unter dem sie oft saßen; er zankte mit Doris über ihre Kälte, drohete mit Sarg und Grabhügel, und stekte ihr richtig jeden Abend verschämt sein Gedicht zu. Dorchen nahm alles, und legte es in ihr Gesangbuch, wenn sie es eine Zeitlang mit dem Wunsche, ge-

schriebene Schrift besser lesen zu können, besehen hatte.

Wilhelmi quälte sie nun, ihm doch einmal schriftlich zu antworten; und sie gerieth in große Verlegenheit, weil ihr Geliebter schlechterdings nicht glauben wollte, daß sie nicht schreiben könnte. Sie machte ein Pahr Versuche; da aber die mißglükten, so blieb sie ruhig bei ihrem: „ich kann nicht schreiben;“ und der junge Mann war nun genöthigt, sich von Dorchen auf ihre Weise, das heißt, mit einem still glühendem Herzen, lieben zu lassen. Indeß so wenig Dorchen auch die damaligen Modeworte der Liebeshändel zu brauchen wußte, so faßte doch ihr Kopf eine Menge Ideen, und ihre Einbildungskraft eine Menge Bilder auf, die eine neue Welt in ihrer Seele hervorzauberten. Sie konnte den jungen Mann nicht Du nennen, ohne zu erröthen, ohne das Auge und den Mund an seine Brust zu verbergen; aber sie liebte ihn mit großer Innigkeit und Treue. In ihren einsamen Stunden spielte sie ganz andere Romane mit seinem Bilde, als die er ihr vorlas; und er wäre vor Entzücken zu ihren Füßen gestorben, wenn er gewußt hätte, wie sie von ihm träumte.

Um diese Zeit starb der Edelmann, dem Wilhelmi's Pfarrdorf, so wie Grells Vorwerk, zugehörte; und der Herr von Selenberg, sein Schwe-

sterſohn, erbte die Güter. Selenberg kam nun auch zu Herrn Grell, um das Vorwerk zu beſehen, und fand da das reitzende Dorchen mit dem flammenden Auge, mit dem Geſichte, das in die glühende Farbe der erſten unſchuldigen Liebe getaucht war. Er erſtaunte über die Schönheit dieſes Landmädchens, und redete es an. Dorchen antwortete ihm mit ſcheuer Ehrerbietung; denn von ihm hing ja das ganze Glük ihres Geliebten ab.

Selenberg ſchien unbefangen zu ſeyn und das Mädchen nicht weiter zu bemerken. Erſt nach und nach wurde er freundlicher gegen Herrn Grell. Das Vorwerk war in dem vortrefflichſten Zuſtande. Er äußerte ſeine Zufriedenheit darüber, und ſchlug Herr Grell vor, ſein Hauptgut in Pacht zu nehmen, ſobald die Zeit des jetzigen Pächters zu Ende ſeyn würde. Grell freuete ſich über den Antrag, aber noch mehr über eine andre Aeußerung des neuen Gutsbeſitzers. Ich bin reich, ſagte Selenberg, und will meine Güter zwar nützen, aber den Gewinn ihnen nicht entziehen; meine Unterthanen ſollen glüklich werden. Mir fehlt ein Mann wie Sie, Herr Grell, um mich bei meiner Abſicht zu leiten. Selenberg ſagte hiermit nicht ganz die Unwahrheit. Er war in der That nicht hart gegen ſeine Unterthanen, ſondern freigebig, und ſogar edelmüthig, wenn die Wolluſt ihn nicht hinderte. Grell hatte ſchon von ſeiner Mildthätig-

keit gehört, und sah nun mit seiner Familie dem glüklichsten Leben entgegen.

Nach einigen Tagen reiste Selenberg wieder ab, und nicht lange nachher bekam Grell auf dessen Verwendung den Amtmanns-Titel, und zu gleicher Zeit einen sehr vortheilhaften Pacht-Kontrakt auf das Dorf, worin der alte Wilhelmi Prediger war. „Dieser Kontrakt," schrieb ihm Selenberg, „mußte so und nicht anders seyn; Ihre neue Einrichtung auf dem Gute, die Meubles in dem größeren Hause, (worin ich mir das grüne Zimmer vorbehalte) und andre Rüksichten machten das nothwendig."

Grell las den Brief mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen, und sagte: Gott, welch ein lieber, guter Herr! Er mußte sogleich anziehen; denn Selenberg hatte die Uebergabe schon auf den vierten Tag nachher festgesezt, und wollte selbst dabei zugegen seyn.

Selenbergs neue Anwesenheit war ein ununterbrochnes Fest. Jeden Abend beschloß ein Tanz, zu dem die Pächter und Prediger aus der umliegenden Gegend mit ihren Familien eingeladen waren. Die Frau Amtmannin Grell wollte nicht tanzen. Nun, Mamsell, sagte Selenberg zu Dorchen, so müssen Sie die Wirthin vom Hause machen, und meine Tänzerin seyn.

Jezt warf er alle seine Netze nach Dorchen aus. Er schmeichelte ihr, und behandelte sie mit einer Art von Ehrfurcht; aber sie bemerkte das nicht, und sobald sie wieder von ihm los war, suchte ihr Auge den geliebten Wilhelmi. Selenberg mußte einen andern Weg einschlagen. Am folgenden Morgen ging er, während daß Grell mit der Uebergabe beschäftigt war, zu dessen Frau, und fand da auch Dorchen. Er sezte sich zu ihnen, und bat um Erlaubniß, in ihrer Gesellschaft seinen Thee trinken zu dürfen. Die Mutter war ganz außer sich vor Freude über seine Höflichkeit. Nach einigen andren Gesprächen kam er auf Dorchen. „Frau Amtmannin," sagte er; „welch eine liebenswürdige, schöne Tochter haben Sie!" (Dorchen erröthete.) „Werden Sie nur nicht roth, liebes Kind! In der That, ich begreife nicht, Frau Amtmannin, wie Sie hier auf dem Lande ein so liebes, gesittetes, angenehmes Mädchen haben erziehen können! Sie beträgt sich ja, als wenn sie an einem Hofe erzogen wäre."

O, Sie scherzen, Ihre Gnaden! erwiederte Dorchens Mutter; sie kann Gott danken, wenn sie nur auf dem Lande fertig wird.

„Sie müssen nicht ungerecht seyn, Frau Amtmannin. Nehmen Sie einmal an, Dorchen wäre durch Zufall, oder durch Liebe, gleichviel, meine

Gemahlin geworden. Ich würde wahrhaftig nicht einen Augenblik Bedenken tragen, sie der Fürstin als die Frau von Selenberg vorzustellen; und gewiß sagte der ganze Hof einstimmig: welch ein Engel!“

Die Mutter lächelte. Ja, an einem Hofe würde sie sich schön ansnehmen! . . . Ihr Gnaden, Sie machen mir das Mädchen eitel!

„In der That, es ist mein Ernst, liebe Frau Amtmannin. Glauben Sie mir, Dorchen muß noch ihr Glük in der Welt machen. Nicht wahr, Dorchen?“ (Er zog sie zu sich, und betrachtete sie.) „Welch ein Wuchs! welch ein Arm! welch eine Gestalt! Und wenn ein Fürst ihr seine Hand böte, wahrhaftig, ich würde sagen, er hat nicht besser wählen können.“

So sprach Selenberg eine Zeitlang fort, um die Mutter auf den Gedanken zu bringen, es wäre wohl möglich, daß er selbst ihrer Tochter seine Hand antrüge. Zwar erreichte er seinen Zwek nicht; aber es gefiel der Mutter doch sehr wohl, daß er eine so gute Meinung von ihrer Tochter hatte. Dorchen dachte daran, daß der Herr von Selenberg ihrem Geliebten die Antwartschaft auf die Pfarre seines Vaters bestätigen, oder ihm wohl gar in Kurzem eine bessere Stelle

verschaffen könnte; sie that daher, was sie nur konnte, um sich die Gunst des Edelmanns zu erhalten.

Selenberg begriff nicht, warum seine Anspielungen die Eitelkeit der Mutter und Tochter, besonders der erstern, so wenig in Bewegung sezten. Es blieb ihm indeß kein Räthsel mehr, als er Wilhelmi und Dorchen ein paarmal beobachtet hatte. In der ersten Hitze wollte er Beider Liebe gewaltsam zerstören und den jungen Mann auf irgend eine Art von Dorchen wegschaffen; er besann sich aber, daß er seine zutraulichen Leutchen nicht scheu machen durfte. Jezt wollte er versuchen, ob er nicht Wilhelmi'n aus dem Herzen des Mädchens verdrängen könnte; doch die Hoffnung hierzu gab er bald wieder auf, da Dorchens Liebe augenscheinlich sehr glühend und romantisch war, Auf dieser Seite konnte er der Unschuld nicht beikommen; die Liebe selbst bewachte sie schon.

Aber was wäre dem listigen, kalten Bösewichte nicht möglich, wenn er nur den kindlichsten Sinn, die argloseste Einfalt zu betriegen hat! Selenberg beobachtete nun Dorchens und Wilhelmi's kleinste Handlungen, und machte bald eine Entdeckung, die er benutzen konnte. Wenn Wilhelmi bei Dorchen war (und er kam fast jeden Abend), so sagte er zwar gute Nacht; aber nach einer Weile schlich

er sich wieder auf ihr Zimmer. Da plauderten, da küßten denn die beiden Liebenden eine halbe Stunde, und, damit Niemand etwas davon wissen sollte, im Finstern. Ein Wagstük für so heiße Herzen, das auch wirklich für Beide nicht immer ohne alle Gefahr blieb; indeß der Jüngling hatte ein Gewissen, und seine Liebe war zu redlich, als daß er Dorchens unschuldiges Hingeben hätte mißbrauchen können.

Auf diese Stunde der Liebe bauete der wollüstige Selenberg seinen Plan. Zur Ausführung wählte er eine Zeit, da der Vater auf einige Tage verreist war, und einen ganz finstern Abend. Wilhelmi war, wie gewöhnlich da. Auch Selenberg kam, brachte einige junge Leute mit, war äußerst fröhlich, und schlug ein Pfänderspiel vor. Er ließ Punsch machen, und beredete Dorchen, einige Gläser zu trinken. Dann kam es wieder zu Spielen, die das Blut erhizten; und endlich bemerkte Selenberg: es sey spät, und man müsse sich wohl trennen. Auch Wilhelmi suchte, als die übrigen Gäste schon weggegangen waren, seinen Hut, und winkte Dorchen zu. Sie nahm ihr Licht, und hüpfte mit einem: „gute Nacht!“ auf ihr Zimmer. Selenberg ging in das seinige, und Wilhelmi blieb auf der Treppe, um, wenn erst alles ruhig wäre, noch auf eine halbe Stunde zu Dorchen zu gehen. Aber auf einmal kam Selenbergs

Kammerdiener von unten herauf mit Licht, und war so höflich, dem jungen Manne, ob er gleich wohl hundertmal versicherte, er wisse sich recht gut zu finden, die Treppe hinunter zu leuchten. Der Kammerdienar begleitete ihn bis vor das Haus, schloß hinter ihm zu, legte sich dann in ein Fenster neben der Thüre, und blieb da so lange, bis Wilhelmi endlich die Geduld verlor und nach Hause ging.

Selenberg schlich sich unterdessen leise an Dorchens Zimmer, dessen Thür nur angelehnt war, und rief beim Hereintreten: pst! pst! Dorchen hörte auch draußen jemanden gehen. Es war Selenbergs Bedienter; sie glaubte aber, es wäre der Herr, und sagte nicht ein Wort, damit der unschuldige Besuch ihres Wilhelmi nicht bemerkt werden und Anlaß zu üblen Gerüchten geben sollte. Sie schloß den vermeinten Geliebten in ihre Arme, und drükte ihn an ihr jezt doppelt feurig schlagendes Herz. Das Hin = und Hergehen auf dem Saale hörte gar nicht auf, und es war also nothwendig, daß sie schweigen mußte.

Doch fort über ein Verbrechen, das dem Elenden eine wollüstige Nacht gab, und mehrere Menschen, so lange sie lebten, mit Jammer überhäufte! — Der Bösewicht frohlokte schweigend, daß er die arglose Unschuld besiegt hatte; und endlich gab

gab er sich dem armen, tief gekränkten Mädchen zu erkennen. Er stellte sich, als wäre das Zusammentreffen ein Zufall, und als hätte Dorchen recht wohl gewußt, wen sie bei sich habe. Dorchen war starr vor Entsetzen, so wie sie Selenbergs Stimme erkannte. Sie machte nur eine heftige Bewegung sich aus seinen Armen zu reißen, nur einen Versuch, durch einen Schrei sich Luft zu verschaffen; aber sie vermochte beides nicht, und konnte nur leise wimmern. Selenberg suchte sie zu beruhigen, und schob die Schuld auf seine heiße Liebe. „Ich ging," sagte er, „gestern Abend vor Ihrem Zimmer vorüber, theuerstes, ewig geliebtes Dorchen, und fand die Thür nur angelehnt. Nun wollte ich Ihnen eine gute Nacht wünschen. In dem Augenblicke, da ich die Thür aufmachte, kam jemand den Gang her. Sollte ich Sie, liebes Mädchen, unschuldig in Verdacht bringen? Ich mußte wirklich hinein gehen, um mich nicht bemerken zu lassen. Nun rief ich Ihnen zu: pst! pst! Ich wollte Ihnen sagen, wie es gekommen wäre; und Sie selbst, Dorchen, schlossen mich an Ihre Brust; Sie selbst . . ."

Ach Gott! ich selbst! jammerte das Mädchen, riß sich aus seinen Armen, und flehete: o, verlassen Sie mich! Ich Unglükliche!

Selenberg versicherte ihr ewige Liebe und Treue;

aber sie hörte das nur in stummer Verzweiflung an. Er ging endlich, weil der Morgen schon dämmerte. Hätte der Bösewicht nur sehen können, welche glühende Verzweiflung das Herz des armen Mädchens zerriß; wie sie sich auf die Kniee warf, und das Morgenlicht verwünschte, das im Osten hervorbrach; wie sie ihr Gesicht in das Küssen hüllte, und jammernd um ihren Tod betete; er würde nicht länger über seinen Sieg gelächelt haben.

Nach und nach fing Dorchen an zu denken: wie soll es werden? Sie glaubte wohl, daß ein bloßer Zufall sie untreu gemacht hätte; aber bald dachte sie mit neuer Angst daran, daß gestern Abend Wilhelm selbst vor ihrer Thür hin und her gegangen seyn und folglich Alles bemerkt haben könnte. Selenberg schien ihr so unschuldig an der Verwirrung, wie sie selbst; und sie empfand nun wohl Abscheu gegen ihn, doch keinen Haß. Sie wartete mit großer Ungeduld auf ihren Geliebten, und zitterte doch vor seiner Ankunft. Auf einmal hörte sie Wilhelm's Stimme im Hofe, und eilte an das Fenster. Er warf ihr einen sehr freundlichen Blik zu, durch den wieder einige Hoffnung in ihre Seele zurükkehrte.

Sie ging hinunter; und das Erste, was ihr Geliebter zu ihr sagte, war eine Entschuldigung für gestern Abend. „Selenbergs Kammerdiener,

liebes Dorchen, leuchtete mir bis vor die Hausthür, und schloß hinter mir ab. Dann legte sich der alberne Mensch ins Fenster, als ob er sagen wollte: du sollst nun einmal heute Abend nicht zu Dorchen!“

Dorchen sah es wohl gern, daß Wilhelmi nichts wußte; aber sie erstarrte auch beinahe, als sie von dem Kammerdiener hörte. Jezt schien ihr das Alles nicht mehr ein Zufall zu seyn, sondern Verabredung. Sie machte sich, so geschwind sie konnte, von Wilhelmi los, um die schrekliche Begebenheit noch einmal zu überdenken. Ein kalter Schauder nach dem andren überlief sie, als sie fand, daß Alles zusammenpaßte, wie Theile eines überlegten Planes: von dem erhitzenden Punsch an, bis zu dem Augenblicke, da Selenberg sich ihr zu erkennen gegeben hatte. In tiefem Nachsinnen, mit gefaltenen Händen, und mit Todesangst in dem bleichen, auf die Brust niederhangenden Gesichte, saß sie da, als Selenberg ihre Thür öffnete und herein trat. Sie fuhr zusammen, so wie sie ihn erblikte, und in ihrem Herzen loderte Zorn auf; doch die Ehrfurcht, mit der sie den Gutsherrn zu betrachten gewohnt war, hielt sie ab, ihre Leidenschaft ausbrechen zu lassen, und sie sagte nur mit einem Blicke voll Abscheu: lassen Sie mich! lassen Sie mich! ich muß allein bleiben!

Selenberg suchte sie zu beruhigen, und es gelang ihm in der That so weit, daß er ihr aufs neue wahrscheinlich machte: ihre beiderseitige Schwäche sey die Wirkung eines seltsamen Zufalles gewesen. „Und jezt kann ich Ihnen auch sagen," fuhr er fort, „wer vor der Thüre hin und her gegangen ist. Mein Kammerdiener. Er bekommt gestern Abend noch Briefe für mich. Nun geht er auf mein Zimmer, und wartet. Als er meinen Gang hört, kommt er hervor. Ich höre ihn, gerade als ich Ihre Thür aufgemacht habe. Er weiß nicht, wo ich bleibe, und geht hier auf und nieder, weil er glaubt, ich müsse doch endlich kommen. Das hat er mir vorhin erzählt, und ich habe ihm gesagt, ich wäre durch die hintere Thür in mein Zimmer gegangen. Ihr Ruf, liebes Dorchen, ist also gesichert."

Selenberg bemerkte, daß Dorchens Gesicht etwas ruhiger wurde. Nun sezte er sich zu ihr, erklärte seine heiße Liebe, und sagte, daß er ohne ihren Besiz nicht glüklich seyn könnte. Dorchen schwieg; denn was sollte sie dem Manne antworten, mit dem sie in einem so unglüklichen Verhältnisse stand? — Bald fing er an, sich aufs neue Freiheiten zu erlauben; aber nun sprang Dorchen mit Abscheu auf, und riß sich aus seinen Armen.

Er hielt ihr Betragen für das bloße Sträuben

des Mädchenanstandes, und hoffte, sie bald gefälliger zu machen; aber da irrte er sich. Dorchen schlief, so lange der Vater noch abwesend war, bei ihrer Mutter, vermied jede Gelegenheit, mit Selenberg allein zu seyn, und vereitelte alle seine Plane, sie unter vier Augen zu sprechen, mit einfacher Kälte und Festigkeit. Wenn er seinen Raub nicht wieder verlieren wollte, so mußte er nun andre Mittel gebrauchen. Er drang sich einmal bei Dorchen ein, und sagte, als sie schon aufstand: gehen Sie nicht! Ich habe Ihnen etwas wegen Wilhelmi's zu sagen. Sie lieben ihn, das weiß ich, und ich muß es mir gefallen lassen, so sehr ich auch den Glüklichen beneide. Dorchen, er soll bald Ihr Mann seyn. Der Prediger in Grundriz ist alt; Wilhelmi soll morgen die Vokation zu der Pfarre haben, und nicht als Adjunktus, sondern als wirklicher Prediger. Dem alten Manne will ich eine Pension geben. Sehen Sie, Dorchen, das biete ich Ihnen an, und verlange dafür weiter nichts, als nur einen kleinen Theil Ihres Herzens.

Der Plan war Dorchen sehr willkommen; denn sie sah wohl ein, daß ohne Selenbergs Hülfe Wilhelmi's Beförderung noch sehr lange ausbleiben könnte. Sie zwang sich, mit einem heitern Gesichte für seine Güte zu danken. Nun glaubte er, gewonnen zu haben, und zog sie zu sich in seine

Arme. Sie ertrug, um des geliebten Wilhelmi's willen, Alles, was die keusche Unschuld ertragen kann, selbst einen Kuß; aber dann wand sie sich von ihm los, und fragte: ob sie Wilhelmi'n die Güte des gnädigen Herrn ankündigen dürfte. „Recht gern!“ antwortete Selenberg; „aber unter der Bedingung, daß Sie, liebes Dorchen, noch einmal die Kammerthür für mich offen lassen.“ — Dorchen stürzte mit Abscheu zurük. — „Meinen Sie,“ fuhr er fort, „daß ich meinen Nebenbuhler glüklich machen soll, ohne es selbst zu seyn? Gutes Kind, ich dächte, Sie nähmen meinen Vorschlag an. Sehen Sie, heute Abend bin ich noch einmal bei Ihnen, und in wenigen Tagen sind Sie Wilhelmi's Frau. Liebes Dorchen, es ist ja doch vielleicht höchst nöthig, daß Sie mit Ihrer Verheirathung eilen. Sie können ja Mutter seyn!“ Dorchen verstand das nicht. Als er es ihr erklärte, wurde sie vor Schrecken bleich. Nun glaubte er, den Sieg errungen zu haben; aber kaum hatte sie sich ein wenig gefaßt, so brach ihr Zorn hervor, und sie überhäufte ihren Verderber mit den bittersten Vorwürfen.

„Werden Sie nur nicht böse, liebes Mädchen!“ unterbrach er sie ganz ruhig. „Was hab ich denn gethan? Ist es meine Schuld, daß die Thür offen stand? Wenn ich ungroßmüthig seyn wollte, so dürfte ich ja nur Wilhelmi'n einen Wink geben,

wie es zugegangen ist, daß er die Nacht nicht wieder zu Ihnen gekonnt hat. Sie sehen, liebes Dorchen, daß Sie in meiner Gewalt sind. Es ist nun einmal nicht anders; und soll ich schweigen, so müssen Sie auch artig seyn.“

Da stand nun der Bösewicht in seiner ganzen gräßlichen Gestalt vor dem unschuldigen, gekränkten Mädchen. Anstatt, wie Selenberg hoffte, jezt nachzugeben und ihm alles zu bewilligen, rief sie mit flammenden Augen und fürchterlichem Tone! Teufel! boshafter, abscheulicher Teufel! In diesem Augenblicke ergriff sie eine Scheere, und stieß sie mit fürchterlicher Gewalt nach seiner Brust. Er fiel ihr in den Arm, und suchte sie zu beruhigen; aber sie war allzu tief gekränkt, und hörte nicht auf mit fürchterlichem Tone zu schreien: Teufel! abscheulicher Teufel!

Ihr Vater, der eben von seiner Reise zurükgekommen war, eilte herbei, und fragte erschroken: um Gottes willen! was ist denn? — Dieser Teufel, sagte Dorchen, hat mich unglüklich gemacht. Ich bin von ihm schwanger! Der Vater wurde erst todtenblaß; dann aber fuhr er wüthend auf, und faßte den Bösewicht an der Kehle, als ob er ihn erdrosseln wollte. Selenberg riß sich los, sprang aus dem Zimmer, rief seine Bedienten, ließ anspannen, und fuhr noch in derselben Stun-

de so schnell als möglich ab. Dorchen war unterdessen ihrem Vater ohnmächtig in die Arme gesunken, und der unglükliche Mann hatte sie in diesem Zustande nicht verlassen können. Noch ehe sie wieder zu sich kam, trat die Mutter in das Zimmer. Der Vater befragte Dorchen behutsam um nähere Umstände. Sie erzählte ihre jammervolle Geschichte, und nun sank wieder die Mutter ohnmächtig zu Boden.

Endlich erholte man sich einigermaßen, und fing an zu überlegen. Man sagte Dorchen, daß sie vielleicht auch nicht schwanger wäre. Der Vater machte ihr begreiflich, daß sie, ungeachtet ihres Fehltrittes, die Treue gegen Wilhelmi nicht verlezt hätte, und daß sie dennoch eine glükliche Frau werden könnte. Dorchen schwieg; aber sie fühlte, daß sie auf immer unglüklich seyn würde.

Am Abend kam ein Brief von Selenbergen, den die lezte Scene dennoch erschüttert hatte. Er schrieb dem Vater aus der nächsten Stadt, daß er Wilhelmi'n die Pfarre in Grundriz geben wollte, und sezte hinzu, daß Dorchens Verheirathung alles wieder gut machen würde. Hierbei hatte Selenberg freilich eine geheime Hoffnung; die junge Predigersfrau in Grundriz blieb doch mit ihm

in Verbindung, und er hatte ein Geheimniß mit ihr, das der Mann nicht wissen durfte.

Herr Grell erbrach den Brief. Kaum hatte er gesagt: von Selenberg; so nahm Dorchen ihn aus seiner Hand, und zerriß ihn mit den Worten: nichts von diesem Bösewichte! Der Vater war wohl ein wenig verlegen über die rasche Handlung seiner Tochter; indeß, sie war nun einmal geschehen. Er schlug die Stücken in ein Couvert, und schikte sie Selenbergen wieder zu. Selenberg sah jezt deutlich genug, daß man mit ihm nichts zu schaffen haben wollte, und ging, doch ein wenig unzufrieden mit sich selbst, unverzüglich nach der Residenz.

Dorchen wußte nun nicht, was sie thun sollte. Ein Paar Tage gab sie sich für krank aus, was sie auch wirklich halb war, und konnte so das Alleinseyn mit Wilhelmi vermeiden. Dann fuhr der Vater, um sie zu zerstreuen, mit ihr zu einem Verwandten, wohin Wilhelmi ihr ihr nicht folgen konnte. Als sie zurük kam, besuchte der junge Mann sie wie vorher; allein sie behielt etwas gegen ihn, das sie nicht zu überwinden wußte. Sie war ängstlich um seine Versorgung bekümmert. Er wollte diese Unruhe endigen, und sich examiniren lassen. Dazu mußte er sich einen Monat in der Hauptstadt aufhalten; und in dieser

Zeit wurde nun die schrekliche Entdeckung gemacht, daß Dorchen wirklich schwanger war.

Als man an dem Unglücke nicht länger zweifeln konnte, sank Dorchen aus einer Ohnmacht in die andre; die Mutter jammerte laut, und der Vater rang die Hände. Indeß, es mußte irgend ein Entschluß gefaßt werden. Dorchen wollte Wilhelmi'n Alles entdecken, und ihm die Entscheidung ihres Schiksals überlassen. Der Vater sagte aber: was braucht er denn dein Unglük zu erfahren! Du bist unschuldig, Dorchen; aber ein Mann muß doch so etwas nicht wissen. Folge mir, mein liebes unglükliches Kind; verschweig es ihm. Wir wollen schon dafür sorgen, daß die Sache ein Geheimniß bleibt.

Dorchen weigerte sich zwar noch; aber ihre Eltern baten so dringend, daß sie zulezt nicht mehr widerstehen konnte. Man verbarg also dem liebenden Jünglinge, was vorgegangen war; Dorchen wurde indeß immer verschloßner und finstrer.

Selenberg wollte, so sehr man auch seine Eitelkeit beleidigt hatte, doch sein Unrecht wieder gut zu machen suchen. Er gab Wilhelmi'n die Pfarre in Gundriz, und hoffte, daß nun die Partheien sich unter einander vergleichen würden. Wilhelmi zog mit dem frohesten Muthe in Gundriz an, und

drang nun in Dorchens Eltern, daß sie sein Glük nicht länger verzögern sollten. Sie hatten einige sehr natürliche Entschuldigungen, weshalb die Hochzeit etwa noch ein halbes Jahr aufgeschoben werden müßte. Die Liebenden wurden indeß feierlich verlobt, und alles schien sich zu einem guten Ende anzulassen; aber durch einen Zufall wurde der Plan der unglüklichen Familie gänzlich vereitelt. Eine Magd hatte im Vorübergehen gehört, daß Dorchen ihrem Vater, als der sie mit Selenbergen auf ihrem Zimmer antraf, laut zurief: ich bin schwanger! Sie war stehen geblieben; und was sogleich hinterher folgte, überzeugte sie, daß sie nicht falsch gehört hatte.

Die neugierige Magd beobachtete nun die Familie, horchte, so oft sie konnte, und wußte das Geheimniß in Kurzem fast mit allen Umständen. Sie sprach schon zu den Leuten im Hause davon, aber nur räthselhaft; und so achtete niemand darauf. Jezt glaubte sie! ihrer Herrschaft alles bieten zu können, und wurde äußerst nachläßig. Man gab ihr Verweise; und sie war trotzig. Sie beging endlich einen sehr großen Fehler, und trozte auch da wieder, im Vertrauen auf ein Geheimniß. Der Amtmann verlor die Geduld; ohne zu hören, was sie ihm sagen wollte, warf er sie zum Hause hinaus und vom Hofe hinunter. Das Mädchen handelte, wie alle gemeinen Menschen in einem

ähnlichen Falle. Sie lief zu dem Prediger, den eben sein Sohn besuchte, und entdekte ihm, daß Dorchen von dem Edelmanne schwanger wäre, und daß sie vor der Hochzeit erst heimlich in die Wochen kommen sollte.

Wilhelmi, der mit Schrecken zugehört hatte, wollte das Anfangs nicht glauben; die Magd erzählte aber viele kleine Umstände, und er sah nun wohl, daß wenigstens nicht Alles erfunden seyn konnte. Die Magd mußte ihm versprechen, Niemanden weiter etwas zu sagen, und sie hielt Wort, weil sie noch in derselben Stunde zu ihrer Mutter, die in einem entfernten Dorfe wohnte, abging. Wilhelmi fand, als er die einzelnen Umstände zusammensezte, sogar den Tag heraus, an welchem Dorchen ihm ungetreu gewesen seyn mußte. Er erinnerte sich, daß Selenbergs Kammerdiener ihn aus dem Hause geschafft, und daß Dorchen von diesem Abend an sich so kalt, so zweideutig gegen ihn betragen hatte. Er war hintergangen, und mußte auch in seiner Ehe Betrug befürchten. Dorchen hatte ihn getrieben, sich um eine Versorgung zu bemühen, und Selenberg ihm die Pfarre in Gundriz gegeben, weil er da auch noch in der Folge recht bequem mit der Falschen Umgang haben konnte. Er erinnerte sich nun auch an Dorchens jezige Farbe und Kränklichkeit. Darum also war Grell zu jedermanns

Verwunderung Amtmann geworden! Darum hatte Selenberg ihm einen so vortheilhaften Pachtkontrakt gegeben!

Wilhelmi's heiße Liebe machte noch einige Einwendungen gegen Dorchens Untreue; deshalb beschloß er, zu schweigen und sich um Gewißheit zu bemühen. Er ging zu dem Amtmann, und drang darauf, daß die Hochzeit bald seyn sollte. Grell wurde verlegen, die Mutter weinte; und endlich schlugen Beide sein Verlangen geradezu ab. Ihre Tochter, sagten sie, müßte erst eine Base besuchen, deren Erbin sie einmal wäre, und die darauf bestände, daß Dorchen einige Monate bei ihr zubringen sollte. Wilhelmi erkundigte sich nach dieser Base, wie es schien ganz unbefangen, und man nannte ihren angeblichen Wohnort. Er schrieb dahin; und niemand wußte etwas von einer solchen Frau.

Noch immer hielt Wilhelmi an sich. Der Amtmann verreiste, und blieb acht Tage weg. Von dem Knechte, der ihn gefahren hatte, hörte Wilhelmi, daß sie in einer kleinen, zehn Meilen entfernten Stadt gewesen waren. Er ritt dahin, stieg in dem einzigen Wirthshause des Ortes ab, erkundigte sich nach Grells Thun und Lassen, und erfuhr, daß dieser ein Zimmer bei einer Hebamme gemiethet hatte, und zwar für jemanden, der

sich nur einige Wochen da aufhalten sollte. Der unglükliche junge Mann ging zu der Frau, und ließ sich das Zimmer zeigen, „das der lange Mann in einem grünen Rocke, der einen so tiefen Baß spräche, gemiethet hätte.“

Die Hebamme stellte sich, als ob sie nichts davon wüßte. „Liebe Frau,“ sagte Wilhelmi; „ich bin der Bruder des armen Mädchens, das hier niederkommen soll, und will nur das Zimmer mit den gehörigen Bequemlichkeiten versehen. Sie wird wohl eher reisen müssen, als wir dachten. Wann sagte denn der Vater, daß meine Schwester mit der Mutter ankommen würde? Aber, liebe Frau, halte Sie ja reinen Mund! Und es muß kein Mensch erfahren, wo wir sind.“

Die Frau trug nun kein Bedenken mehr, dem jungen Manne zu sagen, was sie wußte. Aber, sezte sie noch hinzu, früher kann Ihre Schwester wohl nicht niederkommen; denn Ihr Vater hat sogar Tag und Stunde bestimmt, wenn Alles so geht, wie es soll. — „Je nun!“ erwiederte Wilhelmi lächelnd; „mein Vater kann sich doch irren! . . . Welchen Tag meinte er denn?“ Die Frau nannte ihn. Richtig! Die Schlange hatte ihn von dem Kammerdiener aus dem Hause

bringen lassen, damit sie ungestört in den Armen des wollüstigen Edelmannes liegen könnte!

Wilhelmi eilte wieder nach Hause, mit dem Entschlusse, sich an der Betriegerin zu rächen. — Der zur Ruhe geszte Prediger in Grundriz hatte eine hübsche, gute Tochter, die gegen den Nachfolger ihres Vaters immer sehr artig gewesen war. Wilhelmi'n gefiel Karoline, und er würde sie ohne Bedenken zu seiner Gattin gewählt haben, wenn er nicht schon Dorchen geliebt hätte. Als er nach Hause kam, fand er sie — denn noch wohnte der alte Prediger im Pfarrhause — emsig beschäftigt, sein Zimmer mit Maien und Blumen zu schmücken. Wenn sie auch nicht seine Frau werden konnte (was sie freilich nicht mehr hoffte), so wollte sie doch gern mit ihm in gutem Vernehmen seyn, und hatte deshalb darauf gesonnen, ihm bei seiner Rükkehr eine Freude zu machen.

Dieses Mädchen, dachte Wilhelmi, bringt dir sein Herz so freundlich entgegen; und jene Schlange, die du im Busen trugest, vergiftet und zerstört dein Glük. In diesem Gefühle umfaßte er Karolinen mit Heftigkeit, und sagte: „o wie gut sind Sie! wie herzensgut!“ Sie zog sich nicht aus seinem Arme zurük, und lächelte sanft. Er drükte sie an seine Brust, und fragte: würdest du mir treu seyn, liebes Mädchen? —

Bis ins Grab! antwortete Karoline, eine von den guten Seelen, die das Herz auf der Zunge tragen, und die nicht wissen, was Zurükhaltung ist.

In diesem Augenblicke trat der alte Vater in das Zimmer. Wilhelmi führte das Mädchen auf ihn zu, und fragte: „wollen Sie mir Ihre Tochter zur Gattin geben?“ — Ich denke, Sie sind verlobt mit der Mamsell Grell? — „Das ist vorbei!“ antwortete Wilhelmi mit einem finstern Blicke. „Aber schon morgen, Vater, müßten Sie mich aufbieten und kopuliren. Die Strafe an das Konsistorium bezahl' ich.“ — Vater und Tochter machten Einwendungen; allein Wilhelmi bestand auf sein Verlangen, und am folgenden Morgen um eilf Uhr nach der Kirche wurde er, zu großer Freude der ganzen Gemeine, die ihren alten Prediger liebte, mit dessen Tochter vor dem Altare getrauet.

Nun ging er auf sein Zimmer, und sezte sich nieder, um an Grell zu schreiben. Er fühlte jezt, was er verloren hatte, und konnte vor heftigem Zittern die Feder nicht halten. Sein Zorn war verschwunden, und er weinte mit verhülltem Gesichte. Endlich schrieb er; und noch immer schien ihm das, was er sagte, zu hart. „Lieber Herr Grell, ich habe mich diesen Morgen verheirathet.

Mein

Mein Glaube an Dorchens Tugend und Treue ist lange unerschüttert geblieben; und noch immer möchte ich gern daran zweifeln, daß sie mich hat betriegen wollen. Meine Verheirathung erspart ihr ein Geständniß, das sie — ich fühle es an meinen Thränen — nicht ohne Schmerz hätte thun können. Nie soll durch mich ein Mensch etwas von Dorchens Zustande erfahren, und ich selbst mag nicht wissen, wie sie zu dieser Schwäche gekommen ist. Leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen und Ihrer Tochter mit gebrochenem Herzen Glük und Ruhe. Wilhelmi."

Der Brief, der sogleich abgeschikt wurde, überraschte die Familie Grell in dem Genusse einer seltnen Freude. Der Kammerdiener Ahrens war zum Besuche gekommen. Er hatte den Erbprinzen als Bedienter auf seinen Reisen begleitet, und ihm immer gleiche Treue bewiesen. Als der alte Kammerdiener starb, bekam Ahrens dessen Posten, in welchem ein so redlicher und menschlicher Mann, wie er, gerade am rechten Orte stand. Jezt wollte er seine Schwester, wenn sie noch lebte, unterstützen. Er hatte sich als ein junger Mann, noch ehe er mit auf Reisen ging, wohl einmal nach ihr erkundigt, aber sich mit der Nachricht, daß sie einige Jahre nach dem Tode ihrer Eltern aus dem Dorfe weggekommen sey, beruhigt. Die Schwester wußte eben so wenig, wo ihr Bruder geblie-

ben war. Jezt stellte Ahrens genauere Nachforschungen an, und erfuhr endlich, daß sie glüklich verheirathet, und daß ihr Mann das Gut des Herrn von Selenberg gepachtet hätte. Er beschloß, sie zu besuchen, erbat sich Urlaub, und kam gerade an eben dem Morgen, an welchem Wilhelmi sich trauen ließ.

Wer kann sich die Freude der Geschwister, so guter offner Menschen, nicht denken! — Grell sah es seinem Schwager beim ersten Blicke an, daß er ein redlicher Mann war. Man schüttete bald die Herzen gegen einander aus; nur Dorchens Unfall wurde verschwiegen, weil Ahrens ja doch in der Hauptsache nichts ändern konnte. Die Familie saß gerade beim Abendessen, und stieß auf das Wohl des Bräutigams an, als ein Brief hereingegeben wurde. „Von Wilhelmi!" sagte Grell, und stieß noch einmal ringsum an. Nun erbrach er den Brief; und die ersten Worte machten ihn todtenbleich. Er wollte aufstehen, um seine Angst zu verbergen; aber er schwankte, und mußte sich wieder setzen. Dorchen schrie laut auf, und strekte ihrem Vater die zitternden Arme zu. Die Mutter blikte starr auf ihre Tochter, und dann gen Himmel. Der Vater nahm den Brief wieder, erbleichte aufs neue, und wollte endlich gehen. Dorchen umfaßte ihn, und fragte ängstlich: was ist denn, lieber Vater? — Er weiß Alles! ant-

wortete Grell; und Dorchen sank ohnmächtig in seine Arme. — Gott im Himmel! rief die Mutter; er weiß Alles? — Und hat heute geheirathet! sezte der Vater hinzu; aber sag' es Dorchen nicht!

Der unglükliche Mann brach seiner Frau das Herz; sie sank ihrem Bruder ohne Bewußtseyn in die Arme. Ahrens sah in den Brief, erschrak, warf einen Blik auf Dorchen, und erschrak noch mehr, da ihre Gestalt keinen Zweifel übrig ließ.

Man brachte Mutter und Tochter zu Bette, und nun erzählte Grell seinem Schwager die jammervolle Geschichte. Sieh, Schwager, so schloß er, es entsteht ein Unglük daraus, das weiß ich. Aber dann — er faßte ein Tischmesser — dann geh' ich in die Residenz. Mitten am Hofe will ich dem Teufel dies Messer ins Herz stoßen. Das thu' ich, Schwager, so wahr mir Gott gnädig seyn soll!

Ahrens konnte Grellen nur mit vieler Mühe beruhigen. Beide überlegten nun, wie Dorchen die Nachricht beizubringen wäre, daß Wilhelmi sich verheirathet hätte. Ahrens übernahm am folgenden Morgen diesen traurigen Auftrag. Dorchen hörte ihn ruhig an, und sagte endlich schmerzhaft lächelnd: Gott mache ihn glüklich! Sie schien

tief nachzudenken, lächelte noch immer, sprach mit Ergebung von ihrem Schiksale, und stand endlich auf, um zu ihrer Mutter zu gehen. Zwar schien sie ruhig zu seyn; aber ihre Leidenschaften arbeiteten mit verborgener Gewalt, da sie ihren Verlust und ihre Schande wie tausend Stacheln im Herzen fühlte. Die Mutter verbarg, als sie Dorchen hereintreten sah, das bleiche Gesicht; und nun brachen die heftigen Gefühle des armen Mädchens auf einmal hervor. Mutter! rief sie in einem fürchterlichen Tone; ich will sterben! Ihr sollt das Gesicht nicht mehr verbergen, wenn ich komme! — Ihre Miene war wie von Wahnsinn verzogen. Der Vater wollte sie halten; sie riß sich aber los, und stürzte mit dem Geschrei: ich will sterben! vor ihm her zur Thür hinaus. Der heftige Schrecken riß gewaltsam an dem Leben der Mutter. Sie erhob die Arme, seufzte noch: Dorchen! mein Kind! und ein Schlagfluß endigte ihr Elend.

Ahrens schrie auf, rüttelte sie, und sprengte ihr Wasser ins Gesicht; aber sie war nicht zu erwecken. Jezt kam der Vater mit Dorchen wieder in das Zimmer. Die vielfachen Leiden machten ihre Herzen starr und kalt; sie weinten nicht, sondern beneideten die Verstorbene, und priesen ihr Schiksal glüklich. Erst nach einiger Zeit fühlten sie die Wunden ihrer Seele wieder. Vater und

Tochter saßen an dem Sarge der Mutter schweigend, mit troknen Augen und bleichen Gesichtern; nur zuweilen reichten sie einander über den Leichnam weg die Hände zu. Ahrens mochte thun, was er wollte, er konnte sich nicht aus ihrem finstern Schmerze erwecken. Der Vater sagte, als Ahrens ihn an seine Haushaltung erinnerte: erst begraben; dann will ich die Hölle hier anzünden, und mich in die Flammen stürzen! Das Einzige, was noch Wirkung auf ihn that, war der Gedanke an seine Tochter. Wenn Ahrens zu ihm sagte: du wirst auch Dorchen noch tödten! so erwiederte er: was soll ich thun, Schwager? Ich will dir ja folgen!

Dorchen fiel, als die Mutter begraben war, vor ihrem Onkel auf die Kniee, und jammerte: nur von den Menschen weg; sonst verliere ich noch den Verstand! — Ja! weg von den Menschen! sagte der Vater nach. Alles! alles! nur weg von diesen Teufeln!

Ahrens war vor einem Jahre mit dem Fürsten über das entlegene Waldengrund gekommen, und hatte die wilde Einsamkeit mit Vergnügen betrachtet. Also dir gefällt es hier? fragte der Fürst. — „Ja, Ew. Durchlaucht; recht sehr. Und wenn Sie meiner einmal müde sind, so will ich Sie bitten, mir die Wohnung und den Garten bis an

meinen Tod zu geben.“ — Gut! sagte der Fürst; es soll dein seyn! Nur mußt du bei mir bleiben, bis ich todt bin. — Jezt dachte Ahrens wieder an dieses Waldengrund, und sprach mit seinem Schwager davon.

Grell war wirklich nicht im Stande, seiner Wirthschaft vorzustehen: so hatte ihn das Unglük angegriffen! Ein benachbarter Pächter trat in seinen Kontrakt. Ahrens reiste wieder nach der Residenz, und schikte seinem Schwager bald die schriftliche Erlaubniß des Fürsten, nach Waldengrund zu ziehen und die Zimmer im Schlosse, so wie den Garten, zu benutzen. Sobald Grell diese Erlaubniß hatte, verschwand er mit seiner Tochter aus der Gegend, und Niemand wußte, wohin er gezogen war.

Dorchen, die sich jezt Frau Schwarzen nannte, gebar in Waldengrund ihre Tochter. Sie und ihr Vater bekamen ihre Heiterkeit nicht wieder, und in ihrem Herzen blieb ein unauslöschlicher Haß gegen Selenbergen. Grell war jezt ein erklärter Menschenfeind, der wenig sprach, der allen Umgang floh, und seine Zeit fast ganz mit der Bearbeitung des großen Gartens zubrachte. Bei Dorchen war die Liebe zu Wilhelmi nicht erloschen, oder sie überredete sich wenigstens, daß sie ihn noch liebe, um nur Selenbergen hassen zu dürfen.

Schon sieben Jahre lebten sie verborgen, als Grell endlich zum erstenmale wieder unter Menschen mußte. Es hatte sich jemand bei der fürstlichen Kammer um den Ankauf von Waldengrund gemeldet; diese wilde Einsamkeit war aber dem menschenfeindlichen Grell zu lieb geworden, als daß er nicht alles hätte anwenden sollen, sich den Besiz zu sichern. Er fuhr selbst nach der Residenz zu seinem Schwager, um die Sache desto eifriger zu treiben. Ahrens, der mit dem Fürsten auf dem Lustschlosse war, bewirkte leicht, daß Waldengrund ihm aufs neue überlassen wurde, und gab ihm nun Emilien mit, wobei er sagte: eine Rache an Selenberg! Der Bösewicht liebt das Mädchen. Rette sie aus seinen Klauen, und nimm sie mit dir. Wir müssen es dem Himmel überlassen, den Bösewicht zu strafen; denn der Fürst sagt: solche Dinge gehören nicht vor meinen Richterstuhl.

Diese Geschichte hörte Emilie von Dorchen, dem betrogenen, unglüklichen Mädchen selbst, erzählen, und ihr Haß gegen Selenbergen wurde noch weit größer. Sie lebte übrigens in dem kleinen Cirkel dieser ehrwürdigen Menschen so angenehm, als sie ohne ihren Selbold leben konnte, und es war sehr vortheilhaft für sie, daß sie hier eine Zeitlang zubrachte. Jezt lernte sie einsehen, daß sie bisher, aller ihrer Bildung ungeachtet, nicht so vielen Nutzen gestiftet hatte, wie Dor-

chen, welche die ganze Haushaltung besorgte, den Garten mit im Stande erhielt, und eine gütige Mutter aller der armen Köhlerfamilien war, die im Thale wohnten. Sie wurde nun Dorchens Gehülfin in allen Geschäften, und fand bald, daß Arbeit und Wohlthun den Grund des häuslichen Glückes ausmachen, und daß es schwerer, doch eben deshalb auch verdienstlicher, ist, eine gute Hausfrau, eine sorgsame Mutter, eine gütige Helferin der Unglüklichen zu seyn, als sich, wie Arria, einen Dolch durch die Brust zu stoßen, und zu sagen: es schmerzt nicht!

Hier in Waldengrund wurde Emilie natürlicher, sanfter, demüthiger, freundlicher und zufriedener, als sie jemals gewesen war. Endlich hatte sie auch die Freude, daß sie ihren Geliebten wiedersah, den die Furcht des Majors von Sollingen weggetrieben hatte. Seibold fand sie, als er in Waldengrund ankam, in einem einfachen Kleide, mitten unter den kleinen Töchtern der Köhler, die sie im Stricken unterrichtete. Sie erkannte ihn schon von weitem, schrie freudig auf, ließ ihr Strikzeug fallen, und flog ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Er war froh, als er sie so heiter, so gesund, so natürlich sah, und verschwieg ihr ganz, welcher Verdacht ihn hierher gebracht hatte. Sie stellte ihn Grellen und seiner Tochter vor. Schon nach einigen Tagen erhielt er den Beifall, und in

kurzer Zeit auch die Freundschaft des Mannes, der jedem andern Menschen sein Herz verschloß.

Seibold nahm seine Wohnung in Sondenheim, so viel auch alle ihn baten, ganz bei ihnen zu bleiben; aber er war jeden Tag in Waldengrund, und lebte mit der Familie, als ob er zu ihr gehörte. Glüklichere Tage hatten weder Emilien noch Seibold je gehabt. Sie waren immer zusammen, bald in den Hütten der Köhler, bald unter den Kindern, bald allein in der dunkeln Waldung, und ihre Herzen schlossen sich immer fester an einander. Emilie fühlte jezt eine bessere, reinere, heiligere Liebe zu Seiболden; und auch er konnte dem edlen Mädchen nicht länger widerstehen. Sie wollte jezt nicht mehr glänzen und von ihm bewundert seyn, sondern ihn glüklich machen. Von Tage zu Tage nahm Beider Vertrauen und Zärtlichkeit zu; und, ohne daß sie es selbst wußten und wollten, kam der Augenblik, wo Emilie an Seibolds Brust lag und mit Thränen in den Augen die Worte von ihm hörte: „ja, ich liebe dich, gute Emilie, mehr als mein Leben. Ich will alles thun, deine Hand zu erhalten, und dich so glüklich zu machen, als ich es durch dich einst seyn werde.“

Jezt war ihr Glük unbeschreiblich; aber die schwarze Wolke, die es zerschmettern sollte, hing schon über ihnen.

Selenberg hatte endlich herausgebracht, daß Seibold in Sondenheim war. — Er reiste in der Kleidung eines gemeinen Bürgers dahin, und schlich sich, so unkenntlich als möglich, auch nach Waldengrund. Hier sah er Emilien, die jezt noch reitzender geworden war, und Seibolden, der sie umarmte. Er gab Karln sogleich Nachricht, und bat ihn, nach einer nahe gelegenen Stadt zu kommen, weil er selbst nicht wohl Emilien entführen könnte. Karl kam, und der Plan wurde entworfen. Man wollte nicht nur Emilien entführen, sondern auch Seibolden ein- für allemal aus dem Spiele schaffen. Sobald Alles verabredet war, ging Selenberg wieder nach der Residenz zurük, und war jeden Tag bei Hofe, um sich vor allem Verdachte zu sichern. Karln überließ er die Ausführung des Planes, den er erfunden hatte, empfahl ihm aber, noch einige Wochen zu warten, und sich so lange verborgen zu halten, bis der Streich unmöglich fehl schlagen könnte.

Waldengrund lag auf der Grenze. An den Weg zwischen diesem Schlosse und Sondenheim stieß das Gebiet einer Reichsstadt, in welcher sich Oestreichische Werber aufhielten. Eines Abends, als Seibold sehr ruhig von Emilien nach Hause ging, hörte er ein furchtbares Geschrei, und sah einen Menschen an der Erde liegen, den ein anderer mit dem Degen in der Hand bedrohete. Sei-

bold sprang sogleich hinzu. Erbarmen Sie Sich! rief der Liegende mit jammernder Stimme. Seibold fragte: was giebt es hier? — Herr, antwortete der Stehende, was kümmert Ihn das? Und damit schlug er auf den Unglüklichen los. Seibold faßte den wüthenden Menschen bei der Brust. In dem Augenblicke sprang der Andre von der Erde auf, und lief wie ein gescheuchtes Reh in das Gebüsch. — Hülfe! rief nun der Mensch, den Seibold gefaßt hatte; und sogleich war dieser von fünf oder sechs Kerln umringt und fest gehalten.

Seibold hörte zu seinem Schrecken, daß er sich unter Oestreichischen Werbern befand, und daß der von ihm befreite Mensch ein Rekrut war, der nicht hatte marschiren wollen. Er wurde, an des Entlaufenen Stelle, mitgenommen, und nach dem Werbehause in der Reichsstadt gebracht. Hier erbot er sich, einen Rekruten zu bezahlen. Man forderte aber eine ungeheure Summe, die er nicht bei sich hatte; und so mußte er schon am folgenden Morgen mit einem Transport nach Böhmen zu aufbrechen. Er bat den Werbe-Officier, nur ein Paar Worte an ein Frauenzimmer schreiben zu dürfen. Als es ihm erlaubt wurde, schrieb er Emilien seinen Unfall Englisch, und bemerkte dabei: die Sache käme ihm seltsam vor, und er riethe ihr, auf ihrer Hut zu seyn, da vielleicht

Selenberg oder ihr Bruder im Spiele wäre. Meinetwegen, sezte er hinzu, mache Dir keine Sorgen, und schreib nur sogleich an den Major. Das Billet wurde erst Karln gebracht, der es dann richtig nach Waldengrund schikte. Was er erwartet hatte, geschah; Emilie wollte Seibolden wenigstens noch einmal sehen, und ging in Dorchens Gesellschaft sogleich mit eilenden Schritten nach der nicht sehr weit entfernten Stadt. Auf einmal kam ihnen ein Wagen entgegen. Zwei Bedienten sprangen vom Bocke, ergriffen Emilien, und hoben sie in den Wagen, der nun in Galopp dahin flog.

Emilie, sagte Karl, der sich vorher, um nicht von Dorchen gesehen zu werden, in einen Winkel zusammen gedrükt hatte; willst du Selenbergen deine Hand geben, so ist Seibold frei; weigerst du dich aber, so geht er nach Ungarn gegen die Türken. Eine andere Wahl bleibt dir nicht übrig.

„Sterben kann ich, du elender Mensch; aber Selenbergen heirathe ich nicht, und wenn es auch in deiner Macht stände, Seibolden zu tödten! — Karl! du begehst Verbrechen; und warum? für wen? Du wirst dich selbst damit stürzen. Ich habe mich schon einmal gerettet, und werde auch jezt aus deiner Gewalt kommen.“

Rette dich, wenn du kannst! Dieses mal bin

ich dir zu fein, mein Kind. Es ist alles überlegt, und du sollst wohl thun, was ich haben will.

Sie blieben die Nacht in einem Städtchen. Am folgenden Morgen weigerte sich Emilie weiter zu reisen; ihr Bruder befahl aber den Bedienten, sie mit Gewalt in den Wagen zu bringen. Jezt rief sie um Hülfe. Karl drang selbst darauf, daß ein Justizbeamter gerufen werden sollte Diesem zeigte er Papiere vor; und der Justizbeamte fragte nun Emilien: ist dieser Herr Ihr Bruder? — Ja. — Nun, so müssen Sie fahren. — Karl lächelte hämisch, und Emilie sezte sich ohne weiteres Sträuben in den Wagen.

„Ich sehe," sagte Emilie, als sie kaum saß, „du bist zu deinem Bubenstücke mit allem Nöthigen versorgt; nur Eins fehlt dir, wie jedem andern Schurken: Muth." — Ich bitte dich, erwiederte er, setze ihn nicht auf die Probe! — Sie lächelte. Vor dem Thore in einer einsamen Gegend ließ sie halten, und stieg aus. Mit großer Geschwindigkeit riß sie die Pistole aus der Seitentasche, und hielt sie Karln vor die Stirn. „Nun, Elender?" rief sie mit drohender Stimme, und spannte den Hahn. Karl wurde bleich, und sagte: Schwester! um Gottes willen! — „Gieb mir die Papiere, du elender Mensch!" Karl zog zitternd die Papiere hervor, und reichte sie ihr

hin. (Es war eine Requisition seines Vaters an alle Obrigkeiten, den bezeichneten jungen Mann, Kammerjunker von Halden, mit seiner Schwester, die er aus den Schlingen eines Entführers wieder zu ihren Eltern bringen solle, nicht aufzuhalten.) „Sieh," sagte Emilie, „du feigherziger Bube, wie ein Mädchen dich in seiner Gewalt hat! . . . O Karl, Karl!" sezte sie, von Schmerz überwältigt, mit Thränen in den Augen, hinzu: „wie boshaft und grausam mußt du seyn, daß du vor einer Pistole in der Hand deiner Schwester zitterst!" Sie warf die Pistole zu Boden. In diesem Augenblicke entriß ihr Karl die Papiere, und sprang nach der Pistole. Er schoß sie los, und zur Sicherheit sogleich auch die andere, die er noch im Wagen hatte.

Als Emilie wieder eingestiegen war, drükte Karl sich in eine Ecke des Wagens, und biß die Zähne zusammen. Sie fuhr ruhig mit ihm weiter, ohne die Flucht zu versuchen, da sie wohl einsah, daß sie Seibolden für jezt nicht retten konnte.

Nach einer mehrere Tage langen Fahrt kam Emilie endlich an den Ort ihrer Bestimmung. Karl führte sie auf ein schönes Zimmer, und sagte: hier, Emilie, bleibst du. Es sind Anstalten getroffen, dir das Entlaufen unmöglich zu machen. Die Eltern wollen nun einmal, daß du Seleubergen

heirathen sollst. Auf den Major rechne nur nicht, und auf Hennigen eben so wenig! Wer weiß, wo dieser Tugendspiegel jezt umher streift! (Emilie hörte hoch auf.) Ich muß dir doch etwas Neues von ihm erzählen. Der Herr Forstmeister verführte ein unschuldiges Mädchen, brach mit der Gräfin Louise, wurde des einförmigen Lebens hier müde, und ging nach Rußland gegen die Türken. Vermuthlich wird der Major dem verlornen Sohne nachgezogen seyn. Wenn du etwa auf den Schuz des Fürsten hoffst, so irrest du dich; denn du bist hier im Preußischen, auf einem Gute, das Selenbergen gehört. Die Eltern sind es müde, deinen Thorheiten länger nachzusehen. Ich sage dir gerade heraus, du kannst nichts Besseres thun, als freiwillig dein Jawort geben. Vier Wochen magst du dich allenfalls noch bedenken; aber dann, mein Kind, ist die Gnadenzeit vorüber. Der Befehl dich zu kopuliren, ist aus dem Consistorio da. Du wirst getrauet; und dann mag Selenberg zusehen, wie er mit dir fertig wird.

„Ich gebe dir mein Wort,“ erwiederte Emilie entschlossen, „daß ich nicht zu entfliehen suchen will; denn ich bin doch neugierig, wie ihr elenden Menschen, du und dein Spießgeselle Selenberg, es anfangen wollt, ein Mädchen zu zwingen, das Muth hat. Für mein Schiksal sorge ich nicht; aber um meinen edlen Bruder bin ich bekümmert,

und um Seibolden. Du wirst mir Hennigs Schiksal nicht sagen, das weiß ich wohl. Aber wehe dir, wenn er einmal die Schurkereien erfährt, durch die man ihn unglüklich zu machen sucht! Karl, du bist nicht boshaft; aber du treibst dich mit einem Teufel in Menschengestalt umher, mit Selenbergen. Du willst groß und reich werden, und siehst nicht, daß eben dieser Selenberg ohne Bedenken dich selbst aufopfern würde, wenn du im Wege ständest, was doch sehr leicht einmal der Fall seyn kann. Wir, ich und Hennig, wollten gern deine Habsucht und deinen Ehrgeiz befriedigen, wenn du uns nur auf unsere Weise glüklich werden ließest. Aber, Troz dir wollen wir das seyn. Selenberg wird nie mein Mann, so lange noch eine Scheere, ein Messer, oder eine Gabel spiz genug ist, in sein Herz zu dringen. Sag das deinem edlen Gesellen! Und nun hast du mein leztes Wort."

Karl übergab Emilien einer Frau, die auf sie Acht haben und alle Leute im Hause anweisen sollte, sie nie aus den Augen zu lassen. Julie, die Tochter des Försters Silbermann, bekam den Auftrag, sich an Emilien zu drängen; denn Selenberg rechnete darauf, daß Julie durch Bilder der Wollust die Sinnlichkeit bei ihr erwecken würde. Karl schrieb Selenbergen nun: er möchte so bald als möglich zu Emilien reisen. Auch die

Eltern

Eltern würden (der Vater freilich mit einigem Widerwillen) nächstens dahin gehen, um der Kopulations-Handlung, zu der Emilie im Nothfalle mit Gewalt gezwungen werden sollte, Kraft und Feierlichkeit zu geben. Selenberg antwortete nach einigen Posttagen: man müßte Emilien die vier Wochen Zeit lassen, die man ihr versprochen hätte; doch die Mutter würde wohl thun, wenn sie je eher je lieber zu ihr reiste, um sie im Auge zu behalten.

Selenberg konnte nicht kommen; denn ihn beschäftigte jezt eine kleine Nebenbegebenheit sehr ernstlich. Er war schon wieder unter einem fremden Nahmen in Waldengrund, das er auch neulich nicht so bald verlassen habe würde, wenn er nicht um sich vor Verdacht zu sichern, gemußt hätte. Als er das erstemal dort war, schlich er rings um das Haus her, wo Emilie wohnte, um mit dem Terrain, den Wegen und den verborgenen Plätzen bekannt zu werden. Er stieg auf die Felsen an der Seite des Gartens, um auch den, im Gebüsche verstekt, mit seinem Taschen-Dollond zu übersehen. Auf einmal trat eine weibliche Gestalt in den Garten, die seine ganze Aufmerksamkeit erregte. Es war Dorchen, die Selenberg indeß nicht wieder kannte, da sie vor acht Jahren noch nicht völlig ausgewachsen und äußerst schlank gewesen, jezt aber eine große, edle Figur gewor-

den war. Auch ihr Gesicht hatte sich sehr verändert. Ehemals glüheten ihre jugendlichen, runden Wangen von Gesundheit, ihr Auge funkelte und lachte, ihre Bewegungen schienen ein steter Tanz. Jezt war ihr Gesicht ein schönes feines Oval, in welchem auf dem zart weißen Grunde nur ein blasser Karmin, wie der Widerschein der Abendröthe in einem kristallhellen Wasser, spielte. Ihr Auge blizte noch eben so, wie ehemals; aber an der sanften Trauer, die darin herrschte, sah man, daß es oft in Thränen stand. Ihre Bewegungen waren jezt sanfter, milder und schöner. Selbst an ihrer Stimme konnte Selenberg, als er sie nachher sprach, sie nicht wieder erkennen; denn ehemals hatte die Stimme dem fröhlichen Herzen nachgejauchzt, und jezt war sie leiser, reiner, ein wenig klagend, aber sehr rührend geworden. —

Selenberg konnte nicht aufhören, die edle Gestalt zu betrachten, die langsam den Garten auf und nieder ging. Sein Herz pochte, und seine Begierden wurden rege. Dorchen blieb stehen, lächelte ihr zu, küßte sie; und Selenberg dachte: o, einen Kuß von diesem schönen Munde! Als sie endlich weggegangen war, erkundigte er sich nach ihr bei dem ersten Köhler, der ihm begegnete. Der Mann sagte: es wäre die Frau Schwarzen, eine junge Wittwe. Nun fragte Selenberg weiter nach den übrigen Familien-Umständen, und er-

fuhr, daß der Alte (so nannten die Leute Herrn Grell, wenn sie von ihm sprachen) von dem Fürsten Garten und Haus geschenkt bekommen hätte. — „Und wie heißt der Alte?“ — Wie wollt' er heißen! Kastlan, nennen sie ihn. — „Aber sein Nahme?“ — Hm! das ist sein Nahme. — Ein Anderer sagte: er heißt Herr Schwarz. — Grell hatte hier ganz verborgen gelebt, und es war ihm so sehr daran gelegen, unbekannt zu bleiben, daß er die Köhler, wenn sie ihn Herr Schwarz nannten, absichtlich in ihrem Irrthume bestärkte.

Selenberg glaubte nun, die junge reitzende Wittwe wäre des alten Mannes Schwiegertochter. Er sah Dorchen noch einmal, dann wieder, und ihr Bild drükte sich immer tiefer in seine Seele. Endlich sah er auch den Alten, und erkannte ihn eben so wenig wie Dorchen. Er wünschte, Emilie und Seibold möchten nur erst weg seyn, daß er eine Verbindung mit der jungen, schönen Wittwe anknüpfen könnte. Unter seinem eignen Nahmen durfte er nicht auftreten; denn er mußte befürchten, daß Emilie von ihm erzählt und ihn nicht auf die vortheilhafteste Art geschildert hätte. Er beschloß daher, unter einem fremden die reitzende Bekanntschaft zu machen.

Sobald er, etwa vierzehn Tage nach seiner Rükkehr in die Residenz, die Nachricht erhielt,

daß Emilie und Seibold entfernt wären, bat er den Fürsten wieder um Urlaub, und ritt sehr einfach gekleidet ganz allein nach Sondenheim. — Er ging schon vom ersten Tage an um Waldengrund her spazieren, und hoffte, daß er der schönen Wittwe einmal begegnen würde. Das geschah nicht; aber Dorchen sah ihn bald in einiger Entfernung, und erkannte ihn sogleich wieder. Sie eilte zu ihrem Vater, und sagte mit blassen Lippen: Selenberg ist hier! ich habe ihn gesehen! — Der Vater sprang auf, und riß eine Büchse von der Wand. Dorchen fiel ihm in den Arm. O lieber Vater, sagte sie; wir haben unser Elend überstanden. Wollen Sie mich nun in ein neues stürzen? Soll ich noch erleben, daß Sie . . . — Der Vater hängte die Büchse wieder auf, und fragte gelassener: aber was will er? Emilie ist ja fort, und Seibold auch! Was will der Teufel hier? Das muß ich heraus zu bringen suchen. — Er erfuhr nun, daß Selenberg in Sondenheim logirte, daß er sich Müller nannte, und daß er sich bei den Köhlern erkundigt hatte, wer Dorchen wäre, und so weiter.

Als Grell alle Umstände zusammen hielt, sah er leicht ein, daß Selenberg weder ihn noch Dorchen erkannt haben müßte. Dorchen, sagte er nun; laß den Teufel hier umhergehen! Es wird sich ja zeigen, was er will. Aber wehe ihm,

wenn ich ihn auf einer neuen Bosheit ertappe! — Dorchen suchte ihren Vater in dieser besseren Stimmung zu erhalten, und er versprach ihr, sich dem abscheulichen Menschen nicht zu entdecken. Beide nahmen sich vor, auf ihre Weise fort zu leben, und sich um den Bösewicht nicht weiter zu bekümmern. Vielleicht, sagte Dorchen, erfahren wir zufällig etwas, das der guten Emilie nüzlich seyn kann.

Sie begegnete Selenbergen schon am folgenden Tage, und behielt ihre Fassung so ziemlich; nur ein leichtes Zittern fuhr durch ihre Glieder, als er sie vertraulich anredete: liebe Mamsell oder Madame, es hat hier ein Mädchen unter dem Nahmen Mamsell Schlütern gelebt, eigentlich aber ein Fräulein von Halden. Sie ist entführt, und es giebt Menschen, die um ihr Schiksal bekümmert sind. Der Verdacht fällt auf ihren Bruder, und noch einen Mann. Vielleicht haben Sie von einem Major Halden, dem Oheim des Fräuleins, gehört. Sie würden Sich diesen redlichen Greis verbinden, wenn Sie ihm genauere Nachricht von der Entführung geben könnten. Ich wende mich gerade an Sie, weil wir wissen, daß Sie so gütig gewesen sind, dem verfolgten Mädchen eine Freistätte in Ihrem Hause zu gönnen.

Dorchen war tief erschüttert, und schwieg. Se-

lenberg fuhr fort zu sprechen, und Dorchen sagte endlich: ich weiß nicht, ob ich ohne Erlaubniß meines Vaters Ihre Fragen beantworten darf. Er erbot sich, sogleich mit ihr zu gehen; das lehnte sie aber unter einem wahrscheinlichen Vorwande ab. Sie wollte sich gern losmachen; Selenberg ließ aber das Gespräch nicht fallen, und erkundigte sich nun nach dem Nahmen ihres Vaters. — „Er heißt Schwarz.“ — Und Sie? — „Ich bin seine Schwiegertochter, und heiße folglich auch so.“ — Wittwe, wie ich höre? — Dorchen verbeugte sich. — Das Schiksal ist sehr grausam gegen Sie gewesen, Madame; in der That sehr grausam! — „Ja, das ist es!“ sagte Dorchen zu Thränen bewegt. — Sie, fuhr er fort, in den Jahren der Jugend zur tiefsten Einsamkeit zu verdammen, Sie, eine so holde, liebliche Frau! Aber der Himmel kann nicht immer so hart gegen Sie seyn. Schon ehe ich Sie kannte, nahm mein Herz Theil an Ihnen; denn Emilie schrieb in jedem Briefe von ihrer neuen vortrefflichen Freundin. O, ich wollte mein ganzes Glük darum geben, wenn ich die Thränen aus diesen schönen Augen wegschaffen könnte. Verzeihen Sie mir, Madame. Ich bin sehr bewegt. Sagen Sie Ihrem Vater, daß ich ihn morgen selbst sprechen werde. — Er verbeugte sich, und verließ sie.

Dorchen sah ihm lange mit unverwendeten

Blicken nach, und flisterte dann hinter ihm her: o, du Teufel! Sie ging zu Hause, und erzählte ihre Unterredung mit Selenbergen. Noch erriethen Vater und Tochter nicht, was der Boshafte eigentlich zum Endzwecke hatte; aber desto begieriger wurden sie, es zu erfahren. Sie faßten den Vorsaz, sich zu verstellen; und das Verlangen, sich an dem Bösewichte zu rächen, gab ihnen Kraft dazu.

Am folgenden Tage kam Selenberg. Herr Schwarz war ernst, aber ganz höflich. Er erzählte, als jener ihn um Emilien befragte, mit kalter Ruhe, was er wußte, und schloß mit den Worten: „Gott verdamme die Unmenschen, die das arme Mädchen unglüklich machen wollen!“ Selenberg suchte nun, sich die Gunst des Vaters zu erwerben. Er bat um Erlaubniß, so lange er sich hier in der Gegend aufhielte, ihn bisweilen besuchen zu dürfen. Grell sagte: „Sie werden mir willkommen seyn.“ Aber seine Rolle wurde ihm endlich doch zu schwer; er ging hinaus, und Selenberg blieb nun mit Dorchen allein im Zimmer.

Jezt fing Selenberg ein Gespräch an, worin er der jungen, schönen Wittwe die feinsten, lieblichsten Schmeicheleien sagte. Sie merkte endlich mit Schaudern, daß die Besuche des Bösewichts sie galten. Als er fort war, endekte sie dem Va-

ter, was sie dachte. Grell überlegte schweigend, und sagte endlich: weis ihn nicht ganz ab, Dorchen! sey freundlich gegen ihn! . . . Führt ihn die Rache hieher? oder sollen wir noch mehr leiden? Ich bitte dich Dorchen, sey freundlich gegen ihn. — In Grells Kopfe schwankten mancherlei Vorstellungen. Er konnte noch nicht mit sich selbst einig werden, was er zur Absicht hatte: ob Rache, oder sonst etwas. Zulezt entschloß er sich, den Gang der Begebenheit abzuwarten, und dann vielleicht einen Plan, der dunkel in seiner Seele lag, auszuführen.

Schon seit einigen Jahren machte dem armen Dorchen, da der Verlust ihres geliebten Wilhelms nicht mehr so brennend schmerzte, das Schiksal ihrer Tochter den meisten Kummer. Sophie war ein uneheliches Kind, folglich, nach den gewöhnlichen Vorurtheilen, mit Schande bedekt; und daran konnte die Mutter nie denken, ohne heiße Thränen zu weinen, davon sprach sie am meisten, und immer mit rührendsten Klagen. Grell wußte seine Tochter hierüber nicht zu beruhigen. Es gab kein andres Hülfsmittel, als daß Selenberg Dorchen heirathete; und daran ließ sich gar nicht denken. Doch jezt war Selenberg da, und in Grells Seele stieg der Gedanke auf, diesen Umstand zu benutzen.

Nach einigen Besuchen blieb es nicht länger

zweifelhaft, daß der Abscheuliche die Absicht hatte, Dorchen zu verführen. Er war ihr Schatten, und verhehlte seine Liebe nicht mehr, ob er sie gleich nicht geradezu erklärte. Dorchen befand sich in der schreklichsten Lage. Sie verabscheuete den Bösewicht, und ihr Vater bat sie doch dringend, ihn mit seinen Bewerbungen nicht abzuweisen.

Grell ging unruhig, schwankend, mit sich selbst kämpfend, umher. Endlich als Dorchen ihm aufs neue eine Unterredung mit Selenberg erzählte, rief er in wilder Hitze: der Bösewicht soll dich heirathen! — Dorchen erstarrte fast, und sagte mit Abscheu: „nimmermehr!“ — Er soll! fuhr der Alte fort; dein Kind soll er ehelich machen, dir seinen Nahmen geben, und dann — liebes Dorchen, dann siehst du ihn nicht wieder! Aber heirathen muß er dich, getrauet muß er mit dir werden; dadurch wollen wir uns an ihm rächen. — Er entdekte nun Dorchen seinen Plan. Die Mutterliebe überwand ihren Abscheu vor Selenbergen; sie willigte ein, und ging zu ihrer Tochter, um heiße Thränen zu weinen.

„Und will er nicht,“ sagte Herr Grell, als er allein war, mit ernsten Blicken — „will er nicht, so soll der Teufel sterben!“ Er hatte seinen Schwager Ahrens schon vor einigen Tagen in einem Briefe gebeten, ihm doch von dem Fürsten sogleich

die Erlaubniß zu verschaffen, daß der Prediger in Sondenheim seine Tochter ohne die gewöhnlichen Formalitäten trauen dürfte. Ahrens, der aus dem Tone des Briefes etwas Unrechtes argwohnte, antwortete ihm durch einen reitenden Boten, und wollte wissen, mit wem. Jezt schrieb Grell ihm seinen Plan mit Selenbergen. Ahrens trug die Sache dem Fürsten vor, erzählte die Betriegerei des Präsidenten, und schilderte das Elend der unglüklichen Familie mit den lebhaftesten Farben. Der Fürst, der jezt auf Selenbergen böse war, weil er ihm Emiliens Entführung zuschrieb, und den Dorchens Begebenheit innig rührte, bewilligte die Erlaubniß, ließ sie von dem Consistorium bis auf die Nahmen ausfertigen, und schrieb dann diese eigenhändig hinein. So kam der Befehl nach wenigen Tagen in Grells Hände.

Selebenberg wußte noch immer nicht, was er aus der jungen Wittwe machen sollte. Sie schrekte ihn nicht zurük, sie vermied ihn nicht; aber sie nahm seine Liebe nur an, ohne sie zu erwiedern, zitterte, so oft er ihre Hand faßte, und vergoß Thränen, wenn er die Arme um ihren Leib schlug. Er rükte endlich mit seinen Liebeserklärungen näher, und spielte die Unterredungen ins Leidenschaftliche. Dorchen wies ihn nicht ab, und blikte immer zur Erde. Selenberg hielt ihren Abscheu für Verlangen und Scham. Er drang jezt stärker auf sie ein,

und bat um geheime Unterredungen. — „Mein Vater ist streng!“ sagte Dorchen mit einem Seufzer; und nun glaubte Selenberg, gesiegt zu haben. — Streng? erwiederte er, und küßte ihre Hände. Lassen Sie ihn so streng seyn, wie er will, liebste Schwarzen. Braucht er denn zu wissen, wie heiß ich Sie liebe? Ja, meine Theure, ich will das süße Vergnügen aufopfern, Sie alle Tage zu sehen. Aber wenn ich nun Abends komme? Ihr Vater geht früh zu Bett, und ich weiß Ihr Zimmer zu finden. Ach, liebe Frau, ich habe Ihnen noch viel zu sagen, was uns Beiden wichtig ist! Ich muß Sie nothwendig allein sprechen. Sie sollen glüklich werden, und auch ich will es durch dieses Händchen seyn. Heute Abend um zehn Uhr bin ich bei Ihnen. Darf ich? — Dorchen schwieg, wendete sich von ihm ab, und verhüllte das Gesicht. Er drang weiter in sie, und betheuerte die Reinheit seiner Absichten. Endlich seufzte sie leise und zitternd: „ja, ich will Sie sprechen.“

So hatte denn Selenberg den Sieg errungen! Er kam um zehn Uhr, und Dorchen erwartete ihn an der Thüre. Sie ging mit ihm zwei Treppen hinauf, durch öde Säle, die er nie gesehen hatte, in ein festes gewölbtes Zimmer, und sezte die Lampe auf einen steinernen Tisch. Dann wendete sie sich zu ihm, und fragte zitternd: „nun, Herr Müller, was haben Sie mir zu sagen?“ — Er

umarmte sie, und schwor ihr eine ewige Liebe. Dorchen fragte: „aber wollen Sie mich heirathen?“ — Ja, theures, geliebtes Weib, dieser Gedanke ist mein höchstes Glük, und ich führe ihn aus, so bald meine Umstände es erlauben.

Er nahm sie wieder in seine Arme, und drükte brennende Küsse auf ihren Mund. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür. Der Vater trat herein; zwei Köhler, mit Gewehr in den Händen, folgten ihm, und auf dem Saale standen noch andre Menschen. Die Thür wurde wieder verschlossen. Selenberg trat erschrocken und zitternd zurük. „Hab' ich dich endlich?“ sagte Grell; „hab' ich dich, Bösewicht?“

Herr Schwarz, Sie verkennen mich. Die reinste Liebe zu Ihrer edlen Tochter hat mich hierher geführt. Ja, ich liebe Ihre Tochter; ist das ein Verbrechen? Ich biete ihr meine Hand an; finden Sie das Unrecht?

„Sie wollen also meine Tochter heirathen?“ fragte Grell, und sah ihn starr an.

O, Sie machen mich zum glüklichsten Manne auf der Erde, wenn Sie Ihre Einwilligung dazu geben!

„Die gebe ich!“ erwiederte Grell. Er schloß die Thür auf und sagte: „kommen Sie doch herein, Herr Prediger!“ Selenberg machte in großer Angst einige sehr scheinbare Vorstellungen gegen eine so schnelle Verheirathung; aber Grell sagte mit Kälte: „Sie werden hier auf der Stelle kopulirt!“ Nun wendete Selenberg sich an den Prediger: Sie dürfen mich nicht trauen. Es kann ja ein kanonisches Hinderniß . . . Ich brauche die Einwilligung meiner Eltern, an der ich freilich nicht zweifeln darf. Aber, Herr Schwarz, Sie bringen mich und Ihre Tochter um ein anansehnliches Vermögen, wenn Sie die Trauung nicht noch einige Tage aufschieben. Ich habe einen Onkel — „Jezt auf der Stelle wirst du kopulirt, Bösewicht!“ erwiederte Grell, dem es mit dem Weigern zu lange währte.

Selenbergen wurde bange bei dem kalten, festen Tone, bei dem fürchterlichen, grimmigen Blicke des Mannes. Ihm fiel ein: nun, ich werde ja doch unter einem fremden Nahmen getrauet, und mit Geld läßt sich am Ende die ganze Geschichte unterdrücken. Er sagte, freilich noch immer sehr ängstlich: wenn Sie denn schlechterdings darauf bestehen, theurer Mann; wenn es denn nun einmal scheinen soll, als hätten Sie mich gezwungen, diese Hand anzunehmen, die das

höchste Glük meines Lebens seyn wird: so . . . Aber, ich bitte, lieber Vater, überlegen Sie!

„Diese Stunde wirst du kopulirt, Bösewicht!“

Nun, in Gottes Nahmen denn! Ich werde einige Tage früher glüklich. Kommen Sie, meine Theure!

Grell winkte dem Prediger. Also, fing der Prediger an, ist es Ihr Wille, Herr Präsident —? Wie heißt Ihr Vornahme?

Als Selenberg seinen Titel hörte, wurde er aufs neue bleich, und fing an zu zittern. Er faßt sich aber schnell, suchte sich ein Ansehen zu geben, und sagte: ja, ich bin der Präsident von Selenberg. Und nun rathe ich Ihnen, Herr Prediger, Sich wohl vorzusehen, keinen Theil an einer Begebenheit zu nehmen, die . . .

Ich weiß, was ich thue, Herr Präsident. Ihren Vornahmen bitte ich mir aus.

„Ludwig Wilhelm,“ fiel Grell ein.

Ich sehe, sagte Selenberg, man kennt mich hier genau. Aber meinen Sie denn wirklich, Herr

Schwarz, die Intrigue dieser Komödie wäre mir nicht klar? Man lokt mich hierher, die schöne Frau da nehmlich. Soll es Zufall seyn, daß der Prediger und alle die Leute da sind? Sie haben Sich in einen sehr bösen Handel verwickelt, Herr Schwarz, und ich bitte Sie, der Komödie nun ein Ende zu machen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich schweigen will. Aber jezt lassen Sie mich gehen!

„Sobald du kopulirt bist, Bösewicht!“ antwortete Grell; „nicht eher! ... Fangen Sie an, Herr Pastor!“

Fangen Sie an! rief Selenberg, den nur der kalte, grimmige Ton des alten Mannes noch verlegen und ängstlich machte. Auf Ihre Verantwortung, Herr Prediger! Ich will nicht kopulirt seyn; ich will nicht! Hören Sie?

„Du willst nicht?“ sagte Grell. „Ja, das ist ein Andres. Besinne dich! Noch einmal: willst du, oder willst du nicht?“ — Selenberg blieb bei seinem Nein. — Jezt öffnete Grell die Thür, und sagte: so geht Alle hinaus! Als er mit dem Präsidenten allein war, schloß er die Thür wieder zu, und wendete sich mit fürchterlichen Blicken zu ihm. „Jezt sind wir allein, Teufel! höllischer Teufel! Wird dir nicht bange? ahnet dir nichts?“

(Er zog langsam eine Pistole hervor.) „Zum leztenmale, abscheulicher Bösewicht: willst du dich kopuliren lassen?“ Selenberg wußte nicht zu begreifen, wie der Mann noch immer Ernst aus dem Handel machen konnte. Ich will Ihnen, sagte er, jede andre Genugthuung geben; aber kopuliren lasse ich mich nicht. Ich habe Sie nicht beleidigt, Herr Schwarz; und . . .

„Nicht, Teufel? nicht?“ (Das Bild seiner sterbenden Frau war vor seiner Seele.) „Mörder meines Weibes! Verderber meines Kindes!“ rief er fürchterlich, und drükte die Pistole ab. Die Kugel fuhr an Selenbergs Kopfe weg, riß ihm den Hut beinahe herunter, und prallte von der Mauer zurük. „Nicht?“ rief Grell, und zog eine zweite Pistole hervor. Selenberg rief in Todesangst: ich will ja! ich will! Lassen Sie den Prediger kommen! Bei meiner Ehre, sie soll meine Frau seyn:

Grell besann sich einen Augenblik. „Mensch,“ sagte er dann bitter lachend; „wenn ich nicht mein Kind bedächte, du müßtest sterben!“ Er schloß die Thür auf; Alle drangen schnell herein, weil der Schuß sie erschrekt hatte, und die Thür wurde wieder verschlossen. Bleich, und an allen Gliedern zitternd, matt, faßte Selenberg Dorchens Hand, und trat vor den Prediger. Es ist

also,

also, fragte dieser, Ihr freier Wille, Herr Präsident, gegenwärtiges Frauenzimmer zu heirathen? — Ja, mein freier Wille! — Der Prediger las das Formular; als er den Nahmen „Dorothea Grell“ nannte, warf Selenberg ängstlich seinen Blik auf den Alten, und erkannte ihn, so wie Dorchen. Nach der Ceremonie winkte Grell seiner Tochter, und sie brachte die kleine Sophie. Grell führte das Kind auf Selenbergen zu, und sagte kalt: „das ist Ihre Tochter, Fräulein von Selenberg.“

Selenberg stand ohne Besinnung da, und wußte nicht ein Wort zu sagen. Nun wurde der Trauschein ausgefertigt und besiegelt. Dann zog Grell ein Papier hervor, und gab es Selenbergen zum Durchlesen. Es war eine Vorstellung an den Fürsten, worin der Präsident um die Legitimation seiner Tochter bat. Als Selenberg auch die unterschrieben und versiegelt hatte, gingen die Uebrigen. Grell blieb mit ihm allein, uud sagte: die Vorstellung geht noch in dieser Nacht an den Fürsten ab; und du bleibst hier, bis die Antwort da ist. Dann gehst du, und kommst weder mir noch meiner Tochter je wieder vor Augen. Jezt kennst du mich, Bösewicht! Thue, wenn du wieder frei bist, was du Lust hast; aber hüte dich, Elender, einen Schritt zu wagen, der meine Tochter beunruhigen könnte! Vielleicht bildest du dir ein, mich jezt vor

Gericht ziehen und in ein Gefängniß bringen zu können. Aber sieh! ich habe mächtige Freunde." (Er hielt ihm die schriftliche Erlaubniß zur Kopulation hin, und Selenberg erkannte des Fürsten Unterschrift.) „Noch einmal, hüte dich vor mir, und komm nicht wieder vor meine Augen! Mein Leben gilt mir nichts, gar nichts; und ein solcher Mensch muß dir, du Teufel, fürchterlich seyn." Er ging, und verschloß die Thür.

Selenberg warf sich, sobald er allein war, auf ein kleines Bett, das in einem Winkel stand. Er war beschämt, erschüttert; und es erwachte in seinem Herzen sogar eine Empfindung wie Reue, vor der er die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte. Am Morgen brachte ihm ein Mann ein Frühstük, und so auch Mittags und Abends ein ländliches Essen. Am dritten Tage kam Dorchen, mit ihrer Tochter an der Hand, in das Zimmer. „Da sieh ihn an!" sagte sie weinend zu dem Kinde: „es ist dein Vater!" Er schlug die Augen nieder, weil er es nicht wagte, die vor ihm stehende reitzende Frau zu betrachten; doch blikte er verstohlen auf das Kind, und entdeckte in dessen Zügen einige Aehnlichkeit mit den seinigen.

Die kleine Sophie stand neben der Mutter, hatte ihre Schürze gefaßt, und sah den Präsiden-

ten furchtsam an. Darf ich ihn denn Vater nennen, liebe Mutter? fragte sie endlich. Dorchen umarmte das Kind, und weinte. Nach einigen Minuten hob sie an: Sie sind frei, Herr von Selenberg. Jezt bitte ich Sie aber, um meines alten ehrwürdigen Vaters willen, lassen Sie uns in Ruhe. Sie haben meine Mutter getödtet und mich unglüklich gemacht. Sehr leicht — ach, Sie wissen nicht, wie leicht! — könnten Sie meinen Vater auf das Blutgerüst bringen. Noch einmal, lassen Sie uns in Ruhe! lassen Sie Ihre Tochter wenigstens die Mutter behalten. Und nun leben Sie wohl.

Sie ging, und die Thür blieb offen. Selenberg sprang auf, und — trieb ihn Freude über seine Erlösung, oder Reue? — er eilte Dorchen nach, reichte ihr die Hand, küßte seine Tochter, stürzte die Treppe hinunter, zum Hause hinaus, nach Sondenheim, und ging von da sogleich auf eins seiner Güter, das weit von der Residenz entfernt lag.

Verlegener kann wohl nicht leicht ein Mensch seyn, als Selenberg in dieser seltsamen Lage. Er hatte eine Frau, die er liebte, die er zu besitzen wünschte, und war doch völlig ungewiß, in welchem Verhältnisse er mit ihr stände; denn, wie es schien, sollte er sie nicht wiedersehen. Als

seine Gattin wollte er sie nicht anerkennen; und doch quälte ihn die Begierde nach ihr. Freilich konnte ihn eine Klage wieder von ihr losmachen; aber der Fürst war mit im Spiele. Und wenn das auch nicht gewesen wäre — er sah immer den alten Grell mit seiner Pistole; und daß der Mann zuschießen würde, daran war jezt nicht mehr zu zweifeln. Aber doch wünschte er sich Emilien; und die konnte er unmöglich bekommen, so lange Dorchen Rechte auf seine Hand behielt. Sollte er nun auf Scheidung klagen? Da sah er den fürchterlichen Alten wieder. Ueberdies mußte er ja gestehen, mit der Pistole in der Hand zu der Heirath gezwungen worden zu seyn; und das machte ihn lächerlich! Man hielt ihn dann gewiß für einen Thoren, der sich durch leere Drohungen habe schrecken lassen; und seine vorige Begebenheit mit Dorchen ließ sich wenigstens für jezt nicht erzählen. Zu andrer Zeit konnte er damit prahlen, und der Hof mußte sie „ganz superbe“ finden; doch zur Entschuldigung war sie nicht zu gebrauchen: denn sonst kam er in die Lage, gestehen zu müssen, daß er niederträchtig gehandelt habe. Kurz, er sah sich von allen Seiten eingeengt, lächerlich dazu, und ohne Hoffnung, wieder freie Hände zu bekommen.

Er blieb auf seinem Gute in der tiefsten Einsamkeit. Bisweilen dachte er daran, seine Frau

mit ihrer Tochter kommen zu lassen, da seine Begierde zu dem schönen Weibe noch gar nicht erloschen war. Aber er befürchtete eine abschlägige Antwort, und noch außerdem die Pistolen des Alten. So schwankte er zwischen mancherlei Leidenschaften hin und her, ohne daß er einen Entschluß fassen konnte. — In der Residenz war unterdessen schon bekannt geworden, daß Selenberg mit einer Amtmannstochter verheirathet, und ein Mädchen, welches sie von ihm gehabt, legitimirt habe. Die Nachricht kam mit allerlei Zusätzen, die das Gerücht ihr gegeben hatte, auch nach Moorberg. Karl wollte sie nicht glauben; aber sie wurde in Kurzem völlig bestätigt. Nun gerieth man in Moorberg um so mehr in Verlegenheit, da Selenberg nichts von sich hören ließ, und da auch niemand wußte, wo er sich aufhalten möchte. Karl erfuhr dies bald, und ritt zu ihm.

„Ist es wahr, Selenberg, was das Gerücht sagt? bist du verheirathet?“ —

Ja!

„Und du hast deine Tochter legitimiren lassen?“

Ja!

„Und . . .“

Ja, ja! zum Teufel, es ist alles wahr!

„Aber, Selenberg, meine Schwester?“

Nun, du hörst ja, ich bin verheirathet, und — was dir unbegreiflich seyn wird — doch ohne Frau. Meine legitime Tochter habe ich nur ein- oder anderthalb mal in meinem Leben gesehen, und ich weiß nicht, ob ich sie jemals wiedersehen werde. — Er erzählte nun seine Begebenheit.

„Hm!“ sagte Karl; „das ist eine Posse. Klag, und . . .“ —

Laß dich todtschießen? Gehorsamer Diener, lieber Halden!

„Aber meine Schwester! Jedermann weiß, daß die Partie arrangirt war. Du kannst nicht verlangen, daß wir lächerlich werden sollen. Also werde ich mit deiner Erlaubniß die Geschichte in der Residenz erzählen, wie du sie mir gegeben hast. Ich bedaure dich; aber . . .“

Wie du willst! und ich werde dann der Gräfin von Espenbruch die Geschichte mit der Silbermannen schreiben, wie sie ist. Wir wollen uns Beide bekehren, aufrichtig seyn, und Alles ausplaudern. Du hast die Wahl, Halden!

Karl besann sich nicht lange, und schloß einen neuen Vertrag. Selenberg wollte Emilien nicht aufgeben, ob er gleich noch nicht bestimmen konnte, wie er sich verhalten würde. Ich fühle, sagte er, daß es nicht so bleiben kann, wie es ist; wie es werden soll, sehe ich freilich noch nicht. — Wir haben doch mit seltsamen Menschen zu thun, und manchmal will mir aller Muth vergehen. Wahrhaftig, der Alte hat mich erschüttert.

„Ja freilich! wenn eine Kugel so nahe beim Kopfe weggeht! Aber laß es gut seyn, Selenberg! Nur noch einige Schritte, und wir haben den Sieg. Mein Bruder, der Pinsel, ist fürs erste aus dem Wege; und wer weiß, ob nicht ein Türkischer Säbel ihn auf immer fortschafft. Louise, sagt man, trauert noch um ihn. Mag sie doch! sie wird ihn vergessen. Seibold ist auch zum Teufel geschikt, und ich habe nun wenigstens Rache an meinem tollen Onkel.“

Wenn ich das Alles so überlege, Halden — es ist doch eine seltsame Sache mit diesen Tugendhelden und mit uns. Was für Dinge müssen wir nicht anstellen, was für Intriguen, was für Rollen spielen, um unsern Zwecken näher zu kommen! Sie aber sind ruhig, und immer in ihrer Fassung, so daß wir oft nichts gegen sie ausrichten können. Es ist wahr, wir genießen des Lebens, und sie

nicht; aber unsere Sorgen, die beständige Aufmerksamkeit auf Alles, die ewige Anspannung unseres Geistes; und dann, was sich doch nicht ganz leugnen läßt — eine Art von Unruhe, ich weiß selbst nicht, Gewissensbisse, die uns am Ende den Spaß wieder verderben!

„Vorurtheile aus der Jugend.“

Meinetwegen! Aber diese Unruhe ist nun doch einmal da. Noch immer denke ich nicht ohne Zittern an den alten Grell mit seiner donnernden Stimme und seinem kalten Scharfrichtergesichte! ... Meine Tochter fragte die Mutter: „darf ich ihn denn Vater nennen?“ Ich kann dir nicht sagen, wie mir die Frage durch die Seele ging. Man ist zuweilen ein Narr, das weiß ich; und das Gefängniß hatte mich lahm gemacht. Ja, ja! Aber was hift das Alles, Halden? Wir sind doch keine Stunde sicher. Kämen Seibold und dein Bruder zurük, und erführen am Ende, wie Alles zugegangen ist — es würde uns eben nicht sonderlich gehen.

Ein gutes Wort, sagte Karl, machte sie Alle wieder zahm. Dafür kannst du ganz unbesorgt seyn.

Selenberg war durch Furcht in diese bessere

Stimmung gekommen. Er wußte nun aus Erfahrung, welche schrekliche Folgen die Wollust nach sich zieht. Sein Leben hatte auf dem Spiele gestanden, und er fühlte, daß der Vater so großes Unrecht nicht gethan haben würde, wenn er ihn erschossen hätte. Solcher Väter oder Brüder, die einen fürchterlichen, tödtlichen Haß gegen ihn fühlten, wie Grell, konnte es aber wohl noch zehn oder mehrere geben. Die Gefahr brachte ihn zum Nachdenken über alle seine Handlungen. „Wenn Seibold zurükkäme! wenn Halden erführe, wie das mit Julien zusammenhängt!“ Selenberg war nicht besser geworden, sondern nur furchtsam. Er dachte mit keinem Gedanken daran, daß er Grells Frau ermordet, und die Tochter unglüklich gemacht hatte; das schienen ihm nur zufällige Folgen seiner Handlung. Aber er wußte nun, was ein beleidigter Vater thun kann. Hm! sagte er vor sich: das ist kein Spaß; und künftig werde ich doch erst den Vater oder Bruder ein wenig ins Auge fassen, ehe ich den Tanz mit der Tochter anfange.

Was auch Karl von Selenbergs Aeußerungen denken mochte, er hielt es wenigstens für sicherer, Emilien noch eine Zeitlang auf dessen Gute in der Mark zu lassen. Wenn der Major Emilien sprach, so wußte er auch, wer sie entführt, und wer Seibolden den Werbern in die Hände gespielt hatte;

und daß er dann losbrechen würde, konnte Karl nicht bezweifeln.

Der Major kam Anfangs gar nicht von seinem Grillenfenster weg. Wohl zehnmal im Tage pfiff er den Dessauer Marsch, und rieb sich die Stirn; aber das wollte nicht helfen. Seine Frau suchte seine Hoffnungen zu beleben, und der alte Husar ging nicht mehr von seinem Zimmer. Er lächelte wohl bisweilen, und nikte mit dem Kopfe, wenn sie ihm bald dies bald jenes erzählten; doch, wenn sie dann eine Frage an ihn thaten, so sahen sie aus der Antwort, daß er gar nicht zugehört hatte. Sehr oft unterbrach ein tiefer Seufzer sein Lächeln, oder er fing wieder an zu pfeifen. Wohl zwanzigmal trat er an die große Landkarte von Deutschland, die an der Wand hing, und betrachtete sie mit Kopfschütteln. „Liebes Hannchen," hob er endlich traurig an, „ihr wollt mich trösten; und ich danke auch Gott, daß ich euch Beide habe: denn was wollte ich armer alter Mann ohne euch anfangen? Auch sag' ich mir selbst genug, daß ich undankbar gegen den lieben Gott bin. Aber ich kann's nicht gewohnt werden, so allein zu seyn. Tritt einmal her, Hannchen, vor die Landkarte. Hier müßte Sollingen liegen, wenn es darauf stände. Nun sage mir, wo soll ich den lieben Jungen suchen? Sieh, da herum stekt er, in Pohlen, oder gar in der Türkei; und Selbold da unten,

auch jenseits der Landkarte. Und Emilie! ich weiß ja nicht einmal die Gegend, wo die jezt weinen mag. Sollte mir das nicht nahe gehen? Ich habe die Menschen lieb. — Sieh, dicht bei Sollingen müßte Moorberg liegen; mit einer Nadelspitze würdest du beide Oerter treffen können. So nahe an einander! und doch kommt von daher mein ganzes Unglük, und mein eigner Bruder, meines Bruders Frau, meines Bruders Sohn sind Schuld daran. Sieh, Hannchen, und wenn ich nun bedenke, daß überall, wohin du hier mit der Nadel stichst, unglükliche Menschen sind, denen es wohl noch schlimmer geht, als mir; dann möcht' ich gleich die Hände falten und den lieben Gott fragen: aber warum giebst du den Bösen so viel Raum? Und je mehr ich grübele, desto trauriger werd' ich. Betrachte diese Landkarte recht, liebes Hannchen. Denke dir nun einmal in allen den Ländern das Gewimmel von so vielen Tausenden, die hin und her laufen, sich quälen, einander Luft und Raum nicht gönnen; denke dir die Tausende, die weinen und seufzen, und wieder die Tausende, die dazwischen lachen und jubiliren, und die Tausende, die mit Angst und Weh, und zu Angst und Weh geboren werden! Ach, bei einer Landkarte sieht man es erst so recht deutlich, wie die Menschen sich unter einander quälen. Da wird die Erde ein Ameisenhaufen, wo jede Ameise rechts und links um sich beißt, ein Getümmel, ein ewiges Schla-

gen um ein Körnchen, das am Ende gar Keiner bekommt. — Mir ist recht weh, wenn ich daran denke, was uns noch begegnen kann, ehe wir sterben!“

Mir nicht, rief der alte Hennig, der sich auch an die Landkarte gestellt hatte; mir nicht: eben, weil ich weiß, daß ich sterbe. Ja, müßte ich ewig leben unter dem Gewimmel, worin es mir freilich recht wohl gegangen ist, so könnte mir bange werden. Aber jezt denk' ich, wie im Kriege, an den Frieden. Wenn's wieder aus den Winterquartieren hervorging in die Kugeln und Säbel, da schlug mir freilich wohl das Herz. Aber ich dachte, der Friede muß doch einmal kommen; und er kam auch. Eben so ist es mit dem Leben, oder wohl besser; denn wir liegen die meiste Zeit im Winterquartiere, und wenn es auch einmal vorwärts ins Unglük geht, so wird doch gewiß endlich Friede. Der Tod kommt. Amen!

Und, lieber Friz, sagte die Majorin; es ist doch mehr Freude als Trauer in der Welt. Wer weiß auch, wozu am Ende die Noth, die von bösen Menschen erregt wird, gut ist. Kannst du das sagen?

Das kann ich, erwiederte Hennig. Böse Menschen machen, daß die guten zusammenhalten,

daß sie einander lieb gewinnen. Ich wollte nur sehen, wo die Liebe auf Erden seyn würde, wenn kein Haß da wäre! Da hatten wir einmal einen närrischen Menschen unter den Füsilieren, einen klugen Kopf, der oft so etwas Tiefsinniges sagte, und dabei immer lustig war. Bei der Kompagnie stand auch ein großer Kerl, der sich mit allen Kameraden maß, und mit seiner Länge stolzierte, wie der Pfau mit seinem Schweife. Dem sagte der Kluge einmal: Narr, bilde dir nichts auf deine Länge ein; denn du bist nur darum groß, weil es kleine Menschen giebt. Ich verstand das nicht gleich; aber ich grübelte nach, was er wohl gemeint haben könnte: denn der sagte niemals etwas so in den Tag hinein. Endlich fand ichs, und merkte auch, daß man das bei allen Dingen in der Welt sagen kann. Nachher, wenn ich so dachte, du bist doch eine ehrliche Seele, Hennig, ehrlicher als tausend Andre; da fiel mir immer der lustige, kluge Kerl wieder ein, und ich sagte: Narr, bilde dir nichts auf deine Ehrlichkeit ein; denn du bist nur durch die Spizbuben unter den Menschen ehrlich geworden. Und so ist es auch mit uns Allen. Wir wollten einmal sehen, ob wir Hennigen und die Andern so lieb hätten, wenn die in Moorberg sie nicht haßten. Nein, ich sage: Gott hat Alles wohl gemacht. Der Acker muß mit Unrath gedüngt werden, wenn er gute Früchte tragen soll; und so müssen Schurken auf der Erde seyn, daß die Ehrlichkeit gedeihen kann.

„Wahrhaftig Alter,“ sagte Major, „du hast Recht. — Ach, lieber Gott,“ hob er wieder an, und nahm beschämt die Mütze ab: „das hat mir ein Mensch gesagt, was würdest du nicht sagen können, wenn du auf mein Murren antworten wolltest! . . . Und aus der Welt sind sie ja nicht; sie werden wohl einmal wiederkommen!“

So trösteten sich die guten Menschen in Sollingen unter einander. Der erste Strahl von Hoffnung für sie war die Nachricht, daß Selenberg sich verheirathet hätte. — „Seht ihr?“ sagte der Major; „da ist ja Emilie schon frei! Aber nun muß ich doch einmal hinüber nach Moorberg, um den Feind zu recognosciren.“

So wie er dort vom Pferde gestiegen war, sagte er, und sah Mutter und Sohn wechselsweise mit funkelnden Augen an: „höre, Karl! Seibold ist fort, und auch Hennig und Emilie. Hast du die Hand im Spiele gehabt, wie ich glaube, so . . . . Du lachst jezt ins Fäustchen; aber einer von den Dreien muß doch einmal wieder zum Vorschein kommen. Ich bin noch keines Menschen Teufel gewesen; doch bist du Schuld daran, so sey dir Gott gnädig! Da hast du Deutsch meine Meinung. — Selenberg hat sich verheirathet. Wo ist Emilie?“

Karl gerieth in Verlegenheit; indeß blieb er dabei, daß er von dem allen nichts wisse. Was mir bekannt ist, fuhr er fort, will ich Ihnen sagen. Hennig hat einen Liebeshandel mit einem Mädchen gehabt. Beide sind verschwunden. Vielleicht ist er ihr nachgelaufen. Von Seibold und Emilien weiß ich gar nichts. Ich habe immer geglaubt, Sie wüßten Emiliens Aufenthalt. Ist sie entführt, so müßte, dächte ich, Seibold weit eher in Verdacht kommen, als ich.

Karl sagte das Alles in dem ehrlichsten Tone. Der Major blikte einige Augenblicke zu Boden, und dachte: sollte Emilie wohl mit Seibolden durchgegangen seyn? Aber bald sagte er: „es ist eine Spizbüberei; und, nimm mir's nicht übel, die traue ich dir eher zu, als Seibolden. Nun, es wird sich ausweisen. Aber dann gnade Gott dem, der Schuld daran ist!"

Karl hielt es jezt mehr als je für rathsam, Emilien zu lassen, wo sie war, und empfahl den Leuten auf Selenbergs Gute noch einmal, ihr alles Briefschreiben und die Flucht unmöglich zu machen. Jezt traf er auch ernstliche Anstalten, seine Wünsche bei der Gräfin Louise zu erreichen. Er ritt oder fuhr alle Tage nach Ransleben; aber, so sehr auch das Fräulein und der Vater ihn unterstüzten, so gelang es ihm doch nicht, Louisens

Neigung zu gewinnen. Auch diesmal hatte er sich wieder verrechnet. Er bauete seine Hoffnungen auf Hennigs Abwesenheit, und eben diese Abwesenheit zerstörte sie. Louise schloß sehr richtig: er ist aus Verzweiflung gegen die Türken gezogen; also kann er nicht aufgehört haben, mich zu lieben. Zwar hatte sie Hennigs unglükliches Billet an Julien noch nicht vergessen; aber seine Verzweiflung und seine jetzige Gefahr, sprachen lauter zu ihrem Herzen. Es muß anders seyn, glaubte sie; ich habe mich gewiß geirrt. Und so wies sie alle Versuche des Kammerjunkers, alle Sticheleien ihrer Cousine, alle Vorstellungen ihres Vaters entschlossen zurük.

Hennig that so viel für sie; sollte sie gar nichts für ihn thun? Sie sagte ihrem Vater, dem Fräulein, und Karln: „ich werde nie einem andern Manne die Hand geben, als dem, der jezt . . . — bei diesen Worten rannen Thränen aus ihren Augen — der jezt vielleicht blutig auf dem Schlachtfelde liegt und über meine Härte und Grausamkeit klagt.“ — Der Kammerjunker lächelte, schüttelte den Kopf, zukte die Achseln, und schwieg. Louise drang in ihn, zu sagen, was er wüßte. — Es ist mein Bruder! sagte Karl, und wendete sich ab; ich muß also schweigen. Durch Louisens dringendes Verlangen ließ er sich endlich bewegen, zu reden. Sie glauben, hob er an, mein Bruder

der ist aus Verzweiflung gegen die Türken gezogen. Ich begreife in der That nicht, wie er es anfängt, seine Maske so sicher zu tragen, daß auch Sie nichts sehen! — Louise blikte ihn unwillig an; sie kannte ja den Verläumder schon. — Er fuhr fort: ich weiß nicht, wie genau sie von seinem Liebeshandel mit einer gewissen Julie unterrichtet sind. Das Mädchen verschwindet, einige Tage nachher auch mein Bruder; und . . .

„Das war ein Zufall, Herr von Halden; ich weiß das nur zu genau. Daran war ich Schuld.“

Sie, meine Gnädige? — Und nun schüttelte der Kammerjunker wieder vielbedeutend und lächelnd den Kopf. Louise gerieth in neue Angst, und er mußte fortfahren. Wie er Sie überredet haben kann, er sey um Ihrentwillen gegen die Türken gegangen, das weiß ich nicht; aber daß er gerade damals, als Sie in der Residenz waren, mit dem Mädchen Billete wechselte, daß er drei Meilen weit von der Residenz seine Geliebte mit einer Chaise fand, und von da in ihrer Gesellschaft weiter reiste: das weiß ich, weil ich es gesehen habe.

„Gesehen?“ fragte Louise; „gesehen?“ — Das Blut drang schnell in ihre Wangen. — „Mit dem Mädchen gesehen?“ — Ihr Auge funkelte

von Zorn, und sie rief mit großem Abscheu: „o Bösewicht! Bösewicht!“ Sie sah dabei Karln an, der sehr verlegen wurde, weil er das Wort „Bösewicht“ auch auf sich beziehen konnte. Meinen Sie, fragte er, daß ich verläumde? Diese Frage machte, daß ihr Herz noch zögerte, ehe er das lezte Urtheil über den Geliebten aussprach. Sie warf einen durchdringenden Blik auf Karln, und sagte dann mit anscheinender Ruhe: „Herr von Halden, Sie behaupten das von Ihrem Bruder! Ich sehe Sie nicht eher wieder, als bis Sie mir ganz augenscheinlich beweisen, daß es so ist.“ Sie wendete sich ab, und Karl rief ihr nach: nichts ist leichter als dieser Beweis, wenn Sie mir nur Zeit lassen. Louise schwankte, als sie das hörte, und dachte, jezt schon so gut wie überzeugt: o, der Bösewicht!

Karl war gerade bei dieser Unterredung auf ein Mittel gefallen, wie er die Untreu seines Bruders beweisen könnte. Er schrieb Julien, und schikte ihr ein von ihm aufgeseztes Billet an Hennig mit, das sie abschreiben sollte. Es war ein Meisterstük von Bosheit. Julie bedauerte darin die Gräfin Louise, pries sich aber glüklich, daß sie endlich über Hennigs Liebe zu ihr gesiegt habe, und bestimmte ihm einen Ort, wo er sie mit einer Chaise antreffen sollte. Karl hatte zu gleicher Zeit bei Julien angefragt: ob die Tischlerfrau wohl

noch etwas Geschriebnes von ihr hätte. Es würde ihm sehr lieb seyn, sezte er hinzu; denn, wenn Louise etwa zweifelhaft wäre, so könnte sie doch die Handschriften vergleichen.

Julie schikte nach einigen Posttagen eine Abschrift des Billets, und versichert dabei: in dem Hause des Tischlers müßte noch viel Geschriebenes von ihrer Hand seyn, Arien und dergleichen. Karl ging nun zu Louisen, und sagte: ich wollte, es hätte sonst Jemand Ihnen dieses Billet zu bringen, und nicht ich. Es ist mein Bruder, den ich damit anklage. Aber, gnädige Gräfin, ich würde dasselbe thun, wenn Sie mir auch ganz fremd wären. Sie sind auf eine boshafte Weise betrogen. Lesen Sie!

Louise nahm das Blatt, wendete sich ab, las und fragte dann: „wie sind Sie denn zu dem Billet gekommen?" — Auf eine sehr natürliche Art. Ich reiste nach der Residenz, und ging sogleich zu meinem Bruder. Es war etwa zehn oder zwölf Stunden vor seiner schnellen Abreise. Er hatte sich schon mit Einpacken beschäftigt, und die Thür stand offen. Ich sah, daß er mit funkelnden Augen ein Papier las. Als er mich erblikte, warf er es, vielleicht um es vor mir zu verbergen, auf die Kommode im Zimmer. Es flog darüber weg, und fiel hinter sie. Ich blieb bei

ihm, bis er ging; denn sein Einpacken hatte mir, ich weiß nicht welchen, Argwohn beigebracht, besonders, da er das Billet vor mir zu verbergen suchte. Am folgenden Morgen wollte ich wieder zu ihm; aber er war schon fort. Jezt fiel mir das Billet wieder ein, das er gestern sehr ängstlich gesucht hatte, ob er gleich etwas Anderes zu vermissen vorgab. Ich fand es richtig noch hinter der Kommode. Nun ritt ich in der größten Eil nach dem Orte, der zum Rendezvous bestimmt war. Als ich dahin kam, hatte er sich eben mit einem sehr hübschen Mädchen in eine Chaise gesezt. Ich wollte mit ihm sprechen; aber er fuhr weg, und kam mir bald aus den Augen.

„Und dieses Billet hat die Julie geschrieben?“ fragte Louise mit zitternder Stimme.

Der Nahme steht darunter. Freilich den Beweis, daß es wirklich von dieser Julie ist, kann ich Ihnen nicht geben. Ich kenne sie nur aus dem Gerüchte. Aber mich dünkt, es müßte wohl herauszubringen seyn, ob dies Billet von ihrer Hand ist, wenn man sich darum bemühen wollte.

„Wozu das? Warum sollte ich Ihnen nicht glauben?“ sagte Louise mit einem schnell hervorbrechenden Lächeln. „Ich danke Ihnen, Herr von Halden, ich danke Ihnen. Lassen Sie mir nur Zeit; dann sollen Sie weiter von mir hören.“

Sie konnte kaum diese Worte hervorbringen, so gedrükt war ihr Herz.

Noch immer hatte sie die Hoffnung, das Billet könnte falsch, und Halden ein elender Verläumder seyn. Sie wollte Gewißheit haben, und bat ihren Vater um Erlaubniß, auf ein Paar Tage mit der Cousine nach der Residenz reisen zu dürfen. Kaum war sie dort angekommen, so ging sie ganz allein zu der Frau des Tischlers, bei dem Julie gewohnt hatte, und fragte, ob nicht noch etwas Geschriebenes von der Mamsell da wäre. Nicht ein Buchstabe, antwortete die Frau bestürzt. O ja, Mutter! sagte ein Knabe; sie hat mir recht viele von den Liedern aufgeschrieben, die sie immer sang. Ich will sie holen. — Louise griff mit Hast danach, erkannte sogleich Juliens Hand, und wurde bleich. Das Verbrechen war also begangen! Sie gab dem Knaben etwas für die Lieder, stekte sie ein, schwankte nach dem Wirthshause, und bestand darauf, daß sie sogleich wieder nach Ransleben wollte. Die Cousine schalt über diesen seltsamen Eigensinn; aber sie richtete damit nichts aus.

Unterweges sprach Louise beinahe kein Wort. Die heftigsten Leidenschaften, gekränkter Stolz, Scham, Zorn, Haß, alles mit bittrem Schmerze vermischt, tobten ohne Unterlaß in ihrer Seele;

und so kam sie zu Hause an. Als ihr Vater seine Verwunderung über ihre schnelle Rükkehr äußerte, lächelte sie wehmüthig, klagte, daß ihr nicht wohl wäre, und ging bald auf ihr Zimmer. Jezt erhob die Liebe sich noch einmal in ihrem Herzen. Suschen drängte sich in ihr Vertrauen, und erklärte Hennigen sogleich für unschuldig. Louise schlug Juliens Billet auseinander, legte die Lieder daneben, und fragte: „ist das Eine Hand?" — Suschen mußte das bejahen. — „Nun denn," sagte Louise schmerzlich, faßte die Papiere, und zerriß sie mit Heftigkeit; „nun denn, so ist alles zerrissen! Der elende verächtliche Mensch! Ich rathe dir, nenne mir seinen Nahmen nicht wieder!"

Ach, liebe Gräfin Louise, sagte Suschen bittend; wie kann denn Halden mit seinen treuen, ehrlichen Augen ein solcher abscheulicher Mensch seyn! Sie thun ihm Unrecht, Gräfin Louise; gewiß, Sie thun ihm Unrecht! Darauf wollte ich sterben. Seine blasse Farbe! Besinnen Sie Sich doch nur, liebste gnädige Gräfin. Betrogen hat er Sie nicht; er ist gewiß ehrlich. Er kann dem Mädchen da in dem Tischlerhause einmal zu tief ins Auge gesehen haben; aber betrogen hat er Sie nicht: das will ich wohl vor Gott behaupten.

Louise war aufs neue unwillig geworden, als Suschen gesagt hatte: „er kann dem Mädchen

einmal zu tief ins Auge gesehen haben.“ Sie ging aus dem Zimmer, weil Suschen, troz ihrem Befehle, nicht aufhörte, den Ungetreuen zu vertheidigen und zu loben.

Als ihr Vater das erstemal wieder von ihrer Verheirathung anfing, sagte sie ihm sehr kalt: „werden Sie mir nicht erlauben, unverheirathet zu bleiben?“ — Nein, gab er ihr zur Antwort. Ich werde dich nicht zwingen, einen Mann zu nehmen, den du nicht haben willst; aber heirathen mußt du.

Das Fräulein fing sogleich an, eine Lobrede auf Karln zu halten. „Ich bitte Sie,“ sagte Louise, „schweigen Sie davon, Cousine! Muß ich heirathen, mein Vater, so befehlen Sie, wem ich meine Hand geben soll. Es ist mir sehr gleichgültig, wer es seyn mag.“

Also der älteste Halden — was sagst du zu dem, Louise? Er ist . . .

Was er ist, mein Vater, das mag sein Gewissen beurtheilen. Sie wollen es, und ich bin bereit. — Kündigen Sie es ihm an, Cousine,“ sezte sie kalt hinzu; „so haben Sie auch etwas bei der Sache zu thun.“

Das Fräulein ging sogleich auf ihr Zimmer, und gab der Kammerherrin Nachricht von diesem Auftritte. Schon am folgenden Tage war die Familie von Moorberg in Ransleben. Die Mutter machte noch einmal feierlich den Antrag; und der Graf hatte nichts dagegen. Karl warf sich vor Louisen auf ein Knie. Sie sagte, heimlich erbittert, und mit kalter Verzweiflung: „stehen Sie auf, Herr von Halden! Es bedarf dieser Romanen-Spielerei nicht. Mein Vater will, und ich muß.“ Karl stand langsam auf, faßte Louisens Hand, drükte sie an seinen Mund, und sagte: o theure Gräfin, Sie machen mich durch dieses Wort zu dem glüklichsten aller Menschen! So hat denn endlich meine Liebe Sie gerührt; so hat denn . . .

„Ich bitte Sie, Herr von Halden, hören Sie auf! Mein Vater bewilligt Ihnen meine Hand; und hier ist sie. Untersuchen Sie nicht weiter, warum ich sie Ihnen gebe.“

Jezt mischten die Eltern sich hinein. Louise blieb kalt; doch als sie nun Karln die Hand hinreichen sollte, da zukte noch einmal die Liebe bebend und schmerzend durch ihr ganzes Wesen. Sie wurde bleich, und zögerte; eine geheime Stimme rief ihr zu: er ist unschuldig! Hennig stand vor ihrer Phantasie, bittend, bleich, wie sie ihn den Abend, als er von ihr Abschied nahm, gesehen

hatte. Sie schwankte einen Schritt zurük. Aber jezt sah sie ihn in der Chaise bei Julien, in Juliens Armen. Sie trat muthig vor, und reichte mit abgewendetem Gesichte ihre Hand hin. Karl stekte einen Ring an ihren Finger. Jezt erinnerte sich Louise an die glükliche Zeit ihrer entstehenden Liebe, und es brachen Thränen aus ihren Augen. „Ach,“ sagte sie jammernd, „ich drükte ihm den Ring auf das falsche Herz!“ Das Fräulein zog einen Ring vom Finger, und gab ihn Louisen. „Hier, Herr von Halden!“ sagte Louise, ohne den Ring anzufassen. — Soll ich ihn nicht von Ihrer Hand bekommen? fragte Karl. Louise gab ihm den Ring mit spitzen Fingern, wurde immer bleicher, sank ihrem Vater in die Arme, und mußte weggebracht werden.

Karl drang darauf, daß die feierliche Verlobung in Kurzem seyn sollte, weil ihm daran gelegen war, sich seine Rechte so bald als möglich zu sichern. Louise suchte jezt Trost bei Suschen; aber sie las in dem Gesichte des Mädchens nichts als Vorwürfe, und konnte kein Wort aus ihr bringen. Schon von dem Augenblicke der Verlobung an fühlte sie, daß sie zu rasch gewesen war, und sich unglüklich gemacht hatte. Ihr Zorn legte sich; denn wie konnte sie länger mit dem Jünglinge zürnen, von dem sie nun auf ewig getrennt blieb, an den sie keine Forderungen mehr machen

durfte! Und nun erhob die Liebe sich desto mächtiger in ihrem Herzen. Sie fühlte, daß sie dennoch mit dem geliebten Jünglinge glüklich gewesen seyn würde, wenn er nur in ihre Arme zurükgekehrt wäre; und sie bejammerte das Glük, das sie selbst vernichtet hatte.

Louisens Verlobung blieb nicht lange ein Geheimniß. Hols der Teufel! sagte der Koch, und nahm den Förster von Sollingen bei der Hand; euer junger Herr ist um unsre Gräfin herum, und das Creme-Gesicht, der älteste, bekommt sie. Beredet haben sie das junge Ding; denn ich will mich zu einer Pastete hacken lassen, wenn sie nicht einen Instinkt gegen den ältesten hatte. Der Jäger munkelt zwar allerlei von einer Untreue und von Briefen; aber ich glaube nicht so viel davon. Dem jungen Herrn sizt das Herz auf dem rechten Flecke. Da zieht er gegen die Christenfeinde, und will sich etwas versuchen, oder wie es sonst seyn mag; und da haben sie unserer kleinen Gräfin vorgelogen, er liefe vor ihr. Ich habe ihr auch Deutsch herausgesagt, daß der älteste ein Eierkuchen ist, und der jüngste ein Hirschbraten. Und die Thränen liefen ihr aus den Augen. Sie winkte mir, ich sollte schweigen, und konnte nicht ein Wort hervorbringen: so bestorben war ihr das Herz. Aber, hols der Teufel! es ist zu spät. Wo stekt denn Euer junger Herr? Laß doch den

Major an ihn schreiben, daß er kommt. Sobald er da ist, haben wir gewonnen. Alle Leute im Hause bedauern die Gräfin, und speien Feuer und Flamme. Aber was hilft's? Der alte Drache von Fräulein ist Schuld. Und das hab' ich geschworen: am Hochzeittage lasse ich alle Schüsseln anbrennen; nicht einen guten Bissen sollen sie haben. Das arme, liebe Mädchen!

So kam die Nachricht zu dem Major. „Hört nur, Kinder! O, der arme Junge!“ sagte er mit leiser, wehmüthiger Stimme, und schrieb Hennigs Nahmen mit dem Finger auf den Tisch. „Ich bitte Euch, tröstet mich nicht. Laß es gut seyn, Hannchen! Laß nur, Alter; laß nur! Sie haben uns unter, wie ich es prophezeiete. — Ich will euch sagen,“ fuhr er nach einer kleinen Weile lebhaft fort, „wie Alles kommen wird. Sie heirathet den kalten Schurken, der nur ihr Geld haben will. Dann kommt der arme Junge wieder, und sezt sich hin, und grämt sich zu Tode, und mich und euch Alle dazu. Großer Gott! Und Seibold, der bleibt: das werdet ihr erleben! Dann kommt Emilie wieder, und hört und sieht. Ach, Kinder, ich wollte, ich wäre todt! Da hörte doch der liebe Gott wohl auf mein Bitten, und lenkte Alles zum Besten.“

So klagte der Major; und seine Frau wußte ihn nicht aufzurichten. Der alte Hennig selbst war bestürzt, und wischte sich die Augen. Wenn wir nur Nachricht von ihm hätten! sagte er; ja, ich wollte bis in die Türkei reiten, und zu ihm sagen: Hennig, dein Onkel grämt sich; deine liebe Gräfin Louise heirathet. Er sollte wohl kommen! Und wenn ich nur schreiben könnte! ich würde der Gräfin einen Brief schreiben, den sie nicht ans Fenster stecken sollte!

Diese Vorstellung fiel dem Major auf. Er ritt ohne Begleitung nach Nansleben, und ließ sich bei Louisen, die gerade allein zu Hause war, anmelden. Sie verbat seinen Besuch mit der Entschuldigung, daß ihr nicht wohl wäre. Der Major, den sein Gram jezt furchtsam machte, wendete sich schon wieder um, und wollte gehen, aber da sagte Suschen: zu bedeuten hat die Krankheit nichts, Herr Oberstwachtmeister; und wenn ich wäre wie Sie, so . . . Sie sah und zeigte auf die Thür. Der Major nikte freundlich mit dem Kopfe, pochte an, und ging in das Zimmer.

In der ersten Minute konnten Beide nicht sprechen. Louise warf einige Blicke auf den Major, und es stieg eine sanfte Thräne in ihr Auge. „Wo Thränen sind,“ sagte der Major, „da ist auch Mitleiden.“ Er sezte sich nun zu ihr, faßte

ihre Hand, und sah ihr betrübt ins Gesicht. Sie schlug, wie eine Verbrecherin, das Auge zu Boden. „Liebe Tochter,“ sagte er zärtlich; „ich will Ihnen gar nichts zu leide thun. Ach, wenn ich Ihnen nur so in ein Paar Worten sagen könnte, was ich eigentlich gern möchte! Ja, für den armen Jungen wollt' ich bitten, der jezt in der Welt umherirrt: für meinen armen Hennig. Ich höre, Sie haben Sich verlobt, liebe Tochter. Untreu sind Sie nicht, das weiß ich, das seh' ich. Aber, liebes Kind, es kann ein Unglük daraus entstehen, wenn Hennig einmal wiederkommt und Sie als die Frau seines Bruders findet; denn er hat Sie gar zu lieb.“

Louise fand in dem herzlichen Tone des alten Mannes etwas so Ueberredendes, daß ihr sehr bange wurde. Sie rükte ängstlich auf dem Stuhle hin und her. Bald hob sie das thränenvolle Auge auf den Major, bald schlug sie es wieder zu Boden. Ach, er liebt mich nicht! seufzte sie endlich. — „Wenn das wäre, liebes Töchterchen, so hätten Sie Recht, und ich würde nicht ein Wort mehr um ihn verlieren. Sehen Sie, dann ließe ich mir meinen Sarg bestellen, und, wahrhaftig! mein leztes Wort sollte seyn: Gott segne die gute Louise; denn sie ist unschuldig! Aber woher wissen Sie das, liebes Kind? woher wissen Sie das?“

Louise erzählte nun, und sezte freilich bald hier, bald dort einen kleinen Umstand zu, den ihre Phantasie erfunden hatte, und der nun Hennigs Untreue ganz augenscheinlich beweisen mußte. Zulezt sagte sie: er hat ja seine Julie noch bis auf diesen Tag bei sich! Das ist zuverlässig. — Während der Erzählung erwachte ihr Haß aufs neue, so daß sie am Ende den armen Hennig einen Treulosen, einen Falschen, einen Betrieger nannte.

„Sie hassen ihn also?“ fragte der Major sehr betrübt, und stand auf. — Ja! antwortete Louise. Ich habe nie einen Menschen gehaßt; aber ihn hasse ich, ihn, diesen treulosen, falschen Menschen!

Der Major hatte jezt gar keinen Muth mehr, seinen geliebten Hennig zu vertheidigen; denn die Erzählung der Gräfin traf zu genau mit dem zusammen, was er durch Hennigs Bedienten wußte. Er legte die Hand an die Stirn, schüttelte den Kopf, und sagte sanft! „ich bitte Sie, liebe Gräfin, schelten Sie ihn nicht mehr! Freilich haben Sie Recht; aber es geht mir alten Manne durchs Herz. Wenn ich's nur begreifen könnte! Nehmen Sie es nicht übel, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Das alles hab' ich nicht zur Hälfte gewußt. Lieber Gott! nun geh' ich mit schwererem Herzen, als ich kam! Ich dachte, bei der guten Louise wird dir das Herz leichter werden. Nun, adieu, liebes, edles

Kind; recht von Herzen adieu. Gott lasse es Ihnen besser gehen, als mir!" — Er ging einen Schritt. Auf einmal wendete er sich wieder um, faßte Louisens Hände, und sagte mit brechender Stimme: „Louise, wenn er aber doch unschuldig wäre! wenn man ihn verläumdet hätte! Ach, ich wollte darauf schwören. Der Junge war so brav und gut. Wenn er nun doch unschuldig wäre, liebe Tochter!" Die Frage erschütterte Louisen; alle ihre Gedanken, alle ihre Empfindungen wiederholten ihr: wenn er nun doch unschuldig wäre! Ihr Herz brannte in heißer Gluth; aber ihre Lippen sagten kalt: das ist er, leider, nicht!

Der Major ging nun betrübt an die Thür. Louise folgte ihm ängstlich, und machte Bewegungen, als wollte sie ihn halten. Sie schien sagen zu wollen: o, bleiben Sie! beweisen Sie mir, daß er unschuldig ist! Aber nur einige Seufzer kamen über ihre Lippen.

Als der Major die Thür hinter sich zugemacht hatte, knieete Louise nieder, verbarg ihr Gesicht in den Sofa, umfaßte mit beiden Armen ein Polster, und sagte schluchzend: nun bin ich verloren! sie verlassen mich Alle! Alle!

Das arme Mädchen konnte auf nichts mehr mit Hoffnung blicken. Es war ihr, als stände

sie in der Mitte eines fürchterlichen Abgrundes auf einem kleinen Hügel, der unter ihr schwankte, und von dem in jedem Augenblicke ein Theil einstürzte. Sie war schon in einer dumpfen, starren Apathie gewesen; doch jezt, nach dem Besuche des Majors, empfand sie ihr Elend aufs neue, bis sie endlich vom Weinen müde, vom Nachdenken erschöpft, von Träumen ermattet, gefühllos sich wieder in ihr Schiksal ergab.

Der Major kam ohne Trost nach Hause. Als er sich erholt hatte, examinirte er Hennigs Bedienten noch einmal. Er fand, daß Louisens Erzählung immer mehr Wahrscheinlichkeit erhielt; und eben das gab ihm wieder Muth. „Nein, Hennig," sagte er zu dem Alten, und schlug sich heftig vor die Brust; „richtig ist das nicht, du magst auch sagen, was du willst! Ganze Nächte ist das Mädchen bei ihm auf der Stube gewesen. Kannst du also der Gräfin verdenken, daß sie nicht will? Und nun — je, so soll ihn doch ...! — nun schleppt er sich gar mit dem Mädchen in der Welt herum! Wenn er Recht hatte, so konnte er ja den Mund aufthun; aber da geht er heimlich weg. Sag mir nur nichts mehr, gar nichts! Ich wollte, die arme Gräfin hätte ihn rein vergessen; das wollte ich. Er ist ein ... Ach Gott! ich habe ihn doch lieb, und würde ihn mit Freudenthränen aufnehmen, wenn er wiederkäme. Aber

siehst

siehst du, nicht den kleinen Finger verdient er von der Gräfin; und mich ärgert weiter nichts, als daß sie sich mit dem schlechten Menschen, dem Karl, versprochen hat. Wär' er ein ehrlicher Mann, so wollt' ich sagen: Sie haben wohl gethan, Gräfin Louise! Denn, Alter, wir können nicht verlangen, daß die Gräfin sich die weißen Engelshände in dem Wasser waschen soll, das die Jungfer oder Mamsell Julie Silbermann schon schmuzzig gemacht hat. Ich traue der Jungfer nicht. Doch, wenn er nur wiederkäme! Es war ein Jugendfehler, wollt' ich denken. Aber die gute kleine Gräfin verdient er nicht, Alter; dabei bleib' ich."

Der Alte brummte zwar; allein er konnte doch dagegen weiter nichts aufbringen, als seine Liebe zu dem unglüklichen Jüngling. Man vermied nun einige Zeit alle Gespräche über Hennig. Aber endlich bekam der Major einen Brief von ihm, den er sogleich seiner Frau und dem Alten vorlas. In diesem Briefe stand freilich kein Wort von Julien, doch mit sehr deutlichen Worten: ich habe mein Geschik verdient. „Siehst du nun Alter?" sagte der Major; „er thut Buße. Da steht mit klaren Worten, daß er schuldig ist."

Nun, sagte Hennig mit Eifer, mehr als Buße verlangt selbst der liebe Gott nicht; und die Gräfin kann wohl auch damit zufrieden seyn. Wo

steht da ein Wort von Herumschleppen mit der Jungfer? Gott Lob, daß die kleine Gräfin sich noch nicht hat trauen lassen! Denn nun ...? — Er sah den Major bittend an. — „Was nun? fragte dieser. „Das ist nichts! Die Gräfin würde sagen: ich will keinen Mann, der Buße thun muß; und sie hätte Recht.“

Herr Oberstwachtmeister, Sie hätte nicht Recht! Will sie doch einen Mann nehmen, der nicht einmal brav genug wäre, das zu schreiben, was Hennig da geschrieben hat. Ich sage, Herr Major, wir müssen der Gräfin den Brief geben. Wenn Hennig einmal zurükkommt, so muß sie ihn hier in Sollingen empfangen. Was hat er denn Böses gethan? Einmal ist keinmal!

„Alter, er hat sein Wort gebrochen: das wäre nichts Böses? Er ist Louisen ungetreu gewesen: das wäre nichts Böses? Da, nimm den Brief! Ich habe nichts damit zu schaffen. Thu, was du verantworten kannst.“

Hennig ging mit dem Briefe sogleich nach Ransleben, stellte ihn der Jungfer zu, und bat recht dringend, daß sie ihn der Gräfin geben möchte.

Louise hatte den Kopf in die Hand gestüzt und die Augen fest verschlossen, als Suschen herein

trat, und den Brief aufgeschlagen vor ihr hin legte. So wie sie aus ihrer Träumerei erwachte und einen Blik auf das Papier warf, erkannte sie Hennigs Hand. Sie las mit Thränen und in mehreren Absäzen den Brief, der auch für sie geschrieben war.

„Mit Zittern, mein geliebter Vater, nehme ich zum erstenmal wieder die Feder, Ihnen zu sagen, daß ich noch bin. Sie sollten nie wieder ein Wort von Ihrem unglüklichen Neffen hören: aber ich kann nicht länger; meine Seele muß sich noch einmal in die geliebte Gegend verlieren, wo Sollingen, wo Ransleben liegt. Hier wohne ich auf einer ungeheuren Ebne, über welche die Nacht ihre Ruhe verbreitet. Mein Herz ist der einzige Punkt, wo es tobt, wo die Stimme der Angst, des Schmerzes und der Verzweiflung sich erhebt. Die Natur mahlt mir ein Bild jener glüklichen Stunden, in denen ich unter den Zweigen der Silberpappeln auf einem leichten Nachen, entzükt von dem Schlage der Nachtigallen, von dem Geflister der Wellen im Rohre, der seligste Mensch war; jener Stunden, in denen der Himmel seine Entzückungen über mich ausgoß, der Himmel, um dessen Besiz meine Schuld mich brachte.“

„Ach, ich darf nicht daran denken, wenn ich vollenden soll! Eine drückende Last liegt auf mei-

nem Herzen, und ich kann nur ängstlich athmen. — Oft starre ich in die Gegend hin, wo ich so glüklich war, und gebe den Wolken, die sich ihr nähern, meine Seufzer mit. Die von dorther kommenden empfange ich mit zagendem Schmerze; sie bringen mir ja nur Vorwürfe mit! Und doch möchte ich meinen Schmerz in diesen Wolken abkühlen; denn sie haben über der geliebten Gegend geschwebt, die mir auf ewig verschlossen ist. Ach, daß ich nicht sagen darf, was einst ein schuldloses, großes Herz sagte: ich möchte mich an den Saum der Wolken hängen, und so mit ihnen . . . — Nein, nein! in den tiefsten Abgrund möchte ich mit ihnen stürzen, in die finstre Ewigkeit, wo es mir vielleicht zum erstenmale wieder erlaubt seyn wird, zu sagen: habe Mitleiden mit meinem Herzen; es war schwach, aber nicht böse."

„Dahin zieht sich die fruchtbare Ebene, überall dem leuchtenden Himmel entgegen, der mit seinen tausend funkelnden Strahlen der Hoffnung sie schimmernd bedekt. Ueber mir hängt ein anderer Himmel voll Trauerwolken, die auf das freudenlose Herz herunter weinen. Nicht Ein Stern leuchtet an meinem trüben Himmel; nur ein zerstörender Bliz fährt schmetternd heraus, und trifft mein zerrissenes Herz."

„O, wenn ich Staub bin, dann sagen Sie dem

edlen Mädchen, das mein Mund nicht mehr zu nennen wagt, weil ich es verloren habe; dann sagen Sie — Nein, sie soll es nicht ahnen, daß ein sterbendes Auge in einer weiten Ferne sich nur mit ihrem Bilde schließt.“

„Ich bin unglüklich; aber ich habe mein Geschik verdient. Ach, waren das die Hoffnungen, die ich, die Sie, mein Vater, hatten? Von Allem ist mir nur ein Ring und ein Brief übrig geblieben. Ich lese den Brief tausendmal; er sagt mir, was ich verloren habe. Und der Ring? o, er vermählte mich dem Himmel, und jezt knüpfte er mich an das Elend.“

„Mein Vater, wenn ich einst wiederkäme, und Ihr bedauerndes Auge mir sagen müßte: du bist verloren! — o, dann nennen Sie mir den Nahmen nicht, und erlauben Sie mir schonend, daß ich an Ihrem Herzen weinen darf. Lassen Sie mich hoffen und fürchten, bis die lezte Entscheidung mir das Herz zerbricht. Ich küsse Sie, meine gute Tante, und meinen alten braven Hennig. Ich segne Sie Alle. Louise — ach, da steht ihr Nahme doch! — Louise sey glüklich!“

„Hennig von Halden.“

Louise zerfloß in Thränen. Sie sprang auf,

lief mit dem Briefe ans Fenster, öffnete es, und flisterte den Wolken zu: „ich liebe ihn! ach Gott! ich liebe ihn! Ich bin so unglüklich, und doch so fröhlich!“ In Ihrem Taumel vergaß sie seine Schuld, klagte nur sich selbst an, verwünschte Karln, und machte sich die bittersten Vorwürfe. Sie drükte Hennigs Brief an ihren Busen, an ihren Mund. Alles war vergessen, kein Funken von Eifersucht mehr in ihrem Herzen, und er wieder ihr einziger Geliebter. Sie hatte ihn beleidigt und gekränkt; sie war die Ungetreue.

Jezt flog sie von Entschluß zu Entschluß. Karl sollte ein förmliches Nein bekommen, obgleich die feierliche Verlobung schon gewesen war. Hätte sie ihn und ihren Vater noch diesen Abend sprechen können, so wäre Alles vorbei gewesen. Aber die Nacht kam; die Begeisterung verminderte sich, und die kältere Ueberlegung trat an ihre Stelle. Nun fand Louise mit Schmerz tausend Bedenklichkeiten. Welche Gründe konnte sie für ihre Veränderlichkeit angeben! Den Brief? ach, sie las ihn mit immer neuem Entzücken; doch ihr Vater hätte nur Hennigs Geständniß seiner Schuld darin gefunden.

Sie selbst wollte nicht brechen, aber Karln zwingen, sein Wort zurükzunehmen. Jezt war sie, als er zum erstenmale wiederkam, nicht mehr kalt, wie vorher, sondern auffahrend, stolz, em-

pfindlich; aber er ertrug ihre böse Laune, war demüthig, gehorsam, ehrerbietig, geduldig, und fand sie auch so noch immer liebenswürdig. Sie weinte vor Verdruß; denn sie sah nun wohl, daß sie auch auf diese Art nicht los kommen würde. Jezt bestimmte ihr Vater, auf Karls und seiner Mutter dringendes Bitten, den Hochzeittag. Die furchtsame Louise schwieg noch immer, und nur ihr schnelles Erblassen zeigte, was in ihrer Seele vorging. Sie fühlte, daß sie dem Abgrunde immer näher kam, und entschloß sich jeden Abend, wenn sie Hennigs Brief gelesen hatte, am nächsten Morgen den Handel mit Gewalt zu endigen, was auch daraus entstehen möchte. So schlief sie immer ruhig, und in ihren Gedanken schon gerettet, ein; aber am Morgen trat ihr sogleich wieder die Scham in den Weg. „Was wird man sagen? Man muß mich für eine Närrin halten! Hab' ich ihm nicht mein Wort freiwillig gegeben? Ach, ich bin unglüklich, und nichts kann mich noch retten!" So verging eine Woche nach der andern, und der fürchterliche Tag ihrer Verbindung kam immer näher. Wahrscheinlich würde sie, troz ihrem Hasse gegen Karln, dennoch seine Gattin geworden seyn, wenn nicht Emilie es noch glüklich verhindert hätte.

Emilie lebte ruhig auf Selenbergs Gute. An die Flucht war nicht zu denken, da sie allzu genau

bewacht wurde. Auch wollte sie nicht einmal entfliehen, um ihrer Mutter zu zeigen, daß sie nicht zu zwingen sey, und um Seibolden zu beweisen, was sie für ihn thun könne. Es war ihr nur unbegreifflich, warum Selenberg sich gar nicht sehen ließ. Sein Verhältniß zu Julien wurde ihr in Kurzem bekannt. Sie fühlte Mitleiden mit diesem schönen Mädchen, und nahm daher dessen freundschaftliches Andrängen gütig auf. Ehemals würde sie das nicht gekonnt haben; doch das Leben in der Hauptstadt und am Hofe, wo sie so manche Opfer der Wollust kennen lernte, hatte sie mitleidiger mit den armen Verführten gemacht, obgleich ihren Abscheu vor der Wollust vergrößert.

Julie gab sich, um Emiliens Gunst zu gewinnen, die Miene der Unschuld, und, als sie merkte, daß sie schon erkannt war, die Miene der Reue über ihre Schwächen. Emilie hatte sie lieber um sich, als jeden Andern im Hause; sie fand Gefallen an Juliens Unterhaltung, und erzählte ihr sogar alle ihre Begebenheiten. Dabei verschwieg sie ihren heftigen Abscheu vor Selenbergen nicht, und sezte dann lächelnd hinzu: „ich weiß wohl, Julie, daß ich Ihnen das nicht sagen sollte!“ Kurz, es entstand zwischen beiden Mädchen eine Art von Vertraulichkeit, auf die Julie anfing einen hohen Werth zu legen.

Julie haßte die Tugend und die Unschuld nicht, wohl aber die unschuldigen, tungendhaften Mädchen: nicht wegen ihrer Unschuld, sondern weil sie, mit Stolz auf ihre Tugend, jedes gefallene Mädchen verachten. Sie glaubte, daß vielleicht nicht Eine von diesen Tugendhaften unschuldig bleiben würde, wenn sie in die Verhältnisse käme, die ihr selbst ihre Tugend gekostet hatten. Daher hielt sie die Unschuld, die Keuschheit eines Mädchens nur für ein Glük, nicht für Verdienst, und vergalt die Verachtung, die man ihr zeigte, mit Haß. Hier fand sie nun zum erstenmale eine Unschuldige, von der sie nicht verachtet wurde, die ihren Talenten Gerechtigkeit widerfahren ließ, und sogar ihre Gesellschaft liebte. Das erhob Julien und ihr Herz. Ohne etwas dabei zu denken, gab sie sich Mühe, Emiliens Achtung zu verdienen. Dies Bestreben wurde Emilien sichtbar; und so war ein Band der Dankbarkeit und des Vertrauens zwischen den beiden Mädchen geknüpft, das unmerklich immer fester wurde.

Emilie bekam bald eine Art von Achtung für die Unglükliche; und wie kann man einen Menschen, den man achtet, mit Schande beladen sehen, ohne ihn davon befreien zu wollen! So wie sie nur den Entschluß, Julien zu retten, gefaßt hatte, fühlte sie auch Liebe zu dem Mädchen, die ihr Mitleiden noch größer und zarter machte.

Als Beide eines Tages vertraulich neben einander saßen, sprach Julie von einem Theile ihres Lebens, und schalt auf die Männer. Emilie faßte zärtlich ihre Hand, und sagte mit sanfter Stimme: „so schön, so klug, so gut; und doch so unglüklich!“ Julie wußte selbst nicht, was so Rührendes in den Worten lag; aber sie konnte sich der Thränen nicht erwehren, und fragte endlich: unglüklich? — „So unglüklich!“ sagte Emilie noch einmal; „denn,“ sezte sie mit liebkosender zärtlicher Stimme hinzu, „wie glüklich hätten Sie nicht einen edlen Mann mit Ihrem Herzen machen können! Welch ein Weib, welch eine Mutter konnten Sie werden!“

Julie stand unmuthig auf; sie glaubte in diesen Worten Verachtung zu empfinden, und erröthete. Emilie nahm sie aber sogleich in ihre Arme, und sagte zärtlich: „vergeben Sie mir! Ich hätte das nicht gesagt, wenn ich Sie nicht liebte, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie besser sind, als Ihr Schiksal. Sie fielen einem elenden, verächtlichen Verführer in die Hände; aber Sie sind wie Dorchen, dessen Unglük ich Ihnen erzählt habe.“ Das war Julie nun freilich gar nicht; doch Emilie glaubte, daß sie es wäre: und oft darf man dem Gefallenen nur Tugend zutrauen, so bekommt er Lust, diese gute Meinung zu verdienen. Julie schloß Emilien in ihre Arme, und fühlte und ge-

stand jezt zum erstenmal in ihrem Leben, daß sie unglüklich sey. Sie erzählte nun Emilien ihre Lebensgeschichte, freilich ein wenig verschönert, aber doch so ziemlich aufrichtig. Jezt sah Emilie wohl, daß sie Julien nicht hätte mit Dorchen vergleichen sollen; indeß sie nahm ihr Wort nicht zurük. Ihre Liebe zu dem Mädchen wurde durch dies Vertrauen größer, und der schöne Vorsaz, sie aus den Schlingen des Lasters los zu machen, in ihrer Seele immer fester. Sie umarmte Julien, nannte sie ihre unglükliche Freundin, sezte voraus, daß sie gerettet seyn wollte, und versprach ihr, sie zu sich zu nehmen, so bald sie selbst einmal glüklich seyn würde.

Dieses Anerbieten wekte in Juliens Seele das Bewußtseyn, daß sie nicht allein ausschweifend gewesen war, sondern auch ein Verbrechen an Emiliens Bruder begangen hatte. Sie schlug es, so wohl es ihr auch that, mit den Worten aus: das kann ich nicht; es ist unmöglich! Sie wissen nicht, warum! — Nun blieb sie mit einem finstern, furchtsamen Gesichte stehen, und wiederholte: es ist unmöglich! Emilie drang in sie. Julie, die jezt tief erschüttert war, rang die Hände, und rief, halb außer sich: ach, ich bin sehr unglüklich! Ihr Bruder! die Gräfin Louise!

Emilie erstaunte, und drang in Julien, ihr

Alles zu sagen. Endlich erzählte das Mädchen, oft von Thränen unterbrochen, die Begebenheit mit Hennigen und Louisen. Sie weinte in der That aufrichtig; denn sie war wohl eitel, intriguant, leichtsinnig, aber nicht boshaft. Schon, als Louise ihr Herz erschütterte, bereuete sie es, daß sie Theil an dieser Betriegerei genommen hatte; aber sie lebte von einer Pension, die Selenberg ihr gab, und war dadurch an ihn und sein Laster gefesselt.

Emilie erfuhr nun durch tausend Fragen die näheren Umstände der Begebenheit, und auch die lezte Betriegerei mit dem Briefe, den Julie neulich aufs Karls Verlangen abgeschrieben hatte. Nach diesem Geständnisse war das Mädchen auch leicht zu überreden, daß sie Alles wieder gut machen müsse. Emilie bat nun ihren Oheim schriftlich, er möchte ihr ganz in der Stille einen Wagen in die Nähe von Selenbergs Gute schicken, und bestimmte genau die Stunde, wann sie ihn gebrauchen würde. Sie und Julie stahlen sich, als der Wagen da war, mit ihren Kleidern durch den Garten, sezten sich ein, und kamen in einigen Tagen ohne Unfall nach Sollingen.

Der Major war sehr erfreut, als er Emilien wiedersah; doch auf sein frohes Willkommen folgte bald der traurige Ausruf: „der arme Hennig!

In drei Tagen hat Louise mit Karln Hochzeit!" — Gott Lob! sagte Emilie frohlockend, daß ich noch früh genug komme! Aus der Hochzeit wird nichts, lieber Onkel. — Sie schrieb sogleich an Louisen, erzählte ihr den Zusammenhang des lezten Betrugs, und schikte zum Beweise den Brief mit, den Karln an Julien geschrieben hatte. Der alte Hennig übernahm die Bestellung, und brachte den Brief durch Suschen glüklich in die rechten Hände.

Louise öffnete Emiliens Brief mit Apathie, einer Folge ihrer Trostlosigkeit. Ihr Herz fing aber schnell an zu pochen, als sie las: „mein Bruder Hennig ist unschuldig. Er hat nie eine Untreue an Ihnen begangen; Karl und Selenberg sind ein Paar Bösewichter, u. s. w. Sollten sie etwa zweifeln, so will ich Julien, die jezt hier ist, in Person gegen Karln stellen; doch bitte ich Sie, wo möglich ihren Aufenthalt zu verschweigen."

Louise sprang freudig auf, und bedurfte weiter keines Beweises, da Karls Schriftzüge jeden Zweifel hoben. Die Liebe zu Hennig erwachte in ihr mit voller Stärke, und gab ihr den Muth wieder, den sie verloren hatte. Alles war jezt auch leicht; denn sie konnte ja den Betrieger entlarven.

Am folgenden Tage kamen Karl und seine Mutter wieder nach Ransleben. Als sie aus dem Wa-

gen stiegen, hörten sie deutlich, daß Louise laut und freudig sagte: „da kommen sie!“ Louise empfing sie heute zum erstenmale, und in ihrem Gesichte war die lebhafteste Freude. „Da sind sind sie ja endlich!“ rief sie mit froher Eil. Karl ergriff mit erkünsteltem Entzücken ihre Hand, und führte sie voll der sichersten Hoffnung in des Grafen Zimmer.

Ich weiß nicht, meine Tochter, sagte der Vater, wie du heute bist! so froh, so ganz verändert! Sie hat gewiß von Ihnen geträumt, Herr Sohn. — Meine Liebe, erwiederte Karl, wird endlich ihr Herz gerührt haben. O theure, theure Louise! — Er wollte ihre Hand küssen; und sie trat zitternd zurük, weil das Mißverständniß sie verlegen machte. Endlich sagte sie mit dem festesten Tone: Herr von Halden, ich erkläre Ihnen hiermit, so seltsam es Ihnen vielleicht auch scheinen mag, daß ich nicht Ihre Frau werden kann.

Karl wurde blaß; die Mutter blieb wie eine Bildsäule stehen. Der Graf selbst erschrak; die alte Cousine sagte mit einem starren Blicke auf Louisen, und in einem hämischen Tone: dadurch könnten Sie und Ihr gnädiger Herr Vater ein ewiges Ridikule bekommen! — Das half. Der Graf wendete sich mit fester Stimme zu seiner

Tochter: mein Kind, du heirathest den Herrn von Halden!

„Herr Kammerjunker,“ sagte Louise nun, „ich hoffe um Ihrer selbst willen, Sie werden mich meines Wortes entlassen.“ Karl merkte wohl, daß Louise etwas wissen mußte; aber wie viel oder wie wenig, das konnte er nicht errathen. Uebrigens war ihm Alles auch sehr gleichgültig, wenn er nur mit ihr getrauet wurde. Sie scheinen, sagte er, etwas gegen mich zu haben, meine Gnädige; es wird aber doch nicht mehr seyn, als daß ich mich habe in irgend etwas irren können: und ein Irrthum kann eine Verbindung, die öffentlich erklärt ist, nicht zerreißen. Ich beschwöre Sie, theure Gräfin, meinem Glücke nichts mehr in den Weg zu legen.

„Mein Herr,“ sagte Louise kalt und mit Würde: „Ihr Bruder ist nicht mit jener Julie weggegangen.

Nicht? Nun, es kann seyn. Ich zeigte Ihnen das Billet, das meinen Irrthum veranlaßte.

„Ihren Irrthum, Herr Kammerjunker? . . . Ich frage noch einmal: wollen Sie mich meines Wortes entlassen?“

Nein, meine Theureste. Erlauben Sie, daß ich bestimmt antworte. Das stolze Glük, Sie mein zu nennen, diese Seligkeit könnte ich selbst dann nicht aufgeben, wenn auch nur die Konvenienz unsere Verbindung geschlossen hätte. Unsere Hochzeit ist erklärt; jedermann weiß, daß ich übermorgen glüklich seyn soll. Bedenken Sie selbst!

Uebermorgen wirst du Frau von Halden! sagte der Graf entscheidend; darauf gebe ich dir mein Wort.

„Gewiß nicht, mein Vater! so gewiß Sie mein Vater sind, nicht! Dieser Herr von Halden, dessen Frau ich werden soll, schikte seinem Bruder eine listige Verführerin zu, der es aber nicht gelang; und dann betrog er auch mich.“

Und der Beweis für das Alles, gnädige Gräfin? sagte Karl, der sich wieder erholte.

„Ist dies!“ erwiederte Louise, indem sie seinen Brief an Julien hervorzog. — „Lesen Sie, mein Vater!“

Der Graf las den Brief laut vor, und Karl erblaßte schon bei den ersten Worten:

„Bald

„Bald sind wir im Hafen, schöne, kluge Julie. Mein Tropf von Bruder ist aus Verzweiflung über eine Sünde, die er nicht begangen hat, gegen die Türken gezogen. Sie haben mir den Einen Vogel eingefangen; ich muß Sie bitten, liebe Julie, mir auch den andern, die Gräfin Louise, zu verschaffen. Zwar glaubt sie, daß ihr Seladon ungetreu gewesen ist; aber sie haßt ihn noch nicht: und das muß sie doch, wenn sie meine Frau werden soll. Sie wird ihn gewiß hassen, wenn sie überredet wird, daß Sie, schöne Freundin, mit meinem Bruder zu den Türken gezogen sind. Zu diesem Behuf schreiben Sie doch beikommendes Billet ab, und geben Sie mir zugleich Nachricht, ob in dem Tischler-Hause, wo Sie gewohnt haben, noch etwas Geschriebenes von Ihrer Hand ist; denn die Gräfin könnte zu diesem Punkte ein wenig ungläubig seyn, und Ihre Hand bezweifeln. Sie wissen, wie viele Verbindlichkeit ich Ihnen schon habe."

Aber, Herr von Halden, fragte der Graf, haben Sie das wirklich geschrieben? Nehmen Sie es mir nicht übel, das ist eine große Unbesonnenheit! Und hätte ich den Brief früher . . . Wahrhaftig, Sie verdienen Louisens Hand nicht. Wenn

nicht Alles schon so weit wäre, Herr von Halden, so . . .

Ja, sagte Karl ein wenig muthiger: es ist eine Unbesonnenheit, Herr Graf; aber meine unendliche Liebe . . . Verzeihen Sie mir einen Schritt, der . . . der . . .

Der Graf erwiederte, freilich mit finsterer Stirn: es ist nun geschehen, Louise. Verzeihe ihm, wie ich ihm verzeihe.

Louise wurde bleich; sie hatte nichts weniger als das erwartet, und sich schon frei geglaubt. Ehe sie noch ein Wort sagen konnte, fuhr ihr Vater fort zu lesen;

„Ich muß diesen Schritt thun, liebe Julie, um endlich weiter zu kommen; denn Louise ist nicht anders aus dem Zauberkreise ihrer Liebe zu bringen. Das alte Fräulein betet zwar für mein Glük mit ihren blauen Lippen und ihrem Munde ohne Zähne; aber . . . !" —

O, Sie sind ein unverschämter Mensch! rief das Fräulein vor Zorn zitternd; und Louise soll Sie nicht nehmen! — Sie riß dem Grafen den Brief aus der Hand, um sich mit eignen Augen

zu überzeugen, ob die abscheulichen Worte darin ständen.

Der Graf, der es recht gern sah, wenn das alte Fräulein zuweilen ein wenig mitgenommen wurde, sagte lächelnd: nun, das ist eine sehr große Unbesonnenheit! Wahrhaftig, Sie können Sich glüklich schätzen, daß Ihr Hochzeitstag schon übermorgen seyn soll; sonst würde Ihnen das Fräulein noch etwas zu schaffen machen.

Ach, nein! erwiederte das Fräulein höhnisch lächelnd. Ich will doch aber den Brief auslesen.

— „Und der Graf ist der umständlichste alte Narr, der nichts als sein Arrondissement, sein Regensburg, im Kopf und auf der Zunge hat."

Der Graf riß ihr aufgebracht den Brief aus der Hand, sah hinein, und fand die freche Lästerung. Wie? rief er; ich ein umständlicher alter Narr? Sie sind ein unverschämter Gek, ein Betrieger, mein Herr! Und damit ich Ihnen zeige, daß ich nicht so umständlich bin, als Sie glauben, so sag' ich Ihnen, daß aus Ihrer Heirath nichts wird, und daß Sie Sich auf der Stelle aus meinem Hause packen können!

Nun entstand eine sehr komische Scene. Karl wollte noch einen Versuch machen, und hob an: ich . . . —

Das Fräulein unterbrach ihn: blaue Lippen! Seh doch einer den Menschen! Ohne Zähne! wer hat ihm denn das gesagt?

Ich . . . — wendete sich Karl an den Grafen.

Der Graf fuhr ihn an. Umständlicher Narr! Ohne Umstände: ich bin nicht für Sie.

Ich . . . — sagte Karl zu Louisen.

„Sie sehen, mein Herr, daß Sie nichts Besseres thun können, als zu gehen.“

Das Fräulein pelferte gegen die Frau von Halden; und diese pelferte wieder. Der Graf stieß im höchsten Zorne, zum erstenmale seit vielen Jahren, Schimpfwörter aus. Louise hörte von dem Allen fast nichts; sie dachte nur an ihren Geliebten, und hatte alles Andre rings um sich her vergessen.

Die Frau von Halden verbeugte sich endlich, und sagte im höchsten Zorne etwas, das niemand

verstand. Das Fräulein verbeugte sich, und war eben so laut. Auch Karl und der Graf sprachen zugleich. So gingen alle Vier in lautem, heftigem Gespräch aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Die Domestiken kamen zum Vorschein, und sahen zu ihrem Erstaunen die zornigen Menschen. Die Frau von Halden nahm den Arm ihres Sohnes; das Fräulein hängte sich an den Grafen. Man verbeugte sich noch einmal gegen einander. Karl und seine Mutter sezten sich in den Wagen; der Graf und das Fräulein gingen die Treppe hinauf. Auf jeder dritten Stufe sagte der Graf: „ich, ein umständlicher Narr!“ und das Fräulein: „blaue Lippen! keine Zähne!“

Louise war jezt schon auf ihrem Zimmer, und rief mit ausgebreiteten Armen, mit Thränen in den funkelnden Augen: „so hab' ich ihn wieder! er ist unschuldig!“

Karl saß beschämt, und erbittert zugleich, im Wagen, und überlegte. Er konnte nicht begreifen, durch wen ihm der nahe Sieg entrissen war. Seine Mutter, die von seinen nun gescheiterten Planen sehr wenig erfahren hatte, wollte den Zusammenhang wissen. Er antwortete ihr aber in seiner Erbitterung mit Ungestüm und rauh. Jezt merkte sie zum erstenmal, daß ihr Sohn sie nur dann liebte, wenn ihm Alles nach Wunsche

ging. Beide kamen erbittert nach Hause, und blieben es fürs erste. Als aber Karl zuverlässig wußte, daß Emilie mit Julien entflohen war, betrug er sich anders, und hatte die Liebe seiner schwachen Mutter bald wieder gewonnen. Er erfuhr in einigen Tagen, daß Emilie sich in Sollingen aufhielt; und nun drang er in seine Mutter, sie von dem Major zurük zu fordern. Die Mutter war sehr zu diesem Schritte zu überreden; indeß sie mußte sich entschließen, da Karl nicht aufhörte ihn zu verlangen.

Sie schrieb an den Major in bittern Ausdrücken, und an Emilen heftig drohend. Emilie schlug die Forderung ihrer Mutter in ehrfurchtsvollem aber bestimmten Tone ab. Der Major schrieb Folgendes: „Karl, Frau Schwester, ist ein Schurke, ein Straßenräuber, ein Menschendieb. Ein Schurke; denn er hat seinen Bruder verführen wollen. Mir hat die Haut geschaudert, als die Mamsell Julie es erzählte. Doch das wird Gott richten. — Ein Straßenräuber; denn er hat Emilien geraubt. Ein Menschendieb; denn er hat Seibolden an die Oestreicher verhandelt. Emilien geb' ich nicht heraus. Sie können mich belangen; und dann werde ich den Richter fragen: ob ich ein Kind in die Hände einer Mutter geben soll, die ihren einen Sohn liebt, weil er ein Bösewicht ist, und ihre zwei andern Kinder haßt, weil sie gute,

edle Menschen sind. Uebrigens rathen Sie Karln, daß er nicht mir oder meinem alten Husaren einmal vor das Gesicht kommt. Einen Wolf schießt man todt, wo man ihn sieht; und Karl ist ärger, als ein Wolf: er ist der leidige Teufel. Hennig, das sage ich Ihnen, kommt zurük. Er soll Alles erfahren, und dann, dafür steh ich Ihnen, den Teufel austreiben. Auch Seibold, das hoffe ich zu Gottes Gerechtigkeit, wird einmal zurukkommen. Wenn Sie und Ihr Karl sich vor Menschen nicht fürchten, so sagen Sie ihm doch, daß er sterben und dann vor dem Richterstuhle Gottes Rechenschaft geben muß. Wir, ich, Emilie, sein Bruder und Seibold, werden dann als Ankläger ihm zur Seite stehen; und heucheln darf man da nicht, das wissen Sie."

„Etwas Besseres kann ich Ihnen nicht schreiben. Mir stehen dabei die Augen voll Wasser. Gott gebe, daß es wirkt. Amen. Halden."

Das, was nach des Majors Meinung wirken sollte, wirkte nicht; Karl lachte über den treuherzigen Ton des Briefes. Aber die Drohung seines Onkels, ihn todt zu schießen wie einen Wolf, machte desto mehr Eindruk auf ihn. Theils, um der Gefahr auszuweichen, Theils um nicht Zeuge davon zu seyn, daß sein verhaßter Bruder, wenn er zurükkäme, über ihn triumphirte, entschloß er

sich, auf Reisen zu gehen. Einige Tage nachher fuhr er, mit den besten Wünschen seiner Mutter, und mit reichlichen Wechseln von seinem Vater, aus Moorberg ab.

Der alte treue Hennig hätte wirklich den Kammerjunker bei der ersten Gelegenheit auf sein ganzes Leben gezeichnet. Als er dessen Betriegerei erfuhr, schauderte er zusammen; und nun erklärte er mit den kräftigsten Flüchen seinen Abscheu vor Karln, und seinen Vorsaz, den Liebling seiner Seele, Hennig, an ihm zu rächen. Er ging jezt nie anders als mit dem Säbel an der Seite aus, und war sehr unwillig, als er hörte, daß Karl abgereist sey. Sein Zorn fiel nun auf Selenbergen, und er sprach oft sehr kräftig über die Pflicht des Majors, „diesen Satan“ zur Rechenschaft zu ziehen. Emilie erzählte jezt Dorchens Begebenheit, deren Ausgang sie nicht wußte, ausführlicher, als bei ihrer Ankunft in Sollingen. Der Major runzelte dabei die Stirn, und als er zu Bette gehen wollte, sagte er ruhig zu seinem Hennig: „Alter, morgen wollen wir einen Ehrenritt machen.“

Nun, Gott Lob! erwiederte Hennig. Er ging hinunter, schliff des Majors Säbel, puzte und probirte die Pistolen, und legte sich dann ruhig schlafen. Nicht so ruhig lag der Major. Er

richtete sich im Bette wieder auf, und flisterte: „ist das auch Recht, was ich thun will? Der liebe Gott weiß recht gut, daß ich all mein Lebtage das Duelliren gehaßt habe; denn es ist Mord. Aber es giebt doch Schurken, denen man nicht anders beikommen kann, als mit der Klinge. Könnt' ich klagen, so wollt' ich den Säbel verrosten lassen. Aber, großer Gott! wo kann ein armer Vater klagen, wenn ein Unmensch seine Tochter verführt! Wo soll ich klagen, daß der Schurke den armen Hennig hat unglüklich machen wollen! Und Gerechtigkeit müssen wir doch ausüben; ungestraft darf der Bösewicht nicht bleiben. Nein, hier ist es nichts Böses. Wir Menschen sollen ja gerecht seyn, wie Gott es ist.“ Mit diesen Worten warf er sich beruhigt wieder auf sein Kopfküssen; und schon nach zwei Minuten schwebte die Ruhe aus seinem Herzen auf seine Augen.

Am folgenden Morgen saß er heiter in dem Kreise seiner Familie, ohne nur von fern daran zu denken, daß er sie vielleicht zum leztenmale sähe: so groß war sein Glaube an Gottes Gerechtigkeit. Unvermerkt trat er einen Augenblik mit Hennigen in ein Fenster, und sagte: „Alter, mach nur immer die Pferde zurecht. Sterben soll er nicht; aber zeichnen will ich ihn ein wenig, damit er lernt, daß Menschen über ihm sind.“

Die Pferde wurden eben aus dem Stalle gezogen; da fuhr Louise auf den Hof, und Alles rief: unsre kleine Gräfin! Julie wurde ein wenig blaß, und faßte Emilien an. Diese sagte: „seyn Sie ruhig! Louise wird Ihnen verzeihen."

Der Major war der Gräfin entgegen gegangen. Sie warf sich an seine Brust, und sagte weinend: „o mein Vater! mein guter Vater! nun bin ich wieder glüklich! Halden ist unschuldig. Ach, warum sagten Sie mir nicht früher, daß er mich so lieb hat, daß er so unglüklich ist; ich hätte ihm schon längst vergeben!" Der alte Hennig drükte und küßte ihr die Hand, und der Major führte sie hinauf. Sie wußte noch immer nicht recht, wie die Sache zusammenhing, und kam jezt, um Emilien darüber zu befragen. So wie sie in das Zimmer trat, fiel ihr erster Blik auf Julien, und sie wurde bleich. Die Majorin eilte von der einen Seite, und Emilie von der andern freudig auf sie zu; aber Louise hielt mit banger Unruhe ihre Augen fest auf Julien geheftet.

Julie näherte sich ihr endlich, und sagte mit sanfter Stimme: nein, Sie können es mir nie verzeihen, daß ich . . .

„Ja, ja! Aber ist er unschuldig? ganz unschuldig? war er mir immer treu?"

Gnädige Gräfin, es giebt auf der Erde keinen edleren, treueren Mann, als den Herrn von Halden. Er ist ganz unschuldig, ganz.

„Aber er selbst,“ hob Louise wieder an, „hält sich doch für treulos! O Gott, wie bin ich getäuscht, wie betrogen!“

Julie erzählte nun den Zusammenhang ausführlich, und beruhigte dadurch die Gräfin vollkommen. Sie sagte zulezt noch: seine Treue war so zart, daß er schon das Mitleiden und die Freundschaft, deren er mich würdigte, für Unrecht hielt. Er hat mich nie geliebt, gnädige Gräfin, nie! das schwör' ich Ihnen.

Louise hatte noch hundert Fragen zu thun; aber Julie antwortete immer schnell, und widersprach sich nie, ob sie es gleich für gut fand, Manchem eine kältere Farbe zu geben, als es wirklich gehabt hatte. Die Unterredung endigte sich damit, daß Louise Julien umarmte, und ihr herzlich Verzeihung versprach.

Der Major nahm nun Abschied, ohne etwas von seinem Vorsatze zu entdecken, und stieg zu Pferde. Unterweges hielt er mit seinem alten Freunde noch eine lange Unterredung über die Zulässigkeit der Duelle. Er wiederholte, was er ge-

stern vor dem Einschlafen darüber gedacht hatte. Der alte Hennig fand das Alles sehr richtig. Wo wollt' es denn auch hinaus, sagte er, wenn nicht bisweilen ein Exempel statuirt würde! Da wüchsen einem ja die Schurken am Ende zu Kopfe. Nein, wir müssen wohl einmal dem lieben Gott ins Amt fallen. Der kann wohl geduldig, und mitleidig mit den Schurken seyn; aber wir armen Menschen fühlen zulezt, wo uns der Stiefel drükt. —

Diese Bemerkung fiel dem Major auf. Er hielt sein Pferd an, und sagte: hm! du kannst wohl Recht haben, Alter. Aber soll ich Wurm nun ungeduldiger seyn, als Gott? Wenn er solche Menschen, wie Selenberg und Konsorten, auf der Erde leiden will, was hab' ich ihm denn einzureden? Nein, guter Hennig, das müssen wir erst recht überlegen."

Das ist schon überlegt, Herr Oberstwachtmeister. Wenn die Menschen so geduldig seyn wollten, wie der liebe Gott, so könnten wir uns am Ende vor Schurken, vor Dieben und Mördern nicht retten. Das Strafamt auf Erden überläßt er den Menschen. Lassen Sie uns immer reiten; wir reiten mit Gott!

Der Major überlegte noch einige Augenblicke,

und sagte dann: „wir wollen reiten! Es ist richtig. Eigentlich zwar gehört das Strafamt der Obrigkeit, und nicht dem ersten besten Menschen. Doch wo die Obrigkeit sich nicht ins Mittel schlagen kann oder will, da muß es freilich ein ehrlicher Mann thun. Aber Hennig, je mehr ich es überlege: nur im äußersten Nothfalle; merke dir das! nur im äußersten Nothfalle. Und ich hoffe zu Gott, darin sind wir mit Selenbergen."

Das glaub' ich auch, Herr Oberstwachtmeister. Und Sie wollen ihn ja nur zeichnen, ihm so einen kleinen Denkzettel für die Zukunft geben.

„Ja, das will ich, mit Gottes Hülfe."

Unter frömmeren Gedanken und mit ruhigerem Herzen ist wohl nie ein Mensch zu einem Duelle geritten, als der Major. Er kam endlich auf Selenbergs Gute an, trat in dem Wirthshause ab, und ging dann in ein kleines Birkenwäldchen hinter dem Garten des Schlosses. „Hol' ihn her, Hennig!" sagte der Major; „und sey hübsch höflich, damit er sieht, daß wir auch Lebensart haben!"

Hennig ging recht gravitätisch durch den Garten in das Schloß, und fragte einen Bedienten: „ist Sein Herr zu Hause?" — Das weiß ich nicht; da muß Er den Kammerdiener fragen? —

„Wo ist der Kammerdiener?“ — Ei, was kümmert mich das! sagte der Mensch, und wollte gehen. Aber Hennig faßte ihn bei dem Kragen, und fragte einmal sehr laut: „wo ist der Kammerdiener?“ Auf diese schrecklichen Töne, von denen die Fenstern zitterten, kamen sogleich mehrere Domestiken zum Vorschein — Ich bin der Kammerdiener. — „Ist Sein Herr zu Hause?“ fragte Hennig mit ernstem Tone. — Ja! — „Ich muß ihn sprechen!“

Sag' Er mir nur, was Er zu bestellen hat, Er soll Antwort haben. (Der Kammerdiener besah dabei den alten Hennig von oben bis unten.) — „Was ich Seinem Herrn zu sagen habe, das braucht Er nicht zu wissen.“ — Ich will Ihn melden.

Der Kammerdiener ging die Treppe hinauf zu seinem Herrn. Hennig folgte langsam nach, trat vor Selenbergs Zimmer, und hörte die Worte: sag nur, ich wäre nicht zu Hause. — Selenberg war seit der Begebenheit mit Grell ziemlich furchtsam geworden, und wollte jezt überdies nicht gestört seyn, da er seinen Freund Karl von Halden gerade bei sich hatte.

Hennig machte die Thür sogleich auf, und trat langsam und feierlich in das Zimmer. Karl und

Selenberg erschracken, als sie ihn erblikten. „Ich habe ein Paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen," fing Hennig an. Karl machte eine Bewegung gegen die Thür hin; Selenberg hielt ihn aber, und sagte: bleib! . . . Der Herr von Halden ist mein Freund; er kann alles hören, was mich angeht.

„Nun meinethalben! Ist der Bediente da auch Ihr Freund?"

Unverschämter Mensch! fuhr Selenberg auf, weil er das für Spott hielt, was der Alte sehr ernsthaft sagte. — Ruf die Leute zusammen! flisterte er dem Kammerdiener zu. — Was will Er?

„Mein Herr, der Major von Halden, läßt Ihnen sagen, daß er ein Paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen hat. Er ist unten in dem Birkenwäldchen am Garten. Ich habe Befehl, Sie mitzubringen. Sie werden also so gut seyn."

Selenberg gerieth in Verlegenheit, die er vergebens zu verbergen suchte. Ich muß gestehen, hob er endlich lächelnd an, Sein Herr ist sehr höflich! Mir das durch einen Reitknecht sagen zu lassen! In der That sehr höflich!

„Ein Reitknecht? ja, das bin ich; aber ein ehrlicher Mensch: und der ist mehr werth, als ein Präsident, der ein Spizbube ist.“

Jezt fuhr Selenberg an die Klingel, und sogleich stürzten alle Domestiken herein. Was sagst du, Kerl? rief Selenberg mit funkelnden Augen. Werft mir den groben Kerl zum Hause hinaus!

„Wie?“ sagte der Alte mit donnernder Stimme und flammenden Augen: „mich hinauswerfen?“ Er sprang gegen das Fenster hin, und legte die Hand an den Säbel. „Bürschchen, kommt mir nicht zu nahe, das rath' ich euch! Ich werde wohl selbst gehen, wenn ich meine Kommission ausgerichtet habe.“ — Die Bedienten sahen den Alten erschrocken an, und keiner wagte es näher zu kommen: so schreklich flammten seine Augen.

Der Kammerjunker flisterte Selenbergen zu: laß dich mit dem alten Kerl nicht ein! er ist ein Teufel, wenn er in Zorn geräth.

Selenberg hatte gar keine Lust, sich zu schlagen, und stand mit finstern verlegenen Blicken da. Karl sagte ihm ins Ohr: gieb dem Major ein gutes Wort, und spiele den Reuigen; du sollst sehen, dann zieht er wieder ab. — Selenberg sagte zu Hennigen: also im Birkenwäldchen ist Sein

Herr?

Herr? Ich werde ihn selbst sprechen. Komm' Er! — Langsam ging der Alte hinter Selenbergen her, der Karln bei der Hand gefaßt hatte, und mit jedem Schritte furchtsamer wurde. Karl wollte unterweges entschlüpfen: aber Selenberg hielt ihn um so fester; und so kamen sie endlich in das Birkenwäldchen.

Der Major saß auf einem Baumstamme, hatte den Kopf in die Hand gestüzt, und sann noch immer über die Rechtmäßigkeit seines Vorhabens. Als er aber Selenbergen, und sogar auch Karln erblikte, regte sein Zorn, und alle Bedenklichkeiten waren verschwunden. Er stand rasch auf, stellte seine Müze auf den Baumstamm, ging seinem Feinde entgegen, blieb vor ihm stehen und sah ihm eine Weile finster ins Gesicht. Dann sagte er mit unterdrüktem Schmerze: „ich alter Mann mit grauen Haaren muß noch etwas thun, das ich nicht einmal als ein hitziger Jüngling gethan habe. Und daran sind Sie Schuld, Herr von Selenberg. Sie haben meinem Neffen (nicht dem Schurken da) ein Weibsbild auf den Leib gehezt, ihn unglüklich zu machen; Sie sind an Seibolds Unglük, an den Thränen der Gräfin von Espenbruch, und an Emiliens Leiden Schuld; Sie haben eines ehrlichen Mannes Tochter, die Mamsell Grell elend gemacht, und ihre Mutter ermordet. Das Alles, Herr, werden Sie nicht leug-

„Ein Reitknecht? ja, das bi
ehrlicher Mensch: und der ist
ein Präsident, der ein Spizbu

Jezt fuhr Selenberg
gleich stürzten alle Dom
du, Kerl? rief Selen
Werfst mir den grobe

„Wie?“ sagt
und flammende
Er sprang g soll
Hand an d den Säbel,
nicht zu n r hat nicht Lust,
selbst geb er will Sie nur ein
richtet and mit den Pistolen ist es
erschr für die kann niemand stehen.
kom mein Herr auf den Knopf; aber ein
er breit weiter, so liegen Sie da!

Diese treuherzige Versicherung sezte Selenber-
n in fürchterliche Angst, und er sagte zitternd:
Herr Oberstwachtmeister, in der That . . . Wahr-
haftig, ich weiß nicht, wie ich jezt dazu komme,
gerade jezt, da ich auf dem Wege bin, mein Un-
recht wieder gut zu machen. Eben diese Grellen
ist meine Frau; und meine Tochter habe ich legiti-
miren lassen. Meine Ansprüche auf Emilien sind
längst aufgegeben. Ich glaubte, noch einmal Ihre

…en; in der That das glaubte …estreben.

…Major erstaunt; „die … Grellen aus Wal-

…ans ist! Ich …n, und die Er- …ochter zu legitimiren. …Beweise bekommen, daß …cht wieder gut zu machen.

…s muß ich sehen! . . . Packe nur …Pistolen wieder weg, Hennig. Wenn's …so soll mich Gott behüten, daß ich zürnen …ute, wo er bessert. Kommen Sie!“

Selenberg führte mit leichterem Herzen den Major in das Haus, und zeigte ihm die beiden Dokumente. „Das ist recht gut,“ sagte der Major; „aber lassen sie mich lieber Frau und Ihre Tochter sehen.“ Selenberg zukte die Achseln, und sagte mit anscheinender Aufrichtigkeit: ich habe geheirathet, um mein Unrecht wieder gut zu machen; allein ich darf auf das Glük, meine Frau bei mir zu haben, nicht hoffen. „Warum nicht?“ — Weil sie mich nicht liebt.

nen, sind Thaten eines Bösewichts. Gäbe es ein Tribunal, vor dem ich Sie dieser Verbrechen wegen anklagen könnte, so sollten Sie mich hier nicht sehen. Aber jezt muß sich wohl ein Mensch ins Mittel schlagen, Sie zu züchtigen; und dieser Mensch will ich seyn. Hier ist mein oder Hennigs Säbel — (Hennig zog seinen Säbel hervor) — und hier sind ein paar gute Pistolen." — (Hennig goß Pulver auf die Pfanne.)

Selenberg war schon bleich; aber noch mehr wurde er es, als Hennig auf einmal sagte: soll ich Ihnen rathen, so nehmen Sie den Säbel, Herr von Selenberg. Mein Herr hat nicht Lust, Sie ins Gras zu strecken; er will Sie nur ein wenig derb zeichnen. Und mit den Pistolen ist es ein eignes Ding; für die kann niemand stehen. Freilich schießt mein Herr auf den Knopf; aber ein Paar Finger breit weiter, so liegen Sie da!

Diese treuherzige Versicherung sezte Selenbergen in fürchterliche Angst, und er sagte zitternd: Herr Oberstwachtmeister, in der That . . . Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich jezt dazu komme, gerade jezt, da ich auf dem Wege bin, mein Unrecht wieder gut zu machen. Eben diese Grellen ist meine Frau; und meine Tochter habe ich legitimiren lassen. Meine Ansprüche auf Emilien sind längst aufgegeben. Ich glaubte, noch einmal Ihre

Achtung zu verdienen; in der That das glaubte ich, das war mein Bestreben.

„Wie?“ fragte der Major erstaunt; „die Grellen wäre Ihre Frau? die Grellen aus Waldengrund? Ist das wahr?“

So wahr, als der Himmel über uns ist! Ich kann Ihnen den Trauschein zeigen, und die Erlaubniß des Fürsten, meine Tochter zu legitimiren. Sie sollen die offenbarsten Beweise bekommen, daß ich anfange, mein Unrecht wieder gut zu machen.

„Nun, das muß ich sehen! . . . Packe nur Säbel und Pistolen wieder weg, Hennig. Wenn's so ist, so soll mich Gott behüten, daß ich zürnen wollte, wo er bessert. Kommen Sie!“

Selenberg führte mit leichterem Herzen den Major in das Haus, und zeigte ihm die beiden Dokumente. „Das ist recht gut,“ sagte der Major; „aber lassen sie mich lieber Frau und Ihre Tochter sehen.“ Selenberg zukte die Achseln, und sagte mit anscheinender Aufrichtigkeit: ich habe geheirathet, um mein Unrecht wieder gut zu machen; allein ich darf auf das Glük, meine Frau bei mir zu haben, nicht hoffen. „Warum nicht?“ — Weil sie mich nicht liebt.

Der Major erwiederte: „hm! die Probe läßt sich bald machen. Schreiben Sie einmal ihrer Frau: sie möchte kommen. Ich will Ihr auch schreiben; sie kennt meinen Nahmen wohl. Und dann schikken Sie den Wagen mit meinem alten Hennig nach Waldengrund. Es kann ja von hier wohl kaum fünf Meilen seyn. Wir wollen doch sehen, ob die Schuld an Ihnen liegt, oder an der Frau.“

Selenberg war gefangen, und ärger als je. Noch heute erwartete er die angenehme Nachricht, daß der Tod ihn von dem schreklichen Grell, der sehr gefährlich krank lag, befreiet hätte. Er dachte darauf, sobald er diesen Mann nicht mehr fürchten dürfte, seine Verbindung mit Dorchen trennen zu lassen; jezt stand aber wieder der eben so schrekliche Major da, und drohete ihm, sie noch weit fester zu knüpfen. Selenberg machte allerlei Ausreden, doch immer mit so vieler Geschmeidigkeit, daß der Major nicht wieder in Zorn gerathen konnte. An das Duell dachte dieser jezt nicht mehr. Er nahm ganz freundschaftlich von Selenbergen Abschied, und erinnerte ihn nur noch einmal, sich Mühe zu geben, daß seine Frau bald zu ihm käme. „Sie kennen mich!“ sagte er mit Nachdruk; „lassen Sie mich nicht zum zweitenmale Sie besuchen!“

Hennig war gar nicht mit der Sanftmuth des

Majors zufrieden. Er erzählte brummend seinem Pferde: nun ist der Schurke entwischt! da hat mein Herr auch einmal einen dummen Streich gemacht! — „Das hab' ich nicht!“ sagte der Major; „sondern vielmehr etwas Gutes gethan. Mir fiel allerlei ein, woran wir nicht gedacht hatten. Erstlich war Karl da. Sieh, wenn ich bei einem das Strafamt übernehmen müßte, so wär' es doch bei dem; denn er ist meines Bruders Sohn, und Selenberg ein Fremder. Aber sag selbst: konnte ich mich wohl mit Karln schlagen? Siehst du, wenn das bei ihm nicht Recht ist, so kann es bei einem Fremden noch weniger Recht seyn. Und wenn Selenberg Grells Tochter geheirathet hat — soll ich denn ihren Mann zum Krüppel hauen?“ — Ja, sagte Hennig, das glaube wer will; ich nicht! Es ist eine Nothlüge von ihm. — Er fing an sich über die Sache auszubreiten, bis endlich der Major rief: „wir wollen bald wissen, was daran ist. Laß uns nach Waldengrund reiten!“ Sie wendeten die Pferde, und waren am Abend in Waldengrund. Der Major ging in das Haus, und, weil unten Niemand war, die Treppe hinauf. Da kam Dorchen mit verweintem, bleichem Gesichte aus einem Zimmer, und rang die Hände. Der Major redete sie an und nannte seinen Nahmen.

Sie sind es? Sie? sagte Dorchen, und ein

Strahl der Freude drang in ihre Augen. Sie führte ihn in das Zimmer, wo ihr Vater fast schon im Sterben auf seinem Bette lag. Hier ist der Herr Major von Halden! sagte Dorchen; und ihr Vater strekte ihm beide Arme matt entgegen. Nun, lispelte er, nun will ich gern aus der Welt gehen. Gott hat meinen Wunsch erhört. Schützen Sie meine Tochter gegen Selenbergen; ein Sterbender bittet Sie darum!

Der Major gab Grellen die Hand, und versprach ihm das mit einem feierlichen Eide. Dorchen mußte nun die Geschichte ihrer Verheirathung erzählen, weil ihr Vater vor Mattigkeit nicht konnte. Der Major sagte dann: „vielleicht ist er geneigt, Sie als seine Frau anzuerkennen. Auf alle Fälle werde ich Sie mit Ihrer Tochter zu mir nehmen, und Ihre Rechte gegen jeden vertheidigen.“ Diese wiederholte Versicherung beruhigte den sterbenden Vater aufs neue. Er reichte dem Major die Hand, blikte ihn dankend an, und — war nicht mehr.

Der Major konnte Dorchen, die jezt des Trostes so sehr bedurfte, nicht verlassen. Er blieb bei ihr, bis der Leichnam beerdigt war, und schlug ihr dann vor, mit ihm nach Sollingen zu gehen. Sie nahm das um so lieber an, da sie vor Selenbergs Verfolgung zittern mußte. In der nächsten

Stadt wurde nun eine Chaise gekauft. Dorchen gab manche Sachen, die sie nicht mitnehmen konnte, einer Köhlerfamilie zum Aufheben, verschenkte andere, und sezte sich dann mit ihrer Tochter in den Wagen.

Der Major hatte sie schon oft gefragt: „können Sie Sich denn nicht entschließen, bei Selenbergen zu leben? Es ist doch Ihre Pflicht, als Frau und als Mutter.“ Sie wußte weiter nichts darauf zu erwiedern, als daß es unmöglich wäre. „Nun freilich,“ sagte er, „müssen wir erst sehen, wie Selenberg denkt. Er soll um Sie bitten; nicht Sie um ihn.“

Der Major fuhr, ohne Dorchens Wissen, über Selenbergs Gut, das nicht weit aus dem Wege lag; hier hörte er aber, der Präsident sey nach der Residenz abgegangen, und entschloß sich, ihm dahin zu folgen. Als er nach zwei Tagen gegen Abend dort ankam, ließ er sich sogleich nach Selenbergen erkundigen, und erfuhr, daß der Herr Präsident morgen mit dem Hofe nach einem Lustschlosse gehen würde. Nun sagte er zu Dorchen: „ziehen Sie doch das beste Kleid an, das Sie haben.“ Sie glaubte, daß sie ihren Onkel Ahrens besuchen sollte, und wählte ein Kleid, das zwar sehr einfach, aber doch nicht ganz außer der Mode war, da sie es nach einem, das Emilie

in Waldengrund trug, gemacht hatte. Als sie mit dem Major im Wagen saß, nahm er ihre Tochter auf seine Kniee, liebkoste dem Kinde, und sagte: „Muth gefaßt, Dorchen! wir fahren zu Selenbergen!" Dorchen erschrak; aber der Major versicherte ihr seinen Schuz so zärtlich, daß ihr wirklich leichter wurde, und daß sie entschlossen sagte: ja, ich will ihm seine Tochter zeigen. Er ist ihr Vater, und mein Mann!

„So ist es recht, mein Kind! so ist es recht! . . . Und du Kleine? kennst du wohl deinen Vater noch?" — O ja. — „Nun, wenn wir in das Zimmer kommen, so lauf auf ihn zu, ruf: o mein Vater! und wirf dich vor ihm auf die Kniee." — Er unterrichtete die Kleine noch weiter in ihrer Rolle, und bei diesen Gesprächen kamen sie vor des Präsidenten Wohnung.

Selenberg war gleich nach des Majors Besuche auf seinem Gute, in die Residenz gereist. Er mußte, ehe er sich wieder von Dorchen los machen konnte, nothwendig wissen, wie der Fürst dazu gekommen war, sich ihrer anzunehmen; und er fürchtete, daß er nicht ohne Schleifwege seinen Zwek erreichen würde. Bald nach seiner Ankunft machte er Besuche, und sezte alle Menschen, die ihn mit vielsagendem Lächeln zu seiner Verheirathung Glük wünschten, durch sein noch mehr sa-

gen des Lächeln in Verlegenheit. Der ganze Hof wurde irre an ihm. Der Fürst selbst wußte nicht, was er aus Selenbergen machen sollte, da dieser gar nicht unzufrieden schien, und seine Abwesenheit vom Hofe mit Geschäften auf seinen Gütern entschuldigte. Er sah es übrigens sehr gern, daß der Präsident wieder da war; denn er konnte den Mann wegen seines großen Talents, Lustbarkeiten zu erfinden und anzuordnen, nicht entbehren.

Mit Einem Worte, niemand erfuhr bestimmt, wie es eigentlich mit Selenbergs Verheirathung wäre. Wurde er geradezu gefragt, so antwortete er lachend: wenn ich nur erst reden darf, der ganze Hof soll auf einen Monath in gute Laune kommen. Man wird lachen, und ich stehe dafür, nicht auf meine Kosten. — „Aber wo ist denn Ihre Gemahlin?“ — Meine Gemahlin? Sehen Sie, das ist eben das Lächerliche! Hier, dort, überall; und meine Tochter dazu. Haben Sie denn nichts von meiner Tochter gehört? Das sollten Sie doch! Denn das ist ja der Hauptspaß bei der Sache.

Schon am dritten Tage sagte man einander: Selenberg ist gewiß nicht verheirathet, und er wird am Ende uns alle auslachen. Eben das hatte Selenberg zum Endzwecke gehabt. Er wollte aus Furcht vor dem Major seine Heirath nicht ableugnen, aber sie auch nicht gestehen; und dabei

hoffte er, daß irgend ein Zufall ihn wieder von seiner Frau losmachen würde, ohne daß die Schuld auf ihn selbst fiele. Sein Verhältniß mit dem ganzen Hofe war bald wieder das vorige; und gerade an dem Abend, da der Major mit Dorchen und ihrer Tochter in der Residenz ankam, gab er ein Fete, an der selbst der Fürst und seine Gemahlin Theil nahmen.

Als der Major mit seinen Begleiterinnen aus dem Wagen gestiegen und in das Haus getreten war, wies ein Bedienter ihn die Treppe hinauf. Ein andrer Bedienter, der vor der Thür des Saales stand, wunderte sich zwar über die beiden sehr einfach gekleideten Damen, die nicht ganz so aussahen, als ob sie in die Gesellschaft gehörten; aber da ein Officier mit einem Orden sie führte, so öffnete er die Thür.

Der Major wäre beinahe wieder umgekehrt, als er im Saale so viele Menschen und so helles Licht sah; indeß er war nun einmal zu weit, um zurükgehen zu können. — So wie er in den Saal getreten war, hefteten die Nahestehenden ihre Augen auf die beiden sehr einfach gekleideten Frauenzimmer.

Wer kommt da? fragte der Fürst, der auf den ersten Blik nur die Damen, und nicht den Major,

bemerkte. Selenberg, der etwas blödsichtig war, eilte den Fremden entgegen. In dem Augenblicke, da er Dorchen erkannte, knieete die kleine Sophie schon vor ihm nieder, und sagte sehr laut: o, mein Vater, haben Sie Mitleiden mit Ihrer Tochter! Sogleich schloß die ganze Gesellschaft einen Kreis um Selenbergen und die Fremden. Elende Kreatur! rief Selenberg wüthend, und riß sich von dem Kinde los. Aber jezt erblikte er den Major, und blieb in einer Mitleid erregenden Gestalt, wie eine Bildsäule, stehen. Die Hände, mit denen er das Kind wegstoßen wollte, waren aufgehoben; und in dem bleichen, zu dem Major gewendeten Gesichte lag Beschämung, Angst und Schrecken. Der Major hatte sich bei dem Anblicke der zahlreichen, prächtig gekleideten Versammlung schon weit weg gewünscht, und würde einen Wink von Selenbergen gewiß befolgt haben; aber der Ausruf: elende Kreatur! gab ihm seine Fassung, und mit ihr seine zufahrende Hitze, wieder. „Elende Kreatur?" wiederholte er, und trat Selenbergen einen Schritt näher. „Ja, das weiß Gott! eine sehr elende Kreatur, deren Vater ein Unmensch ist!" Der Fürst trat heran, und der Major sagte: „nehmen es Ew. Durchlaucht nicht ungnädig. Wir haben von der Gesellschaft hier nichts gewußt; sonst wär' ich heute nicht gekommen. Aber da wir nun einmal hier sind, so kann ich es doch nicht

so gleichgültig anhören, daß ein Vater seine Tochter eine elende Kreatur nennt!“

Der Fürst lächelte, und schwieg. Mit jeder Sekunde stieg die allgemeine Verlegenheit; niemand wußte, was er sagen, was er thun sollte. Zu dieser Scene gehörte die Entschlossenheit, seine Leidenschaft, gleichviel ob Zorn oder Liebe, ausbrechen zu lassen; aber Selenberg stand, weil er diesmal den Kopf verloren hatte, wie verzweifelnd und mit niedergeschlagenen Blicken in der Mitte da. Dorchen war, blaß und ängstlich zitternd, mit ihrer Tochter zurük an die Thür getreten, und hatte nicht einmal Besinnung genug, zu gehen. Der Major würde mit seiner Hitze bald Leben in die Todtenstille gebracht haben, wenn ihn nicht der Gedanke, daß er Dorchens Spiel verderben könnte, zurükgehalten hätte.

Der Fürst besann sich zuerst wieder, und sagte: lieber Herr Major von Halden, die Damen werden Ruhe nöthig haben. Wahrscheinlich sind Sie eben erst angekommen. — Nun, Selenberg? fuhr er lächelnd fort: die Ueberraschung haben Sie gewiß nicht erwartet. Geschwind weisen Sie Ihren Gästen Zimmer an, wo sie sich erholen können. Aber eilen Sie! Ein Viertelstündchen will ich noch warten, ehe wir spielen.

Dieser Wink brachte Selenbergen zu sich selbst. Er bot Dorchen den Arm, verbeugte sich, und führte sie in ein benachbartes Zimmer. Sie ging mechanisch mit ihm; der Major folgte langsam und beschämt.

Selenberg warf sich, wie in Verzweiflung, auf den Sofa, und rief: ich möchte rasend werden! — „Rasend?“ fragte der Major, der jezt wieder anfing sich zu besinnen. „Kommen Sie, liebe Frau! komm du unschuldiges, verstoßnes, armes Kind! Ich will Euch aufnehmen. Ueberlaßt diesen elenden Bösewicht seinem Gewissen!“

Jezt sprang Selenberg in vollem Grimme auf: Herr Major, Sie sollen mich in meinem Hause nicht beschimpfen! Ich fordere Genugthuung. Ja, ich hasse diese abscheulichen Geschöpfe, und Sie dazu. Sie haben meine Ehre beleidigt. Morgen sehen wir uns wieder.

„Ja denn, morgen! Dann will ich dich vor dem Tode zittern lehren. Morgen sollst du mit mir an den Rand der Ewigkeit treten, vor den Richterstuhl Gottes!“ — Er führte Dorchen und ihre Tochter rasch zum Zimmer hinaus in den Wagen, und fuhr nach Hause.

Selenberg ging noch lange mit großen Schrit-

ten auf und nieder. Er war in diesem Augenblik erhizt genug, über die Drohungen des Greises zu lachen; und diese Stimmung gab ihm auch wieder so viel Muth, daß er in leidlicher Fassung zu der Gesellschaft gehen konnte. Alles saß schon beim Spiele. Man aß nachher, und die Gesellschaft ging aus einander, ohne daß jemand nur eine Bemerkung über die seltsame Scene gemacht hatte.

Endlich kam Selenberg zum ruhigen Ueberlegen. Seine Beschämung über einen solchen Eklat, und sein Zorn über den Major, erhielten seinen Muth noch immer in Feuer; aber am folgenden Morgen wurde er bleich, als er mit dem Gedanken an den furchtbaren Mann erwacht. Er sah ihn jezt mit flammenden Augen und blinkendem Säbel vor sich stehen, wie seinen Todesengel. Zum ersten male verwünschte er jezt seine Wollust, und dachte mit Zittern an den Tod. Schon sann er auf Mittel, dem Duelle zu entgehen, und war beinahe entschlossen, Dorchen zur Vermittlerin zu machen; als er aber mit seinen Vorsätzen noch hin und her schwankte, ging die Thür auf, und der Major trat bewaffnet in das Zimmer.

Selenberg suchte sich zu fassen. Er fing an zu sprechen, ließ ein Frühstük bringen, und ent-

schuldigte das gestrige Betragen mit seiner aufwallenden Hitze. Der Major sagte nur von Zeit zu Zeit: „es wird spät, Herr von Selenberg! Wollen Sie Sich nicht anziehen? Ich mache wichtige Geschäfte gern früh ab.“ Selenberg kleidete sich langsam an, und hielt dabei eine Vorlesung über die Raserei der Duelle; allein er merkte zulezt, daß der Major nicht einmal zuhörte.

Endlich war er fertig, so lange er auch gezögert hatte. Nun stand der Major auf, nahm seine Mütze, und ging. Selenberg folgte ihm mit langsamen Schritten, und sagte: ich muß doch erst satteln lassen! — „Ist schon besorgt,“ erwiederte der Major; „Ihr Pferd steht seit einer halben Stunde da.“ Er ritt mit Selenbergen nach einem abgelegenen Hölzchen, sprang da vom Pferde, und winkte seinem Hennig, es zu halten. „Hier, guter Gott, hier bin ich!“ sagte er laut. „Verzeihe, daß ich Wurm dein Richtschwert nehme!“ (Dabei zog er den Säbel). „Aber ich muß. Ein Mensch, der ein gutes Mädchen so schändlich verführt und ihre Eltern ermordet hat, der nun noch obendrein sein armes unschuldiges Kind verstößt: der ist nicht werth, daß ihn die Erde trägt. Seine Seele empfehl' ich deiner Barmherzigkeit.“

Selenbergen war schon jezt zu Muthe, als sollte er niederknieen, um enthauptet zu werden. Noch

bleicher wurde er aber, als der Major fragte: „ist es Ihnen nicht gefällig abzusteigen?“ Hennig hatte Mitleiden mit Selenbergs Angst, und sagte: Herr Oberstwachtmeister, lassen Sie doch den Herrn Präsidenten sich erst erholen. Er sieht ja aus, als ob er schon da läge! Dem könnte jezt ein Kind den Gnadenfang geben. — „Nun, ich hebe noch Zeit,“ erwiederte der Major, der sich ebenfalls des Mitleidens nicht erwehren konnte. Endlich stieg Selenberg ab, und mit Empfindungen, als sollte er in die Ewigkeit treten. —

„O Gott!“ sagte der Major, und blikte gen Himmel; „dein Auge sieht uns. Sey dem Sünder barmherzig und gnädig!“ — Bei diesen fürchterlichen Worten war Selenberg wie schon vernichtet. Er legte die Hand an seine Stirn, die mit Angstschweiß übergossen war, und schwankte. Sie wollen mein Leben! sagte er endlich mit bebender Stimme. Warum aber, da ich gern wieder gut machen will, was ich kann? Fordern Sie, Herr Major; ich räume Alles ein. Ja, ich will Dorchen als meine Gemahlin und das Kind als meine Tochter anerkennen.

Der Major sah ihn lange sehr ernsthaft an. Endlich sagte er: „nun, es sey darum! Ich habe hier nicht meinen Verdruß zu rächen, sondern Ihre Frau und Ihre Tochter zu vertheidigen. Aber

stehe ich so“ — er hob den blinkenden Säbel — „zum drittenmale vor Ihnen, dann wird kein Anerbieten Sie retten! . . . Sie wollen also Frau und Tochter anerkennen?“

Das will ich, so feierlich Sie es verlangen; selbst in Gegenwart des Hofes, wenn es seyn muß.

„Was Hof? Was hat der mit der Sache zu thun! Sie sollen Ihrer Frau und Ihrer Tochter nur ein hinlängliches Auskommen geben; zum Exempel das kleine Gut in der Mark.“

Selenberg bewilligte das sehr gern, und ritt nun sehr erleichtert wieder nach der Stadt. Unterweges bat er den Major, ihm seine Frau und Tochter zum Mittagsessen zu bringen. Jezt, da er seinen Kopf wieder hatte, behandelte er Dorchen mit der Artigkeit eines Hofmannes, der sich in sein Schiksal ergiebt, und freiwillig zu thun scheint, was er thun muß. Er nahm sogar seine Tochter einige male in die Arme, und liebkoste ihr. Nach Tische machte er die Abtretung des Gutes in der Mark gerichtlich. Dorchen wußte von der Scene am heutigen Morgen nichts; daher schien ihr Selenbergs Benehmen so edelmüthig, daß sie ihm keinen Vorwurf machen konnte, und bei der ganzen Verhandlung schweigend, mit Thränen in

den Augen da saß. Selenberg empfand jezt wirklich für sie und seine Tochter eine Art von Wohlwollen, das doch den Stachel seines Verdrusses ein wenig stumpfte. Gegen Abend, als Beide mit dem Major weggehen wollten, hatte er nicht den Muth zu fragen: wird meine Frau nicht bei mir bleiben? Man ging verlegen, doch mit Artigkeit, aus einander; und schon am folgenden Morgen ganz früh fuhr der Major mit der Frau von Selenberg nach Sollingen ab, das er in Kurzem heiter wiedersah.

Der Kreis der Freude vermehrte sich dort mit den Menschen, und die Hoffnung des Majors, daß auch Hennig und Seibold wiederkommen würden, wuchs mit jedem Tage. „Gebt Acht!“ sagte er mit frohen Blicken; „wir werden noch Alle glüklich! und auch du, Emilie!“

Man fuhr zusammen nach Mansleben. „Nicht wahr, Herr Graf,“ sagte der Major; „nun bekommt mein Hennig Ihre gute Tochter?“ Der Graf sagte zwar nicht ausdrüklich Ja, doch eben so wenig Nein; und Louise konnte sich die süßesten Hoffnungen machen.

Die Freude wurde immer größer, als man endlich bestimmt erfuhr, daß Karl und Selenberg zusammen auf Reisen gegangen wären und so bald

nicht wiederkommen würden. Selenberg hatte gleich nach der lezten Zusammenkunft mit dem Major seinen Abschied gefordert, um dem Hohnlächeln, das er befürchten mußte, auszuweichen, und war zu seinem Freunde Karl geeilt. Nun brauchten Emilie und Julie nicht mehr vor ihm zu zittern, was sie zeither noch immer gethan hatten, obgleich der Major ihnen oft versicherte, daß sie nichts von ihm befürchten dürften.

Jezt schrieb Louise an Hennigen, und ihre Feder war in die Flamme der Liebe getaucht, als sie ihn beschwor, so bald als möglich zurükzukommen. Der Russische Resident in der Hauptstadt versprach, den Brief zu besorgen.

Emilie war die Einzige unter den glüklichen Menschen in Sollingen, die nicht wieder heiter wurde, da durch alle Erkundigungen niemand etwas von Seibolden erfahren konnte. Selbst der Major fing an ein Unglük zu befürchten: „denn," sagte er zu seinem Alten, „er hätte geschrieben, wenn er . . . — noch lebte," wollte er hinzu sezzen; aber die Worte wurden ein tiefer Seufzer.

Eben jezt, da man in Sollingen und Ransleben noch oft voll Sorgen war, lag Hennig schon an dem Herzen seines geliebten Lehrers. Seibold hatte sogleich mit nach Ungarn marschiren müssen,

und war zu genau beobachtet worden, um nur noch einmal schreiben zu können. Sein Kummer, seine Sehnsucht machten ihn krank, und endlich kam er mit andern Halbkranken an die Türkische Gränze. Hier wurde er eingestellt, und erwarb sich durch seine Kenntnisse bald die Achtung seines Kapitains, der ihn dann in Kurzem zum Unterofficier ernannte, und ihm auch Hoffnung machte, daß er höher steigen sollte. Er war nicht ausgezeichnet brav, aber auch nicht feigherzig, und wegen seiner kalten Entschlossenheit überall zu gebrauchen.

Bei Munkatsch sollte ein kleines Corps von Russen und Oestreichern zusammen gezogen werden. Das Loos traf eben das Regiment bei welchem Seibold stand, und es marschirte über das Gebirge an das Ufer des Niester, wo man Vorposten ausstellte, um die Streifereien der Türkischen leichten Truppen zu verhüten. Eines Tages wurden die Russischen Vorposten im Walde, längs dem Flusse weiter hinauf, überfallen, und es entstand Lärm. Der Oestreichische Befehlshaber schikte einige Freiwillige dahin, und mit ihnen mußte auch Seibold gehen. Schon zogen die Russen sich fliehend zurük, und die Türken folgten ihnen; doch das Gefecht erneuerte sich, als die Oestreicher nach und nach herankamen. Auch jezt waren die Türken noch zu stark, und um-

schwärmten auf ihren flüchtigen Pferden die Feinde von allen Seiten. Das Gefecht mußte sich also in mehrere kleinere zertheilen. Seibold zog sich mit einigen Soldaten in das Gebüsch, um dem Feinde in den Rücken zu kommen. Auf einmal sah er zwei Türken gegen einen Russischen Officier fechten, der schon verwundet war, und sich nur noch schwach vertheidigte. Er eilte hinzu; aber seine Leute folgten ihm nicht, weil so eben auch sie von Feinden angesprengt wurden. Seibold schoß. Die beiden Türken wendeten um, und in diesem Augenblik sank der Russische Offcier ermattet vom Pferde.

Jezt hörte Seibold von allen Seiten das fürchterliche Angriffsgeschrei der Türken, und neben ihm wurde gerufen: zurük, zurük, wir sind verloren! Schon wollte er wieder in den Wald; aber er bemerkte, daß der Russische Officier eine Bewegung machte und einen Seufzer ausstieß. Nun sprang er hinzu, rüttelte ihn, und goß ihm etwas Branntwein auf die Lippen. Endlich schlug der Officier die Augen auf. Seibold deutete ihm durch Zeichen an: er möchte sich retten. Als der Offcier sich mit Mühe aufgerichtet hatte, führte Seibold ihn in das dikste Gebüsch, und sezte ihn an einem Baume nieder. Nun hieb er mit seinem Pallasch Strauchwerk ab, um den Ort, wo der Russe lag, noch mehr zu verstecken; und so oft er Menschen

hörte, ging er selbst wieder in das Gebüsch zurük.

Der Lärm verlor sich endlich in die Ferne hin. Jezt kam Seibold zu dem Russen, der bleich und mit Blut bedekt da saß, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er seine Wunden (einen Hieb über den Kopf, und einen andern in den Oberarm verbinden wollte. Er that es, so gut er konnte. Der Russe drükte seinem Retter die Hand, und schlief dann vor Erschöpfung ein.

Seibold fand auf dem Kampfplatze den Dollman und den Turban eines gebliebenen Türken, und auch einen Mantel. Das Alles brachte er seinem Russen, um ihn damit zu bedecken. Jezt war es Abend. In der Nacht spürte Seibold umher, ob er nicht irgendwo einen Russischen oder Oestreichischen Posten finden könnte; aber er merkte von fern nichts als Türken, und kam beinahe ohne Hoffnung wieder zu seinem Russen, der noch immer in tiefem Schlafe lag. Endlich erwachte der Russe. Seibold hatte den Einfall, ihn Französich anzureden, und bekam zu seiner Freude Antwort in eben der Sprache. Er brach aber das Gespräch sogleich wieder ab, damit der Kranke nicht noch mehr ermatten möchte.

Sie genossen etwas von dem Brode, das Sei-

bold noch hatte, und nahmen sich vor den ganzen Tag über hier zu verweilen, die künftige Nacht aber längs dem Niester hin zu gehen, wodurch sie nothwendig nach Czerwonogrod kommen mußten. Am Tage hielten sie sich ganz still, und aßen einige Wurzeln, die Seibold gefunden hatte. Als die Nacht einbrach, gingen sie längs dem Flusse hin durch dicken Wald und Sumpf. Der Russe stüzte sich dabei auf Seibolden, der mit der größten Geduld alle Unbequemlichkeiten übernahm, die Dornen im Wege niederhieb, und von Zeit zu Zeit einen Ruheplaz aufsuchte, wo sein Kranker sitzen konnte.

Am folgenden Morgen recognoscirte Seibold die Gegend, und fand alles sicher. Nun suchte er an irgend einen Ort zu kommen, wo Nahrungsmittel wären. Er ging allein, und fand endlich die Hütte eines Polen oder eines Moldauers; denn die Kleidung des Bewohners war aus den Trachten beider Nationen zusammengesezt. Dieser Mann ging mit Seibolden, und half den Russen nach seiner Hütte führen. Er nahm die Fremden mit Gastfreundschaft auf, theilte ihnen mit, was er hatte, einige gedörrte Fische, und ließ seine Tochter ein Lager von Baumblättern bereiten. Seibold gab ihm zu verstehen, daß sein Gefährte verwundet wäre. Nun bekreuzte sich der Mann, und nannte den Nahmen Maria,

um zu sagen, daß er ein Christ sey, und daß er ihnen helfen wolle.

Das war in der That sehr nöthig; denn der Weg hatte den Russen so angegriffen, daß er ein heftiges Fieber empfand, ehe er sich noch auf das Lager niederlegen konnte. Seibold wollte ihm nun die Wunden ordentlich verbinden. Das Mädchen sah ihm erstaunt und mitleidig zu, gab ihm zu verstehen, daß er warten möchte, und lief aus der Hütte. Nach einer Viertelstunde kam sie mit einer Menge Kräuter und Wurzeln wieder, und käuete einen Theil, um den Kranken damit zu behandeln. Seibold trug Bedenken, ob er das zugeben könnte. Der Alte kreuzte sich aber einmal über das andre, nahm ein Beil, machte die Bewegung des Holzhauens, und zeigte dann triumphirend auf seine Tochter. Seibold verstand sehr leicht, daß der Mann sagen wollte, er habe sich ins Bein gehauen, und sey von seiner Tochter geheilt worden; indeß schüttelte er noch immer den Kopf. Nun warf das Mädchen sich vor dem Kranken nieder, sprach sehr eifrig, und legte die Hand auf die Brust, als ob sie versicherte.

Der Russe sagte endlich zu Seibolden: lassen Sie dem Mädchen seinen Willen. Sie wusch nun die eine Wunde, und legte ihren Umschlag von Kräutern und Wurzeln auf. Als der Russe zu

verstehen gab, daß es kühlte, tanzte sie umher, und küßte seine Hände. Die Kopfwunde behandelte sie eben so. Aber vorher machte sie eine Oeffnung im Dache auf, um ein wenig Licht in die finstre Hütte, oder vielmehr nur auf das Lager des Kranken, zu bringen; und ihrem Vater sagte sie: er möchte die Haare auf dem Kopfe des Verwundeten so viel als nöthig abscheeren.

Nun ging das Mädchen weg, um Wasser zu holen und damit das Blut aus dem Gesichte des Kranken zu waschen. Während dessen schrieb dieser mit Thränen in den Augen etwas in seine Schreibtafel, reichte sie dann Seibolden hin, und sagte mit matter Stimme, noch immer Französisch: „sterbe ich, so bestellen Sie das. Sie werden es nicht bereuen.“ Seibold versprach ihm, seinen Auftrag zu besorgen, und ging nun, weil eben das Mädchen wiederkam, hinaus, um seine mitleidige Thränen nicht länger unterdrücken zu dürfen. Nach einer Weile sah er die Adresse an, die sein Russe ihm aufgeschrieben hatte; und er wurde bleich, als er las: à Monsieur le Major de Halden à Sollingen, prés de ***. Jezt erkannte er auch die Hand. Wer weiß seinen Schmerz, sein Entzücken zu schildern! Es war Hennig, den er gerettet, es war Hennig, mit dem die Vorsehung ihn in dieser fernen Gegend zusammen geführt hatte! — Er sank mit lautem Schluchzen auf die Kniee, und

konnte kaum noch die Schreibtafel in den zitternden Händen halten. Als er endlich wieder in die Hütte gehen wollte, kam das Mädchen heraus, und winkte ihm: er möchte still seyn, der Kranke schliefe.

Mit überwallender Freude drükte Seibold das Mädchen an seine Brust, und rief: „es ist Hennig! es ist mein Freund, mein Geliebter! Sieh hier, hier!“ Er hielt dem Mädchen die Schreibtafel hin. Sie legte ihm die Hand auf den Mund, zeigte auf die Hütte, und machte die Augen zu.

Seibold besann sich endlich. Er las nun mit schmerzlichem Entzücken den Brief, den Hennig schon früher an seinen Oheim geschrieben, und zu dem er jezt mit Bleistift einige Zeilen hinzugesezt hatte, worin er Abschied nahm, seinen Retter, den edeln Ungarn, empfahl, und auch Louisen Lebewohl sagte. Mit gefaltenen Händen dankte Seibold dem Himmel, daß der Zufall ihn in ein so fernes Land geführt hatte. Auch das Mädchen fiel, als sie das sah, auf die Kniee, und betete.

Seibold bedachte jezt, daß er Hennigen noch nicht sagen dürfe, wer er sey, weil ihm die Freude sonst schädlich seyn könnte. Wie es zugegangen war, daß sie einander nicht schon früher erkannt hatten, sah er bald ein. Hennigs Gesicht war von

Blut entstellt, und Seibold selbst in dem Feldzuge braun und mager geworden. Die Kleidung und die Entfernung von dem Vaterlande trugen ebenfalls dazu bei, sie einander unkenntlich zu machen. Wenn sie nun auch dunkel Aehnlichkeit mit einer ihnen schon bekannten Stimme zu bemerken glaubten — wie war nur daran zu denken, daß Hennig bei den Russen, und Seibold bei den Oestreichern wäre? Und gesprochen hatten sie seit ihrem Zusammentreffen nur einzelne Worte in einer fremden Sprache.

Leise kroch Seibold nun durch die niedrige Thür in die Hütte, und machte die Oeffnung im Dache wieder auf, um seinen Hennig deutlicher zu sehen. Jezt, da kein Blut mehr das Gesicht entstellte, erkannte er auch dessen Züge. Er warf sich leise an dem Lager nieder, und hatte Mühe, sein Schluchzen zu unterdrücken. Das Mädchen sah ihm mit gerührten Blicken zu. Sie legte die Hand auf seine Schulter, und schien fragen zu wollen: warum er solchen Theil an dem Jüngling nehme? Seibold zeigte erst auf Hennigen, dann auf sein Herz, und drükte die Hände wie in einer Umarmung zusammen. Das Mädchen machte allerlei freudige Bewegungen, als ob sie ihn verstände. Ihr Vater kam eben herein. Sie zeigte mit Thränen in den Augen auf ihn und sich, legte des Vaters Hand auf ihren Kopf, und wies dann auf

Seibolden und Hennigen, als ob sie fragen wollte: bist du sein Vater? Als Seibold mit dem Kopfe nikte, erzählte das Mädchen dem Alten mit großem Eifer, wahrscheinlich, daß hier der Vater den Sohn wiedergefunden hätte. Nun lief sie weg, und kam nach einiger Zeit sehr fröhlich mit Früchten, Blumen und einem Hasen, den sie geschossen hatte, wieder. Sie bereitete den Hasen zu, und brachte Milch von einigen Kühen, die zu der Hütte gehörten; kurz, sie traf Anstalten, dieses glükliche Zusammentreffen durch ein Fest zu feiern.

Seibold merkte bald, was das gutherzige Mädchen wollte; denn sie fing sogar an sich zu putzen. Er bezeugte ihr seine Dankbarkeit, und gab ihr einige Geldstücke, einen Kamm, ein Messer, eine Scheere, die er bei sich hatte. O Gott! dachte er mit gen Himmel gerichteten Blicken: so giebt es auch in den ödesten Wildnissen Menschen, die dein Gesez erkennen und ehren! Endlich schlug Hennig die Augen auf. Seibold wendete sich sogleich ab; aber nun knieete das Mädchen zu Hennigen nieder, und schien ihm begreiflich machen zu wollen, daß hier sein Vater wäre. Sie zog Seiboldeen herbei, wurde böse, als er das Gesicht noch immer abwendete, und gab ihm seine Geschenke zurük. Seibold drang sie ihr wieder auf, und sagte Deutsch: gutes, liebes Mädchen! Schnell wendete Hennig den Kopf zu ihm. „Sie sprechen

Deutsch?" — Seibold bejahete. „O Gott! welche Freude!" rief Hennig, und es goß sich Farbe über seine Wangen. „Auch ich bin ein Deutscher." Er reichte Seibolden mit einer zärtlichen Bewegung die Hand hin. „O mein Retter! mein Wohlthäter!" Seibold wendete sich ab, um seine tiefe Rührung zu verbergen. Aber das Mädchen drehete ihn zu Hennigen um, und bat, wie es schien, er möchte sich doch endlich nennen. Hennig blikte seinen Retter verwundert an, und hielt ihm beide Arme hin. Nun widerstand Seibold nicht länger. Er warf sich an die Brust seines Freundes, und rief, sich vergessend: o, du geliebter Jüngling! — „Seibold! Seibold!" rief Hennig; der ihn den Augenblik an diesem Tone erkannte. Er wollte aufspringen; aber er sank bleich auf sein Lager zurük. Doch bald drangen aus seinen Augen, die starr auf Seibolden gerichtet bleiben, Freudenthränen hervor. Nach und nach kam wieder Farbe in sein Gesicht, und Kraft in seine Muskeln, daß er sich aufrichten konnte. Jezt schloß Seibold ihn in seine Arme, an sein Herz. Ihre Thränen mischten sich; Seufzer, Liebkosungen und Töne des Entzückens drangen aus ihren Lippen. Das Mädchen tanzte im frohem Taumel umher, und der Alte betrachtete das Schauspiel mit freudigen Blicken.

Die Freude war Hennigen nicht schädlich, son-

dern goß neue Kraft in seinen Körper. Er lehnte sich an die Wand, und nun erzählten Beide einander ihre Begebenheiten unter immerwährenden Liebkosungen und zärtlichen Thränen. Seibold fing schon am folgenden Tage wieder an, in der Nachbarschaft zu untersuchen, ob sie auch sicher wären. Weit und breit war alles ruhig, und in der öden Gegend weder Feinde noch Freunde zu sehen. Nun beschloß Seibold, hier die Wiederherstellung seines Freundes abzuwarten.

Eines Tages kam der Alte nach Hause, und seine beiden Gäste sahen ihm an, daß er ihnen eine Nachricht zu geben hatte. Seibold glaubte schon, es wären Feinde in der Nähe; aber das Mädchen brachte ihn bald aus seinem Irrthume, und machte deutlich, was ihr Vater wollte. Sie sezte dem Alten Hennigs Russisches Kasket auf, und hängte ihm Seibolds Mütze mit der Oestreichischen Chiffer an, so daß er, wie nun leicht zu begreiffen war, die beiden christlichen Mächte vorstellen sollte. Nun sezte sie den Turban auf, den Seibold neulich auf dem Kampfplatze gefunden, und aus Vorsorge mitgenommen hatte. Dann focht sie mit ihrem Vater eine Zeitlang. Endlich stekten Beide die Degen ein und gaben einander die Hände. Nun verstanden Seibold und Hennig, was ihnen in der That die allerwichtigste Nachricht war, daß der Friede zwischen den feindlichen Mäch-

ten geschlossen sey. Ihrer Rükreise lag jezt weiter nichts im Wege, als Hennigs Wunden; doch die Kräuter des Mädchens thaten ihm sehr gute Dienste, und er war in einigen Wochen vollkommen wieder hergestellt.

Seibold und Hennig wußten zu ihrem Kummer nicht, womit sie ihren Wirth und seine Tochter für die so wichtige Dienste belohnen sollten. Beide gaben sich große Mühe, ihnen den Wunsch anzudeuten, daß sie mit nach Deutschland reisen möchten; aber es war vergeblich. Endlich erkundigten sie sich, ob nicht in der Nähe ein Dorf sey. Als der Vater es bejahete, baten sie ihn und die Tochter, sie dahin zu begleiten. Nach einigen Stunden hatten sie das Dorf erreicht, und zu ihrer großen Freude fanden sie darin einen Juden, der Deutsch genug verstand, um ihr Dolmetscher seyn zu können. Hennig ließ durch den Juden seinem Wirthe vorschlagen, ihn mit seiner Tochter nach Deutschland zu begleiten, wo er für ihr Glük sorgen wollte.

Nun entstand eine sehr rührende Scene. Das Mädchen sprach sehr eifrig mit dem Juden, und er sagte dann mit Lächeln: sie bäte die beiden Herren, in ihrer Hütte zu bleiben; dann wollte sie fischen, jagen, und alle andre Arbeit für sie verrichten. Hennig und Seibold mußten das frei-

lich ablehnen; aber sie schlossen das gutherzige Mädchen in ihre Arme, und versicherten sie mit Thränen und Küssen ihrer zärtlichen Dankbarkeit. – Sie ließen nun den Alten fragen, was sie für ihn thun könnten; und er antwortete: sie sollen sich unser zuweilen erinnern. Beide wußten nun gar nicht mehr, wie sie ihren gütigen Wirth und seine Tochter belohnen sollten. Der Jude, der die Bedürfnisse dieser Naturkinder besser kannte, half ihnen aus der Verlegenheit. Einige Louisd'or, sagte er, wären hinlänglich, diese Menschen reich und glüklich zu machen. Man gab ihm Geld, und er kaufte in dem Dorfe eine trächtige Kuh, eine Säge, einige Beile, und noch andre unentbehrliche Hausgeräthe.

Er selbst handelte mit Kleidungsstücken und Puz für diese Menschen. Hennig kaufte beinahe seinen ganzen Kram, und schenkte ihn seinen Wohlthätern. Dann wechselte er von dem Juden eine Anzahl Dukaten, und schlug Löcher hinein, zog sie auf eine Schnur von seiner Uniform, und hängte sie dem Mädchen mit Liebkosungen um den Hals. Sie hüpfte und jauchzte vor Freude. Der Jude sagte den beiden Deutschen: sie wäre vollkommen glüklich; denn nun könnte sie einen jungen Menschen in dem Dorfe, den sie liebte, heirathen.

Diese Scene zog Menschen herbei, und endlich auch den Geliebten des Mädchens. Sie hüpfte ihm entgegen, zeigte ihm die Reihe Dukaten, die Kuh, die Säge, die Beile, den Puz: und die Verbindung war den Augenblik geschlossen. Dann eilte das Mädchen von der Brust ihres Geliebten an Hennigs, an Seibolds Brust. Beide konnten sich erst spät aus den Armen dieser gutartigen, genügsamen Naturmenschen losreissen, und gingen dann mit dem Juden, der ihnen die Nachricht von dem Frieden bestätigt hatte, den Weg nach Halicz. Der Jude, der schon seit dreißig Jahren in diesen Gegenden handelte und alle Wege kannte, führte sie über die Quelle der Weichsel bis nach Krakau; und überall fanden sie dieselbe Gastfreundschaft, wie in der Hütte ihres Alten.

In Krakau schrieb Hennig an den Chef des Russischen Regiments, unter welchem er gestanden hatte, um seinen Abschied, und kaufte für sich und Seibold bürgerliche Kleidung. Dann fuhren sie nach Neiße, und von da nach Dresden. Als sie auf der lezten Station vor dieser Residenz bei ihrer Mahlzeit mit Ungeduld auf Pferde hofften, kam gerade eine Extrapost von dorther an, und es sprangen zwei Reisende aus dem Wagen. Der eine — es war Selenberg — grüßte, als er in das Zimmer trat, die beiden Fremden nachlässig, ohne sie zu erkennen. Der andre, Karl, sprach

noch in der Thür mit dem Posthalter. Jener wendete sich um, und sagte; das war für Dresden lange genug, Halden. Nun aber auch schnurgerade nach Wien! Du sollst sehen, wie glüklich wir dort seyn werden; der Friede müßte uns denn Seibolden auf den Leib hetzen!

Er wird ja nicht! erwiederte Karl spöttisch lächelnd. — „Er wird!“ rief Hennig, und sprang auf; „er wird! Da sizt er!“ Karl erkannte seinen Bruder und Seibolden, und wurde bleich vor Schrecken. Auch Selenberg erschrak; doch faßte er sich bald wieder. Sieh da, Herr von Halden! Willkommen in Deutschland! — Willkommen! wiederholte Karl ganz leise. — Ich bitte dich, ruhig! flisterte Seibold seinem Freunde zu; und Hennig sezte sich, um weiter zu essen. „Eine Frage,“ hob Hennig wieder an, der keine Briefe aus Sollingen bekommen hatte: „lebt mein Onkel noch?“ — Ja! — „Und Emilie?“ (Seibold erröthete.) — Ist in Sollingen, antwortete Karl verdrießlich. — „Und die Gräfin Espenbruch?“ fragte Hennig zitternd. — Ich bin schon lange von Hause weg. — „Was du auch denken magst,“ sagte Hennig, und trat auf seinen Bruder zu: „ich bitte dich, antworte deutlich! Ist sie — verheirathet?“ Karl antwortete mit finstern hämischen Blicken: in der That, das kann ich nicht bestimmt sagen. So viel weiß ich, daß ihre Hoch-

zeit einige Tage vor meiner Abreise angesezt war.

Hennig wurde bleich, und heftete die traurigen Blicke auf seinen Bruder. Dann wendete er sich zu Seibolden, und fiel ihm mit Zittern um den Hals. Karl lächelte; aber die Hölle tobte in seiner Brust, und er mußte bald die scheuen Blicke zu Boden schlagen. Seibold faßte ihn scharf ins Auge, und sagte: also nur angesezt! nicht vollzogen! — „Ist das eine Lüge, Karl,“ rief Hennig; — „du gießest mir höllisches Gift in die Seele; — aber ist es eine Lüge, so dir der Himmel gnädig!“

Du wirst zu Hause erfahren, daß es so ist. Ihr Hochzeitstag war angesezt, als ich abreiste.

„O!“ sagte Hennig mit Schmerz; „wäre ich doch in unserer Hütte am Ufer des Niester! Uns fehlte da nichts! was die Natur bedarf; und Herzen hatten diese Menschen! Herzen!“ Karl ging während dieser Apostrophe hinaus, und trieb den Postmeister Pferde zu schaffen. Die Vorstellung des Glückes, das seinen Bruder erwartete, erregte ihm den bittersten Verdruß. Er fühlte (und das war die Strafe seiner schändlichen Handlungen), daß er mit allem seinem Hasse, mit aller seiner Bosheit das Glük seines Bruders nur er-

höhet hatte. Seine Phantasie zeigte ihm den Augenblik, da Seibold und Hennig in Emiliens und Louisens Arme sinken und alle durch Liebe glüklich seyn würden. Schon dachte er auf ein Mittel, dies Glük noch einmal zu stören; aber er sah keine Hoffnung, daß es ihm gelingen könnte. Mit heimlichen Verwünschungen gegen Selenbergen und sich selbst stieg er in den Wagen, und konnte fürs erste gar nicht wieder in die vorige Stimmung kommen.

Auch die beiden Andern fuhren endlich ab. Hennig verwarf alle Hoffnungen, die Seibold ihm geben wollte, als die leeresten Träume; und so kam er der Gegend, die nun keine Freude mehr für ihn hatte, immer näher.

In Sollingen fühlte man sich jezt nicht weniger unglüklich. Der Russische Resident in der Hauptstadt hatte von dem General, dem er Hennigen empfohlen, einen Brief mit der Nachricht bekommen, daß der junge Halden wahrscheinlich geblieben wäre. „Man hat zwar,“ schrieb der General, „seinen Körper nicht gefunden; aber an Gefangenschaft ist bei einem so blutgierigen Volke, wie die Türken, nicht zu denken.“ Der Resident theilte dem Kammerherrn die traurige Nachricht mit, freilich, um nicht alle Hoffnung

auf einmal zu vernichten, mit dem Zusatze: daß sein Sohn vielleicht nur in Gefangenschaft wäre.

Der Kammerherr schüttelte den Kopf, als er den Brief gelesen hatte, gab ihn dann seiner Frau, und ging in sein Kabinet, um dem guten Sohne heimlich einige Thränen zu weinen. Du bist dahin, armer Hennig! sagte er klagend. Ich habe dich nie gehaßt, mein Sohn! Nur deine Mutter that es! Und du warst doch besser, als dein Bruder. Ach, im Himmel wird es deine Mutter mir doch nicht wehren, dich Sohn zu nennen, dich an meine Brust zu drücken, und dir zu sagen, daß ich dein Vater bin! Guter Hennig! ich habe eben so wenige glükliche Tage gehabt, wie du; und noch weniger; denn dich liebte doch dein Oheim, mein ehrlicher Bruder; aber wer hat mich geliebt? . . . Wollte Gott, ich wäre mit dir im Grabe! Ich bin ihnen so gut zur Last, wie du, armer Hennig! — So beklagte der Vater ganz in der Stille seinen unglüklichen Sohn; aber er troknete sich sogleich die Augen, und trat zu seiner Kanarienhecke, als er seine Frau an ihrem Gange hörte.

Es war jezt ein sonderbares Gemisch von Empfindungen in der Seele der Kammerherrin: nicht eigentliches Mitleiden, und eben so wenig Betrübniß; sondern vielmehr eine Art von Angst, ein

peinliches Bewußtseyn ihrer Mitschuld an Hennigs Tode, das ihr Thränen in die Augen drängte. — Aber welche Mittel hat der Mensch nicht, sein moralisches Gefühl zu entstellen! Die Frau fühlte Gewissensbisse; allein sie befreiete sich davon mit dem Ausrufe: er verdient zwar keine Thränen; aber er war doch mein Kind! Sie nannte ihre Angst: Betrübniß; das Gefühl ihrer Schuld: Mitleiden; und dabei hatte sie den unmenschlichen Gedanken: o, wenn er nur nicht gefangen ist! sonst könnte er einmal wiederkommen!

Als der Kammerherr den weinerlichen Ausruf: der arme Hennig! hörte, wendete er sich von den Kanarienvögeln ab, und blikte seine Frau an, um zu sehen, ob es ihr Ernst mit dieser Klage wäre. Sie fuhr ihn an: o, du bist doch bei Allem kalt und gefühllos! Ich glaube, auch Karl könnte sterben, und du würdest kein Wort dazu sagen.

„Ach, liebe Frau," erwiederte er, und seine Thränen brachen unaufhaltsam hervor: „darf ich denn um meinen unschuldigen, lieben, guten Sohn weinen? Gott gebe, daß es wahr seyn mag, was der Resident schreibt: daß er vielleicht gefangen seyn kann! Wenn er wiederkäme; ja mit Freuden wollten wir ihn aufnehmen, und das Unrecht, das wir ihm thaten," . . .

Unrecht? Was sprichst du für aberwitziges Zeug! Hat er es besser haben wollen? Warum läuft er zu den Türken! Todt ist er, das sollst du sehen! Und käme er wieder . . . Jezt können wir um ihn weinen; aber wenn er wieder käme — Nein, er kommt auch nicht wieder, gewiß nicht!

Der Kammerherr wendete sich ab; faltete die Hände, und schwieg. Mich soll nur wundern, fing seine Frau in einem triumphirenden Tone wiewieder an, was die alberne Gräfin sagen wird, wenn sie es erfährt! Ich will noch erleben, daß sie an Karln denkt! Sollten sie es wohl in Sollingen noch nicht wissen? Höre, lieber Mann, da doch der Major Hennigen hat wollen Kindestheil geben — könnten wir das nicht jezt als Hennigs Erben fordern? Ja, wenn Karl todt wäre, da würde der Major lachen!

„Das würde er nicht; gewiß nicht! Ich kenne meinen Bruder. Er ist jezt betrübt, und ich bin es auch. Ach, liebe Frau, es war ja unser, nicht des Majors Sohn.“

Sie warf einen finstern Blik auf ihren Mann. Dein Bruder mag weinen oder lachen, das gilt mir gleich. Aber vertheidigen sollst du ihn nicht; das hat er nicht an uns verdient!

Die Frau Kammerherrin wünschte sich nun eine Gelegenheit, die Nachricht von Hennigs Tode so bald als möglich nach Ransleben und Sollingen zu schaffen; und zu ihrer Freude erfuhr sie, daß gerade ein Bauer aus Ransleben in Moorberg war, und noch diesen Abend wieder dahin zurük gehen wollte. Sie schikte sogleich einen Domestiken ab, der dem Bauer, wie im Vorbeigehen, die Nachricht sehr umständlich mittheilen mußte.

Das alte Fräulein kam früh Morgens zu Louisen auf das Zimmer. Hm! hm! fing sie an, und konnte keine Worte finden. Hm! hm! hob sie noch einmal an, und sah Louisen bedenklich ins Gesicht. „Was ist denn?“ fragte Louise, und stand ohne große Unruhe auf; denn seitdem die Nachricht von dem Friedensschlusse angekommen war, hatte sich ein Theil ihrer Angst um den geliebten Hennig verloren. „Was ist denn, liebe Cousine?“

Ich habe Ihnen etwas zu sagen, brachte das Fräulein ängstlich hervor. Aber Sie müssen mir vorher versprechen, daß Sie Sich fassen wollen. — Auf einmal war Louisens Gesicht mit Todtenblässe bedekt; sie wankte, und schrie fürchterlich auf. Auch das Fräulein schrie, und sagte dann: Mein Gott, liebes Kind, erholen Sie Sich! — „O was ist? was ist?“ rief Louise, und hängte sich zitternd an des Fräuleins Arm. —

Wenn Sie nicht ruhig sind, antwortete das Fräulein noch ängstlicher, so sag' ich gar nichts. — „Ich bin ja ruhig!" erwiederte Louise, und warf sich, die Hände ringend, auf einen Stuhl. „Nun?"

Es geht ein Gerücht, aber nur ein Gerücht. Vielleicht ist es auch wohl nicht wahr; denn es wird viel gesprochen . . .

„O, um Gottes Barmherzigkeit willen! Was ist es? Sagen Sie! — Ist er todt?" — Ach, Halden ist todt!

Eine solche Wirkung hatte das Fräulein nicht vermuthet; sie stand leichenblaß da, und bereuete ihren Schritt. Louise legte jezt die Hand an die Stirn, und sank mit einem schmerzlichen Ausruf in Ohnmacht. Das Fräulein klingelte heftig. Die Jungfern kamen, und schrieen so laut, daß auch der Graf herbei eilte. Die Hände ringend, jammerte das Fräulein: Halden ist todt, und nun stirbt die Gräfin auch! Sie erzählte dem Grafen, daß Haldens Eltern von dem Russischen Residenten einen Brief bekommen hätten, worin ihnen Nachricht von Hennigs Tode gegeben würde. Louise war jezt wieder zu sich selbst gekommen, und hörte diese unglüklichen Worte. „Also todt!" sagte sie mit jammernder Stimme. — Von wem wissen Sie das, Cousine? fragte der Graf. — Das

Fräulein nannte ihre Quelle. Es ist nicht wahr! versicherte der Graf; und Louise hing an seinem Halse mit der furchtbar heftigen Frage: „gewiß nicht?“ Gewiß nicht! sagte der Graf; „sonst hätten wir schon längst Nachricht von dem Major.“

Kaum war das Wort „Major“ aus seinem Munde, so flog Louise an die Thür, die Treppe hinunter, und rief: „den Wagen! O, um Gottes willen, den Wagen!“ — Der Kutscher eilte, und wer nur in der Nähe war, half ihm. So wie man angespannt hatte, sprang Louise hinein, ohne sich darum zu kümmern, daß sie im Nachtkleide war, und rief: „nach Sollingen! um Gottes willen, geschwind!“ Der Wagen rollte weg, ehe der Graf es noch hindern konnte. Aber, sagte der Graf sehr unmuthig: im Nachtkleide! Ich wollte, Fräulein, Sie wären mit Ihrer Botschaft, wer weiß wo! Das wird mich zum Gespötte der ganzen Gegend machen. Im Nachtkleide!

Louise rief sehr oft aus dem Fenster: „fahrt zu, Kutscher! fahrt zu, um Gottes willen!“ Laut jammernd stieg sie in Sollingen aus dem Wagen, und die Hände ringend stürzte sie die Treppe hinauf. Der Major und Alle kamen ihr auf dem Saale entgegen. Sie warf sich, ohne reden zu können, halb ohne Bewußtseyn, dem Major in die Arme, riß ihn an den Schultern,

und drükte sich fest an ihn. „Liebes Kind,“ sagte der Major erschrocken: „erholen Sie Sich! Herr Gott, was ist denn?“ — Mein Halden ist todt! rief endlich Louise, und sank in des Majors Arme. Er konnte sie nicht mehr halten: so bebte er; und sie sank in die Arme seiner Gattin. „Todt!“ sagte er endlich. „Todt!“ wiederholte er langsam, und beugte sein Gesicht auf die Brust. „Hennig todt!“ sagte er noch einmal, sank auf einen Stuhl, und sah in tiefem, stillem Schmerze vor sich hin. Dorchen führte Louisen zu dem Sofa; Emilie suchte den Major zu beruhigen, so trostlos sie auch selbst war. Er wies sie, seine Gattin und seine Tochter von sich, und seufzte dann nach einer langer Pause: „ich bin ein Wurm. Hier kann ich nicht sagen: du hasts gegeben, du hasts genommen! Nein, Gott hat mich alten Mann zu Schande und Spott gemacht. Ich sehe den Goldjungen bald wieder; das ist mein einziger Trost!“ Seine Stimme war von Schmerz gebrochen, und er blikte nicht auf, als er das sagte.

Nach einigen Minuten rief Dorchen die Majorin zu dem Sofa. Louise wollte nicht glauben, daß man hier noch nichts von Hennigs Tode gewußt hätte; und nun kam es zu Erklärungen. Das alte Fräulein hatte die Nachricht von ihrer Jungfer, die von einem Bauer, der in Moorberg gewesen war, und so weiter. Man fing an zu

zweifeln, und richtete einander gegenseitig mit Hoffnungen auf. Der Major ließ satteln, und sprengte nach Moorberg, ohne unterweges ein Wort mit seinem alten Hennig zu sprechen. Er ging dort langsam hinauf, und fragte seine Schwägerin traurig: „haben Sie Nachrichten von Hennigen?“ Sie reichte ihm mit verstellter Betrübniß den Brief des Residenten hin. Als der Major ihn durchgelaufen hatte, gab er ihn kalt zurük, öffnete die Thür, und rief seinem alten Husaren zu: „Hennig, es ist leider wahr! Er ist hin!“ Der Alte, der bis jezt mit der Todesangst eines Verbrechers auf dem Saale gestanden hatte, schluchzte laut, und dem Major flossen Thränen über die Wangen. — Er war besser als Karl! sagte der Kammerherr auf einmal, von des Majors Schmerz überwältigt; und die beiden Brüder schlossen einander in die Arme. „Karl, der Teufel,“ sagte der Major halb leise, „hat deinen guten Sohn in den Tod gejagt.“ Die Mutter fuhr auf; und nun wurde der Major zornig. Er erzählte Karls Betriegerei mit Julien. „Frau,“ sagte er dann, und trat vor seine Schwägerin hin; „ich will sein Rächer nicht seyn. Aber läßt Gott Ihnen und Ihrem Buben von Sohn das so hingehen; kommen Sie ohne Strafe ins Grab: so — Gott mag es mir vergeben! — so läuft es auf Eins hinaus, ob man ehrlich oder ein Schurke ist. Ihr habt den Goldjungen in den Tod gejagt; Ihr! Nicht

mein armer Bruder, das seh' ich wohl an seinen Thränen. Ihre, Frau, Ihre gelten mir nichts, gar nichts. Das sind Judas-Thränen, Krokodills-Thränen. Mein Bruder ist nur ein schwacher Mann, der sich seinen Sohn hat zu Kopfe wachsen lassen. Aber glauben Sie mir, er wächst auch Ihnen noch zu Kopfe; und dann wird Ein Teufel den andern martern, oder es müßte kein Gott seyn!"

Mit Heftigkeit eilte er zur Thür hinaus, obgleich seine Schwägerin ihn zum Mittagsessen einlud. Er drükte seinem Hennig die Hand, und sagte: „laß das Heulen, Alter! Wie weit haben wir denn noch hin bis zum Grabe! und da sehen wir ihn ja wieder!"

Noch immer saß Louise bleich auf Einer Stelle, und wartete mit der größten Aengstlichkeit auf die Rükkehr des Majors. Sie hörte nicht, was man ihr sagte, und rührte die blassen Lippen, als ob sie mit jemanden spräche; nur bei jedem Geräusch auf dem Hofe eilte sie an das Fenster. Endlich kam der Major. Er war durch den Garten in das Haus gegangen, und schlich leise, wie ein Verbrecher, die Treppe hinauf. Als er mit Zittern die Thür aufmachte, eilte Louise ihm mit wilder Hast entgegen.

„Gefangen ist er!“ sagte der Major; „gefangen! denn sie haben seinen Körper nicht gefunden; und verschwinden kann doch eine Leiche nicht.“ Er erzählte nun, was er in dem Briefe gelesen hatte, und wollte Louisen Hoffnungen machen; aber sein eigner Schmerz verrieth ihn. — Ach, sagte Louise; wenn Sie es wissen, lieber Vater, so bitte ich Sie, sagen Sie mir Alles. Ich könnte den Höllenschmerz nicht ertragen, meine Hoffnungen zum zweitenmal zerstört zu sehen. Jezt habe ich mich schon in mein Schiksal ergeben, und bin gefaßt. Sagen Sie mir; ist er todt? Sagen Sie mir Alles auf einmal!

Der Major schwieg noch; als aber Louise vor ihm niederknieete, brachte er mit Thränen und Schluchzen hervor: „ja, liebes Kind, ich glaube, er ist todt. Tröste dich, und denke, daß auch wir sterben müssen!“ Louise stand auf, und ging mit großen Schritten hin und her. Dann blieb sie stehen, und sah mit troknen Augen starr vor sich hin. Ihr Vater und das alte Fräulein kamen; und sie hörte nichts von ihnen. Der Graf drang darauf, daß sie mit ihm zurükfahren sollte; aber nun sank sie zusammen, und der Gedanke, sie mit nach Ransleben zu nehmen, mußte aufgegeben werden. Man brachte sie mit Mühe zu Bette, und der Graf selbst entschloß sich, wenigstens bis morgen in Sollingen zu bleiben.

Die Majorin hatte schon vorher den Wagen nach einem Arzte geschikt, der endlich auch ankam. Als er sich nach allen Umständen erkundigt hatte, sagte er: in der That, der Herr von Halden kann noch leben; doch jezt dürfen wir die Hoffnungen der Gräfin wohl nicht erneuern, weil der Wechsel von Leidenschaften ihr noch mehr schaden würde. Wo ist sie denn? — Die Majorin führte ihn zu ihr, in das Zimmer, das Hennig ehemals bewohnt hatte. Der Arzt that einige Fragen; und Louise gab ihm keine Antwort. Er wollte ihren Puls anfassen; sie zog aber den Arm zurük, und sagte: lassen Sie mich ruhig sterben! — Diese kalte Verschlossenheit machte ihn sehr besorgt, und er sah nun wohl, daß er nothwendig erst ihre Seele wieder in Bewegung bringen müßte. Daher winkte er der Majorin, daß sie weg gehen möchte, und bestritt dann nach und nach die Gewißheit von Hennigs Tode.

Kaum war die Majorin wieder bei ihrem Manne, so erhob sich auf dem Hofe ein Tumult, ein verwirrtes Geschrei von vielen Stimmen. Niemand im Zimmer kümmerte sich darum; denn alles war um den Major beschäftigt, der matt auf dem Stuhle saß, und wieder in die rührendsten Klagen um seinen Liebling ausgebrochen war.

Der Lärm kam näher. Die Thür flog auf; und Hennig von Halden, Seibold, der alte Hen-

nig und des Majors Tochter stürzten in das Zimmer. Hannchen rief: hier ist Hennig! und nun sanken die Kommenden im Uebermaß ihrer Freude vor dem Major auf die Kniee. Man denke sich, welche Wirkung dieser schnelle Uebergang von Gram zu dem höchsten Entzücken auf das Herz des Majors thun mußte! Hennig breitete die Arme aus, ihm entgegen. Alles drängte sich mit lautem Freudengeschrei zu dem für todt gehaltnen Jüngling. Seibold wurde ganz übersehen, weil Hannchens Ausruf: „hier ist Hennig!“ Aller Gedanken und Augen auf diesen hin gezogen hatte.

Der Major lag wie erstarrt, nur mit den Augen lebendig, an der Lehne des Stuhles, und konnte sich nicht fassen. Er sah seinen Liebling an, und wurde immer bleicher. Endlich war er im Stande, die Hand auf Hennigs Stirn zu legen, und seine Lippen rangen mit einem Lächeln. — Seibold! Gott im Himmel! Seibold! rief jezt Emilie, und fiel dem Geliebten in die Arme. Der Major blikte zu ihr hin, erleichterte mit einem tiefem Seufzer die volle Brust, hob sich auf, und reichte Seiboldеn die Hand. — Mir nicht, Vater? fragte Hennig bestürzt, der noch nicht wußte, daß man ihn für todt gehalten hatte. Der Major sah ihn lächelnd an, sagte leise: „Schmerzenssohn!“ und lehnte Hennigs Gesicht an seine Brust. So strekte er die Hand gen Himmel, und sagte demüthig:

thig: „o, vergieb mir lieber Vater dort oben! Ich hab' ihn wieder! ich hab' ihn wieder!"

In dem Taumel der Freude hatte an Louisen weiter niemand gedacht, als Hennig, dessen einziger Gedanke sie gewesen war. Er sah jezt den Grafen, blikte umher, und fragte: wo ist die Gräfin Louise? — Alle schwiegen in großer Verlegenheit. Sie fühlten, daß man die Gräfin erst nach und nach mit ihrem Glücke bekannt machen dürfe; und wenn Hennig erfuhr, daß sie hier, und krank war, so eilte er gewiß den Augenblik zu ihr. Aber, lieber Onkel, fragte Hennig ein wenig finsterer: ich bitte Sie, wo ist die Gräfin? — „Hm! hm!" erwiederte der Major; „die Gräfin? Sieh nur, lieber Hennig, da ist ein dummer Streich passirt. Wir Alle glaubten, du wärest todt; und da . . . — Aber, lieber, Sohn, du wirst ja bleich!"

O, mein ahnendes Herz! rief Hennig, und warf sich an Seibolds Brust. Also für todt hielt sie mich? fragte er mit bitterem Hohn. Bravo! bravo! Und, als die Nachricht ankam, geschwind zu Bette! Ha! ha! ha!

Man sah einander erstaunt an. Ja, rief auf einmal des Majors Tochter: ja, das ist wahr! Sie ist auf deiner Stube, Hennig.

In einem Augenblicke war er zum Zimmer hinaus, und Alles eilte ihm nach. So wie er die Thür öffnete, sah er Louisen mit beiden Armen an dem Halse eines jungen Mannes hangen. Der Arzt hatte, um sie zur Sprache, zum Gefühl zu bringen, ihr immer größere Hoffnungen gemacht, und am Ende fast geradezu versichert: Hennig lebt noch. Das wirkte. Sie glaubte dem Arzte, schlang weinend beide Arme um seinen Hals; und in diesem Augenblicke stürzte Hennig in das Zimmer.

O Gott, da ist er! rief Louise, sank von ihrer Freude überwältigt auf das Bett zurük, und verbarg das Gesicht in die Decke.

Hennig trat näher. Verbergen Sie Ihr Gesicht nicht, meine Gnädige! sagte er. Ich bin nur gekommen, Ihnen Glük zu wünschen, ganz und gar nicht, Sie zu stören. — Er faßte die Beiden, die am nächsten bei ihm standen, und sagte: die Dame will gern allein seyn. Lassen Sie uns gehen!

„Aber, Hennig," sagte der Major; was machst du für Zeug? Ich bitte dich, lieber Hennig, was soll das?"

O nichts, nichts! Diese Dame . . . Ich hatte

einmal schöne Träume von ihr. Gott Lob, das ist vorüber! Lassen Sie uns gehen! Ich habe hier nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu bitten.

Der Arzt hatte, als er Hennigen hereinkommen sah, und ihn an Louisens Ausruf erkannte, das Schlimmste für seine Kranke befürchtet. Jezt sah er zu seinem Vergnügen, daß der junge Mann durch sein Betragen die Freude mäßigte, die für Louisen leicht tödtlich werden konnte. Er nahm Hennigs Hand, und sagte leise: vortrefflich! Fahren Sie eine Zeitlang so fort! Besser könnten Sie Ihre Rolle nicht spielen.

Mein Herr, erwiederte Hennig, Sie sind ein Unverschämter, den ich züchtigen werde, wenn er mich noch verspotten will!

„Aber, herzensliebster toller Junge! hat dich denn eine Wespe in den Kopfe gestochen? Wahrhaftig, der weiß etwas für die Freude!“

Jezt richtete Louise sich auf, hielt Hennigen die Hand hin, und sagte mit einem zärtlichen Blicke: Halden! lieber Halden!

Wirklich, rief Hennig; Sie kennen mich noch! Ja, meine Gnädige, so heiß' ich.

„Aber,“ brummte der Major; „da muß ich mir die schöne Freude so verderben lassen! Seibold, so sagen Sie doch, was den Jungen ankommt! Großer Gott da sind sie Beide wieder. Nun sollten wir uns hinsetzen, und mit Thränen des Dankes fragen: wie ist es euch gegangen, liebe Jungen? Aber da steht der, und zankt mit dem guten, treuen Mädchen, das sich um den undankbaren Menschen beinahe todt gegrämt hat. Nun wart! sie soll es dir auch schwer genug machen, ehe sie sich mit dir trauen läßt!“

Ist denn die Gräfin nicht verheirathet? fragte Hennig, mit Seibolden zugleich, und trat furchtsam an das Bett.

Verheirathet? fragten Alle. „Aber seyd Ihr denn Narren?“ sezte der Major hinzu. „Wer hat das einmal wieder ausgeheckt?“

Mein Bruder, der abscheuliche Mensch! rief Hennig, und sank beschämt an dem Bette vor Louisen nieder. Sie schlang beide Arme um seine Schultern, und zog ihn an ihre Lippen. Nun wurde die Freude vollkommen. Der alte Husar rief sein Vivat! Alle riefen es mit, selbst der Graf, obgleich nur leise. Man sank einander jauchzend n die Arme. Niemand dachte an Geburtsrang; fröhliche Menschen feierten das Fest ihres Glückes.

Ueberall, wohin man das Auge wendete, traf es auf eine rührende Gruppe: Hennig vor dem Bette seiner Louise auf den Knieen; neben ihm der alte Husar, der sich auf seine Schulter hinunterbeugte und Freudenthränen weinte; Seibold an Emileins Herzen; der Major, der rings umher bald diesen, bald jenen umarmte und küßte. „Höre!“ flisterte der Major, als er sich ein wenig gefaßt hatte, einem Reitknechte zu, der mit den übrigen Domestiken in der Thür stand: „höre, lieber Junge! reit doch hinüber nach Moorberg, und und sag meinem Bruder: ich ließe ihn schönstens grüßen, und sein Sohn wäre gesund wieder da. Du sollst Hennigen dafür morgen eine ganze Stunde allein sehen.“

Endlich kam man einigermaßen zur Ruhe, aber noch immer nicht zum Mittagsessen, ob es gleich schon vier Uhr geschlagen hatte. Der Major zog Hennigen mit fröhlicher Gewalt in sein Zimmer, und Alles folgte ihm. Sobald Louise allein war, sprang sie gesund aus dem Bette, und war in einer halben Minute bei der übrigen Gesellschaft.

Hennig sah nun rings umher, und wußte nicht wer Dorchen wäre. Seibold sagte: sieh da, liebes Dorchen! „Jezt Frau von Selenberg;“ fiel der Major ihm in die Rede. „Aber, so erzählt

doch!“ — Sie hier? fragte Hennig Julien, die in der Ferne stand. — „Ja, ja; die ist auch hier; jezt die Magdalene in der Bibel. Aber so erzähle doch, lieber goldner Junge!“

So eben kam Louise. Hennig blikte bald auf sie, bald auf Julien. Louise sagte lächelnd: sie hat uns unglüklich gemacht, aber uns auch gerettet. Man erzählte Hennigen die Geschichte in wenigen Worten; und er rief: o die höllischen Teufel! (Julie wurde blaß.) Der Selenberg und Karl! sezte er hinzu. — „Ei so laß die Teufel, und sag' uns, wie bist du mit Seibolden zusammen gekommen!“ — Hennig mußte die Ungeduld seines Oheims befriedigen. Als er erzählte, wie Seibold ihm das Leben gerettet hatte, stand der Major auf, blikte gen Himmel, und drükte Seibolden an sein Herz. Emilie trat herzu, und sagte: Seibold, wie viele Pflichten habe ich jezt, Sie zu lieben!

„Ja, ja!“ rief der Major: „die hast du; und es ist recht, Emilie, daß du es gestehst.“ Er flisterte ihr etwas ins Ohr, und sie ging erröthend hinaus. Hennig mußte nun weiter erzählen. Als die Geschichte zu Ende war, sagte der Major mit andächtiger Freude: „Alter, heute zum leztenmale gegen Gott gemurrt, und in unsrem Leben nicht wieder! Ich sage dir, wenn Himmel und Erde

um mich her zusammen fielen, so wollte ich stehen wie ein Mann, und mich nicht bücken, es müßte denn ein Unschuldiger vor oder neben mir liegen, den ich dadurch schützen könnte. Und mit dem Duell, das war ein dummer, unüberlegter Streich, wie ich nun auch einsehe. Dann haben Sie uns Böses gethan? Sie wollten es nur thun. Den hier verkauften sie nach Ungarn, und den da jagten sie nach Polen. Da mögen sie Wunder geglaubt haben, was sie Kluges gethan hätten; aber Gott führt die Beiden in der Mitte zusammen, und der eine rettet dem andern das Leben. Emilie schicken sie nach der Mark; und das giebt Gelegenheit, daß die Mamsell Julie unser gutes Louischen aus den Klauen des Teufels, des Karls, erlöst. Ja, ich wollte, daß Selenberg und Karl jezt hereinträten. Ich würde sagen: willkommen! ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber ihr habt es gut mit mir gemacht.

In diesem Augenblicke kam der Prediger, den Emilie auf ihres Oheims Verlangen hatte rufen lassen. Der Major sagte: „Sie haben meinem Hennig das Leben gerettet, lieber Seibold, und Karl hat Sie an die Werber verkauft. Für das Eine bin ich Ihnen Dank schuldig, für das Andere Genugthuung; und Beides sollen Sie jezt bekommen. Näher, Herr Prediger! Da treten Sie zu Emilien hin, Seibold! . . . Und sey von nun

an mein Sohn, wie ich dein Vater bin!“ Selbold war überrascht, und sah bald Emilien, bald den Major an. — „Trauen Sie los, Herr Prediger!“ sagte der Major. Emilie faßte Selbolds zitternde Hand, und ehe er sich besinnen konnte, war er getrauet.

Das Unerwartete dieser Begebenheit sezte Alles in frohe Laune. Selbst der alte Graf vergaß hier einmal seine Förmlichkeit, und wurde sehr heiter. Wahrhaftig, sagte er zu dem Major; Sie sind ein lieber Mann! und ein tüchtiger Husar! Bei dem geht Alles Hals über Kopf. — „Und geht gut!“ erwiederte der Major, und drükte ihm herzlich die Hand. — Louise, sagte der Graf scherzend, hast du nicht auch Lust? — Kaum waren die Worte gesagt, so nahm der Major die Gräfin bei der Hand, und führte sie mit Hennigen zu dem Prediger. „Noch ein Paar! Trauen Sie in Gottes Nahmen!“ — Der Graf wurde blaß und roth; denn daß Ernst daraus werden sollte, war seine Meinung ganz und gar nicht. Er ging eilig hinter dem Major her, zog ihn an dem Kleide, und sagte: ich bitte Sie, das geht nicht! Ich habe Ihnen vorher etwas zu sagen, liebster Freund! — „Gleich, gleich!“ erwiederte der Major, ohne sich umzusehen. „Das dauert ja nur fünf Minuten. Pst!“ — Er faltete die Hände, und der Prediger fing an. Der Graf war in großer Angst.

und wußte doch nicht, ob es schiklich wäre, den Prediger zu unterbrechen. Aber, flisterte er dem Major zu: nachher ist es zu spät mit dem, was ich Ihnen sagen will. — „Ei!“ sagte der Major, „was wollte es zu spät seyn! pst! pst!“ Der Graf sah seine Tochter an, die noch immer im Nachtkleide war, und stand wie auf Kohlen; aber, während daß er noch immer überlegte, ob es schiklich sey, den Prediger zu unterbrechen, war die Ceremonie schon vollendet.

„Nun?“ fragte jezt der Major den Grafen: „was wollten Sie mir denn sagen, lieber Herr Bruder?“ — O, mein Gott, daß sie nicht kopulirt werden sollten! Ich sagte Ihnen ja: es wäre dann zu spät!

„Ja, der Teufel! da haben Sie Recht. Das hätten Sie freilich vorher sagen müssen!“ — Im Nachtkleide! murmelte der Graf, und war ziemlich verstimmt; doch Louisens Entzücken, Hennigs feuriger Dank, und des Majors Herzlichkeit brachten ihn wieder in die vorige gute Laune.

Was werden Emiliens Eltern sagen! hob Seibold an. — „Ei, Possen!“ erwiederte der Major. „Die Frage hättest du bis an deinen Tod thun können, lieber Sohn; und dabei wäre Emilie nie deine Frau geworden!“ Im Nachtkleide

kopulirt! sagte der Graf. — „Possen! ihr schönster Puz war ihr Herz, ihre Liebe. Und das hochzeitliche Kleid da in der Bibel, das soll eben das Herz bedeuten. Also, lieber Herr Bruder, haben wir Bibel, Vernunft und die Nothwendigkeit für uns. Aber, der Daus! es hat heute noch niemand ans Essen gedacht! Das sind keine Narrenpossen. Nun, jezt soll es auch schmecken! Hannchen, liebe Tochter, geh und sag einmal: sie sollen anrichten.“ Die Majorin hatte schon bald nachher, als die Fremden gekommen waren, einige Schüsseln mehr bestellt, weil Sie den alten Grafen kannte, und wohl wußte, daß er auch in diesem Stücke auf Förmlichkeit hielt.

Als man das Dessert aß, flisterte ein Bedienter dem Major etwas zu, dessen vorher so heiteres Gesicht nun auf einmal ernsthaft wurde. Der Kammerherr hielt unten. Seine Frau war nach Tische zu einem großen Balle in der Nachbarschaft gefahren, von dem sie erst am folgenden Tage zurükkehren wollte. Er selbst saß noch betrübt in seinem Kabinette, als der Reitknecht des Majors kam, und ihm die Nachricht brachte, daß sein Sohn in Sollingen angekommen wäre. Der schnelle Wechsel von Trauer und Freude, und das beschämende Gefühl, wie sehr Hennigen Unrecht geschehen war, brachten ihn auf den dreisten Gedanken, die Abwesenheit seiner Frau zu benutzen und sei-

nen Sohn zu sehen. Er rief den alten Bedienten, der mit ihm erzogen war, den einzigen im ganzen Hause, von dem er geachtet wurde, und äußerte ihm seinen Wunsch. Nun ließ er eine alte kleine Chaise anspannen, gab dem Kutscher, einem Knechte aus dem Dorfe, ein Trinkgeld für sein Stillschweigen, und fuhr so, doch immer mit Furcht im Herzen, nach Sollingen.

Er ließ den Major rufen, ohne sich aus der Chaise hervor zu wagen. Als der Major das Leder, das den Kammerherrn verbarg, zurükschlug, und seinen Bruder sah, wollte er nach seiner Gewohnheit aufschreien; aber der Kammerherr sagte: um Gottes willen still, Herzens-Friz! Ich bin ganz inkognito hier, und will nur — das sagte er mit Thränen in den Augen — meinen lieben Hennig einmal sehen. Der Major bemerkte jezt die Chaise, die elenden Pferde und den alten Bedienten. Er brummte vor sich: „großer Gott! und wenn er das Gnadenbrod äße, er könnte nicht ärger fahren!“ Mitleidig sagte er dann: lieber Bruder Toffel, und wenn dich niemand liebt — wir, ich und deine beiden Kinder, Emilie und Hennig, lieben dich. Komm mit hinauf!“ Das wagte der Kammerherr nicht, so viel ihm der Major auch zuredete. Er ging nur in ein unteres Zimmer, um da zu warten, bis seine Kinder kämen.

Der Major trat mit einem traurigen Gesicht in den Speisesaal, und winkte den beiden Brautpaaren. Sie standen auf. Er ging mit Kopfschütteln vor ihnen her, und brummte: „das ist zu arg! in einem solchen alten Rumpelkasten! . . . Hier herein, Kinder! . . . Da, Bruder Toffel, sind sie!“

Als sie den Kammerherrn erblikten, eilten sie alle auf ihn zu, und sanken (Hennig zuerst) vor ihm auf die Kniee. „Sieh, Bruder,“ sagte der Major, „hier bist du einmal Vater! Das sind deine Kinder! Heute ist ihr Hochzeitstag. Gieb ihnen deinen Segen!“ — Auch Seibold? fragte der Kammerherr furchtsam. — „Er hat deinem Sohne das Leben gerettet, und Emilie wird durch ihn glüklich.“

Alle hatten unterdessen die Hände des Kammerherrn gefaßt, und küßten sie mit Ehrfurcht. Er wendete sich erst unruhig hin und herr; dann aber legte er die Hände auf Hennigs und Emiliens Stirn, und sagte: seyd glüklich! glüklicher, als Euer Vater!

Der Kammerherr genoß hier in den Armen seiner Kinder einmal des Glückes, das ihm seine Frau so lange geraubt hatte; doch nur kurze Zeit, da er an die Rükkehr denken mußte. Der Major

wollte ihn zwar bereden, die Kette seiner Sklaverei zu zersprengen, und empörte sein Gefühl auch wirklich; doch die Furcht des Kammerherrn vor seiner Frau war zu tief eingewurzelt, und er fand sich, je näher er nach Moorberg kam, desto mehr in sein gewohntes Schiksal.

Als am folgenden Morgen die jungen Eheleute zum Vorschein gekommen waren, und die Glükwünsche angenommen hatten, ging der Graf nachdenkend umher, und überlegte, was nun weiter mit ihnen werden sollte. Er zog den Major in einen Winkel, und gab ihm das zu bedenken. Der Major schüttelte den Kopf. „Ei was! sie sollen bei mir bleiben, hier in Sollingen, und glüklich seyn! Dazu schüttelte wieder der Graf den Kopf. — Man sprach mit den jungen Leuten. Louise und Emilie waren des Majors, Hennig und Seibold aber des Grafen Meinung.

Während daß man noch stritt, ging Hennig auf sein Zimmer, und erinnerte den Fürsten in einem Briefe an sein Versprechen, ihm die Forstmeisterstelle aufzuheben. Wegen Seibolds schrieb er an Ahrens, schilderte ihm die vielfachen und gründlichen Kenntnisse seines Schwagers, und ersuchte ihn um einen guten Rath, wie er wohl nüzlich zu beschäftigen wäre. Ahrens freuete sich, einer Familie, der er um Dorchens willen so sehr verbunden

war, seine Dankbarkeit beweisen zu können. Er legte dem Fürsten die Briefe vor, und bat nicht vergebens. Halden bekam seine Forstmeisterstelle wieder, und Seibolden wurde vorgeschlagen, mit dem Titel eines Kammerrathes das größte fürstliche Amt, Rhensen, in Pacht zu nehmen. Gerade so etwas hatte Hennig im Sinne gehabt, und es war auch Seibolds Wunsch.

Der Reitknecht, den Hennig mit seinen Briefen nach der Residenz geschikt hatte, brachte die Antworten nach Ransleben, wo die ganze Familie von Sollingen zum Besuche war. Der Graf, dem Hennig sie vorlegte, hatte gegen die Forstmeister-Stelle nichts einzuwenden; zu der Pachtung aber schüttelte er den Kopf. Ist denn Seibold reich? fragte er, — „So reich wie ich!“ gab der Major zur Antwort. — Er wird an zwanzig tausend Thaler gebrauchen. — „Kleinigkeit! Er soll dreißig tausend haben, und baar. Damit statte ich Milchen aus; und dann bekommt Seibold für Hennigs Leben noch keinen Pfennig, soll aber auch keinen bekommen: denn dafür hat er mein ganzes Herz.“ — Der Graf that den Vorschlag, Seibolden für die Summe lieber ein Gut zu kaufen. Das verbat Seibold fürs erste. — Ja! sagte das Fräulein; und sich nobilitiren lassen! Das verbat der Major für immer.

Nach vierzehn Tagen gingen die beiden jungen Ehepaare in die Residenz. — Seibold konnte das Domainen-Amt sogleich übernehmen, da die Wittwe des vorigen Pächters es ihm gern abtrat. Als er von Hennigen Abschied nehmen wollte, gingen die beiden Freunde einen Augenblik bei Seite. „Ich werde," sagte Hennig, „meine Stelle einmal niederlegen; und dann, lieber Bruder, wirst du Alles, was ich habe, mit mir theilen." Seibold erwiederte lächelnd: du zweifelst nicht daran, Hennig; und eben darum kann ich von Herzen Ja sagen. — Sie trennten sich mit Thränen der Liebe und Freude.

Der Major, seine Frau, seine Tochter und der alte Husar waren von nun an fast immer unterweges: bald nach der Residenz zu Hennigen, bald nach Rhensen zu Seibold. Und an beiden Orten sagte der Major: „Gott macht mein Alter zu einem Himmel auf Erden!" Er würde seit dem Hochzeitstage an Moorberg, an Karln und Selenbergen gar nicht mehr gedacht haben, wenn nicht seine Schwägerin ihn durch einen sehr unartigen Brief an sich erinnert hätte. Sie erfuhr Emiliens und Hennigs Verheirathung bald durch das Gerücht, und ihr Haß gegen die Familie in Sollingen bekam neue Nahrung. Freilich mußte sie schweigen, da sie fast zu gleicher Zeit auch erfuhr, daß Seibold von dem Fürsten als Kammer-

rath angestellt würde, und da sie also von einer Klage gegen ihn nichts hoffen konnte. Aber sie machte ihrer Galle in einem Briefe an den Major Luft. Er las ihn lächelnd, und stekte ihn dann mit guter Laune ans Fenster. „Denn," sagte er, „ich setze meinen Kopf gegen die Mütze, sie hat gesagt: der Major soll den Brief nicht ans Fenster stecken; und da soll sie sich doch geirrt haben!" Sie drohete in dem Briefe, Emilien zu enterben. Der Major zweifelte gar nicht, daß sie Wort halten würde; aber er sagte: „Paperlapap! Wenn der Karl stürbe, ich möchte wohl wissen, ob sie sich dann mit ihrem Gelde würde begraben lassen! Es ist aber doch gut, daß wir einen Nothpfennig erspart haben; nun brauchen wir uns um ihr Enterben nicht zu kümmern."

Die Kammerherrin wollte ihre Drohung nicht wirklich erfüllen. Sie wünschte bisweilen sogar, sich mit ihrer Tochter zu versöhnen; indeß verschob sie es, besonders deshalb, weil sie glaubte, nichts ohne Karls Einwilligung thun zu müssen. Karl antwortete seiner Mutter, als sie Nachricht von den Ereignissen in der Familie gegeben hatte, in den giftigsten Ausdrücken. „Emilie," schrieb er, „hat den Bettler Seibold geheirathet; nun mag sie denn auch mit ihm betteln! Ich sage Ihnen, liebe Mutter, müßte ich nur befürchten, daß Sie Emilien je wiedersehen, je in irgend ein Verhältniß

mit ihr kommen könnten, so würde ich Moorberg und mein Vaterland mit keinem Fuße wieder betreten. Nein, niemals kehrte ich zu einer Mutter zurük, die mich mit Schande überhäufte, wenn sie aus Schwäche die Tollheiten ihrer ausgearteten Kinder übersähe. Wie? ein Mädchen, das ohne Ihr Wissen einen elenden Bettler heirathet, das seine Familie so tief kränkt — das sollte Sie und mich noch etwas angehen? Nein; ich erkenne sie nicht mehr für meine Schwester. Und Sie, Mutter, haben nur die Wahl: Emilie ist entweder nicht länger Ihre Tochter, oder ich höre auf Ihr Sohn zu seyn!"

Dieser Brief sezte die schwache Mutter in die übelste Lage. Sie sollte die Gefühle ihres Herzens unterdrücken; und sie that es, obgleich mit heimlichen Seufzern. Die Enterbung hatte Karl in seinem Briefe nicht geradezu gefordert; aber sie zitterte, wenn sie daran dachte, daß er es noch thun könnte: denn sie fühlte, daß es ihr an Muth fehlen würde, sein Verlangen abzuschlagen.

Karl hatte jezt wirklich die Absicht, die seine Mutter befürchtete. Hinter Dresden, nicht weit von der Station, wo Karl mit seinem Bruder und Seibolden zusammen getroffen war, fiel Selenbergen ein, daß eine junge, schöne Wittwe, die er kannte, in der Gegend wohnte. „Höre,"

sagte er zu Karln, „laß uns, ehe wir nach Wien reisen, die Gräfin Scharsleben besuchen. Die mußt du sehen! Das ist ein Weib! Sie war schon verheirathet, als ich sie kennen lernte; sonst wäre sie meine Frau geworden. Und jezt, da sie wieder frei ist, hat mich der Teufel an den Ehestandsblok geschmiedet. O, schön wie die Liebesgöttin, reich, jung, witzig, und zum Erstaunen fein in der Behandlung der Menschen, Sie war als eine junge Frau von sechzehn Jahren einigemal bei Hofe; und der Fürst sprach mit Entzücken von ihrer Schönheit und ihrem Geiste.“ Diese Beschreibung machte Karln aufmerksam.

Die Reisenden kamen Nachmittags auf dem Gute der Gräfin an, das sich durch Schönheit und Pracht der Gebäude und der Gärten auszeichnete. Sie gingen eine herrliche Treppe hinauf, und wurden nun in einen Saal geführt, über dessen Möbles und Gemählde Karl erstaunte. Einige Minuten nachher hüpfte die Gräfin, erst halb angekleidet, aber um so reitzender, zu einer andern Thür herein. Ihr braunes Haar ringelte sich in den schönsten Locken um die weiße Stirn und um den feinen Hals. Sie trug ein weites Puderhemde, das bei dem lebhaften Gespräch alle Augenblicke aus einander fiel und den schönsten Busen eine Sekunde lang zeigte. „Nein!“ sagte sie bei dem Hereinflattern mit einer lieblichen Stimme: „nein,

ich konnte nicht warten, lieber Selenberg, bis ich angekleidet war. Ich mußte Sie wenigstens bitten, sich so lange zu ennuyiren, bis ich es selbst würde thun können.“

Karl verbeugte sich. Mein Freund, der Herr von Halden! sagte Selenberg.

„Das hieße,“ sagte die Gräfin lächelnd, „auch mein Freund, Herr von Halden, wenn anders Freunde theilen müssen, was sie Gutes haben. Und so fänden Sie es ja wohl so arg eben nicht, wenn ich Sie Beide mit an meine Toilette nähme. Ich habe heute nicht Lust gehabt, sie vor Tische zu machen. Es soll in einigen Minuten geschehen seyn.“ Karl wußte nicht, wie ihm geschehen war: solchen Eindruk hatte die schöne Frau auf ihn gemacht. Er glaubte Wunder, was sie Witziges gesagt hätte; und wirklich sagte sie Alles mit vieler Annehmlichkeit. Man ging mit ihr in das Toilettzimmer. Die Gräfin plauderte ein Weilchen fort; und ehe die beiden Herren es sich versahen, stand sie hinter einer durchsichtigen Fenstergardine, um sich ankleiden zu lassen.

Nun mußte Selenberg vom Hofe erzählen; und die Gräfin wollte sich ausschütten vor Lachen. Er trug die Chronique scandaleuse sehr lustig vor, und verschonte mit seinem Salze niemanden, nicht

einmal sich selbst; denn er erzählte sogar die Geschichte seiner Verheirathung mit den lustigsten Einfällen darüber. Auch Karl gab, so gut wie die Gräfin, sein Theilchen zu der Unterhaltung, die aus den tollsten Einfällen und fast ununterbrochenem, lautem Lachen bestand. Der Abend war da, ehe die beiden Herren es dachten. Sie wollten fort; allein die Gräfin drang darauf, daß ihr Bureau d'esprit, wie sie ihre Gesellschaft sehr artig nannte, den folgenden Tag noch eine Sitzung halten müßte. Sie blieben bis Mitternacht zusammen, und lachend sagte die Gräfin endlich: angenehme Ruhe, meine Herren.

„Was sagst du zu deiner neuen Bekanntschaft?“ fragte Selenberg. — Daß du ein elender Lobredner bist. Die Gräfin übertrifft deine Beschreibung tausendmal. In der Gesellschaft dieser Frau, sezte Karl mit leuchtenden Augen hinzu, habe ich zum erstenmale gefühlt, was eigentlich Leben heißt.

Am folgenden Morgen hatte Selenberg nichts angelegentlicher zu thun, als der Gräfin zu sagen, daß Halden sich Knall und Fall in ihren Kopf verliebt habe. Nicht in den Kopf, sagte er, der da auf den schönen Schultern steht, sondern — erstaunen Sie über den erhabenen Geschmak meines Freundes; — in das Gehirn, das in diesem Kopfe ist. Die Gräfin sagte lachend: „das kann ich er-

lauben. Und nun rathe ich Ihnen, daß Sie heute meinem Kopfe ja recht die Cour machen!“

Karl war über Selenbergs Plauderei ein wenig verlegen geworden; doch die Gräfin gab ihm, als ihrem erklärten Liebhaber, so manche kleine Vorzüge, und wendete sich so oft an ihn, daß er endlich Selenbergs Aeußerung sehr freundschaftlich fand. Beide wollten am folgenden Morgen weiter reisen; allein die Gräfin wendete sich nun an ihren Liebhaber, und bat ihn, noch einen Tag zuzugeben. „Morgen.“ sagte sie, „gehe ich endlich wieder nach Dresden; und dahin sollen Sie mich begleiten. Was machen Sie in Wien? Küchen und Kirchen giebt es in Dresden auch. Selenbergen verdenk' ich die Reise nicht. Der hat Sünden abzubeten und etwas Embonpoint auf seine Figur zu schmausen. Er mag Sie aus Dresden abholen, wenn er frömmer und fetter geworden ist!“ Und nun sagte sie über Selenbergs hagere Figur so viele lustige Einfälle, bis er endlich versprach, mit ihr nach Dresden zu gehen. — Dieser Frau konnte man nichts abschlagen, und ihr Plan wurde genehmigt.

Karl war nie angenehmer gereist, als mit der Gräfin nach Dresden. Er und Selenberg mußten durchaus bei ihr abtreten. Sie schrieb einige

Karten, und am Abend war in ihrem Hause eine zahlreiche Gesellschaft. Karl hatte ihre gute Laune bewundert; jezt bewunderte er die Feinheit, mit der sie jeden zu behandeln wußte. Man riß sich um ihre Gesellschaft. Sie ging auch; aber allenthalben zeichnete sie ihre beiden Gäste ganz vorzüglich aus. Wohin sie kam, brachte sie Leben und Freude mit, und überall hatte sie auch etwas zu thun: da einem jungen Manne zu einem Amte zu verhelfen, da einen Prozeß zu beschleunigen, da eine Versöhnung zu stiften, und so weiter.

Karl bewunderte sie noch mehr, als er bemerkte, daß sie ihre Reitze anwendete, Menschen nüzlich zu seyn, und weiter gar keine Anmassungen machte. „Ich bin hübsch," sagte sie eines Abends; „das weiß ich wohl, und wollte doch sehen, ob mein Wort bei dem alten Präsidenten mehr gelten würde, als die Noth einer ganzen Familie, die vergebens seit Jahr und Tag der Beendigung ihres Prozesses entgegen sieht und sich an mich gewendet hat. Ich lasse mich da, wo der Präsident ist, zu Tische bitten, spiele eine Stunde mit dem alten Herrn, und bin so vernünftig, so sittsam, daß er sich gar nicht vor Vergnügen zu lassen weiß. Nach dem Spiele sez' ich mich zu ihm, spreche über le bon vieux tems, und wünsche, daß er noch jung, oder, daß ich etwas älter seyn möchte. Ich

seufze, fange von dem Prozesse an, drücke ihm die dürre, kalte Hand, und lasse mir von ihm die meinige drücken. Dafür thut der Prozeß schon einen Riesenschritt. Diesen Morgen habe ich den Präsidenten an meiner Toilette gehabt und ihn mit meinen Locken spielen, meinen Arm küssen lassen. Jezt wird der Prozeß wie mit Courierpferden gehen."

O, wie gutherzig! sagte Karl, und verlor sich in eben die Spiele, in die sich der alte Herr verloren hatte.

„Gutherzig? point du tout. Ich kenne die Leute nicht einmal, denen ich geholfen habe. Was gehen Sie mich auch an! Es ist für mich lustig, daß auch die Schönheit, nicht Plutus allein, die blinde Gerechtigkeit ein wenig in den Gang bringt. Ich sagte dem Präsidenten diesen Morgen, als er meine Reitze erhob; nun, blind ist die Justiz wahrhaftig nicht, wie sie gemahlt wird; aber mit ein Paar Krücken sollte man sie mahlen! Er wollte sich todt lachen, und merkte nicht, daß ich die Gerechtigkeit nicht stärker traf, als ihn selbst."

Solche Begebenheiten hatte die Gräfin unaufhörlich. Bei Lachen und mitten unter tollen Einfällen behandelte sie die ernsthaftesten Geschäfte, schrieb sie die wichtigsten Briefe. Sie übernahm

Alles, warum man sie bat; nur mußte es niemanden schaden: zu so etwas ließ sie sich höchstens nur dann bereden, wenn es sehr viele Feinheit und List erforderte. So hatte sie den Kopf immer voll von zehn Intriguen, die sie alle neben einander fort spielte, ohne sich zu verwirren, ohne die Rollen zu verwechseln, und ohne ihre übrigen Thorheiten aufzugeben. Sie bildete sich auf ihren Geist, auf ihre Feinheit noch weit mehr ein, als auf ihre Reitze. Darum war ihr jeder nicht ganz unbedeutende Fremde sehr willkommen, und sie gab sich alle ersinnliche Mühe, vor ihm zu glänzen, die seltsamsten Rollen zu spielen, und die wunderlichsten Einfälle glüklich auszuführen.

Dieser Fremde war jezt Karl. Sie fuhr mit ihm in alle Gesellschaften, trank mit ihm Thee, wenn sie noch im Bette lag, und hatte ihn noch um Mitternacht allein bei sich, wenn Selenberg, der nicht oft mehr schwärmte, schon auf seinem Zimmer war. Karl fand sich durch den Vorzug, den eine so sehr interessante Frau ihm gab, ungemein geschmeichelt. Seine Eitelkeit erklärte sich ihr Betragen aus einer geheimen Neigung; und diese Vorstellung zog ihn noch stärker zu ihr hin. Ein neuer interessanter Fremder würde ihn bald aus seinem Traume gebracht haben; aber der war nicht da. So behielt er seine vermeinte Eroberung, und dabei wurde er immer mehr ein Sklav der schönen

Gräfin. Er sah nicht einmal, daß sie schon anfing, ihren Wiz auf ihn zu richten. Bei einem Maskenballe ließ er sich glüklich von ihr in einen Globus hineinreden, den sie, als die Thrheit verkleidet, an einer Kette zog. Man lachte über den Einfall der Gräfin, die einen Spiegel mit der Ueberschrift: „das Bild der Narrheit,“ in der Hand trug, und jeden, der sich ihr näherte, hinein sehen ließ. Karl war in seiner Leinwand entzükt über die Einfälle der Gräfin, die alle Masken nekte. Als sie den Saal verließ, um sich anders kleiden zu lassen, hielt sie auch ihm den Spiegel hin; und er küßte ihr die schöne Hand für den boshaften Einfall.

O, welch ein Weib! sagte er tausendmal, wenn er allein auf seinem Zimmer saß, und war nicht aus Dresden weg zu bringen. Er äußerte seine Bewunderung auch der Gräfin selbst; und nun erst ließ sie ihn alle ihre Künste sehen. Heute traf er sie am Zeichenbrete, morgen mit der Harfe in den Armen, dann wieder am Schreibtische, wo sie Verse korrigirte, die sie gemacht hatte. Sie konnte zwar alles nur mittelmäßig; aber sie wußte es so zu rechter Zeit zu thun, so an den rechten Ort zu stellen, daß Karl mit der tiefsten Ehrerbietung zu ihren Talenten hinauf blikte.

Die Gräfin wollte glänzen, sich von jedem Manne anbeten lassen, eine Ninon l'Enclos, eine

Deutsche Aspasia seyn; und bis auf einen gewissen Punkt gelang ihr das. Die angesehensten Staatsmänner waren gern und oft in ihrem Hause; auch hatte sie einen kleinen Zirkel guter Köpfe um sich herf Aber, aller ihrer Feinheit ungeachtet, wollte ihr doch das nie recht gelingen, was sie zur Absicht hatte, und was Aspasien, wie der Ninon, gar keine Mühe machte: den Adel und die guten Köpfe mit einander zu amalgamiren. Sie wollte eine berühmte Frau seyn; doch sie hatte weder Aspasiens Kopf, noch der Ninon Herz, und war nichts als eitel. Daß sie geliebt hätte und wieder lieben würde, gestand sie ohne Bedenken, und rühmte sich sogar ihrer Veränderlichkeit; aber sie ersezte den Verlust ihrer Neigung nicht, wie Ninon, mit zärtlicher Freundschaft. Bei dem Allen hatte sie einen recht guten Ruf, und niemand glaubte, daß ihre Liebhaber Ursache hätten, sich eines besondren Glückes bei ihr zu rühmen.

Jezt war Karl ihr Anbeter, und sie gab sich alle Mühe, ihre Bekannten zu bereden, daß sie ihn liebte, ob sie ihn gleich, so oft sie allein war, in der ehrerbietigsten Ferne zu halten wußte. Karl wurde immer mehr von den Reitzen dieser Zauberin umstrikt, und fing an, sich ihren Besiz zu wünschen. Er sagte das Selenbergen. „Nun?“ erwiederte dieser; „bin ich denn etwa die Gräfin?“ — Karl gestand ihm, daß er die Gräfin

nicht begreife. — „Ja, lieber Halden, sobald du sie begriffest, wäre es auch vorbei. Darin besteht eben ihr Zauber, daß sie unbegreiflich ist.“ — Ganz Dresden glaubt, sagte Karl, daß sie mich liebt; ich aber glaube es nicht. Sie riegelt sich mit mir ein, und so laut, daß ihr ganzes Haus es hören könnte; aber nie ist sie kälter, als wenn wir so verriegelt und allein sind. Gieb mir deinen Rath, Selenberg, Ich liebe das Wunderweib bis zum Sterben. — Selenberg lächelte, und zukte die Achseln.

Karl benuzte die erste Gelegenheit, der Gräfin seine Liebe in den zärtlichsten Ausdrücken zu erklären. Sie wurde tiefsinnig, hatte Thränen im Auge, drükte ihm die Hand, und dabei blieb es. Er wiederholte die Scene nach einigen Tagen; und sie betrug sich wieder eben so.

Nun machte Karl sich die süßesten Hoffnungen, und drang stärker in sie. Als sie endlich gestand, daß er ihr nicht gleichgültig sey, sank er entzükt ihr zu Füßen, und schwor ihr ewige Liebe. Sie sagte lächelnd: „ich verspreche Ihnen Liebe, so lange Sie liebenswürdig sind, oder so lange mein Herz Sie so findet.“ — Wenn Treue, erwiederte Karl; und bedekte ihre Hand mit Küssen — wenn Liebe und Ehrfurcht, wenn das Bestreben, jedem Ihrer Wünsche zuvorzukommen, Ihre Liebe ver-

dienen können, so werde ich sie ewig haben, theure Gräfin.

Sie hob ihn mit zärtlichen Blicken auf, und er schwamm in einem Meere von Wonne; aber dennoch kam er nicht weiter. Nach vierzehn Tagen wagte er es, das Wort Ehe auszusprechen; und das Auge seiner Göttin wurde zusehends dunkler. Sie wollte wohl Liebhaber, aber keinen Mann; und gewiß wäre von diesem Augenblicke an ihre Liebe zu Karln erloschen, wenn nicht der Aktuarius, der ihre ökonomischen Angelegenheiten besorgte, sich ins Mittel geschlagen hätte.

Die Gräfin war sehr verschwenderisch gewesen, obgleich ihr Aufwand nicht übermäßig groß schien. Sie hatte in Dresden nur eine Wohnung, auf ihrem Gute aber einen Pallast, machte alle Jahre eine Reise, und ließ täglich für ein Dutzend Menschen ihren Tisch decken. Das hätte sie auch gekonnt, ohne Kapital angreifen zu dürfen. Aber es gab noch etwas Andres, das ihr Vermögen wegnahm. Dort auf dem Saale standen ein Paar Vestalinnen von Marmor, die man in Italien ausgegraben hatte; über dem Kamin war ein antikes Basrelief; in ihrem Schlafzimmer hing eine schöne Heilige mit Engelsköpfen von Guido Reni; und so fand man in allen ihren Zimmern theure Gemählde oder andre Kunstwerke, die sie

selbst gekauft, und eben deshalb doppelt theuer bezahlt hatte. Ihre Möbels waren einfach, aber in England oder Frankreich gemacht; und überdies konnte sie höchstens ein halbes Jahr auf demselben Sofa sitzen, vor demselben Spiegel sich anziehen, und an derselben Uhr nach der Zeit sehen. Jeder durchreisende Virtuose spielte in ihrem Zimmer vor einem ausgesuchten Zirkel ihrer Freunde, und bekam dafür eine goldene Uhr mit ihrem Nahmen von Steinen, oder eine Dose von großem Werthe. So wurde ein Kapital nach dem andern auf ihre Güter geborgt; und sie hieß noch immer die schöne reiche Gräfin, als sie wirklich beinahe schon arm war.

Ihr Aktuarius erinnerte von Zeit zu Zeit; sie trillerte aber, anstatt zu antworten, ein Italiänisches Liedchen, und unterschrieb Wechsel, oder was er ihr sonst vorlegte, ohne es anzusehen, um nur den finstern Menschen, der nichts als zählen konnte, so bald als möglich wieder los zu werden. Der Mann verlieh, und die Gräfin borgte ein Kapital nach dem andern, bis er ihr endlich — gerade um die Zeit, da Karl das fürchterliche Wort Ehe aussprach — die Nachricht gab: daß ein Bankerott ausbrechen würde, wenn sie nicht Mittel wisse, sich zu helfen.

Die schöne Frau mußte sich nun mit ihrem Ak-

tuarius einschließen; und es fand sich, daß sie nicht mehr zu retten war. So ungern sie auch daran dachte, sich zu verheirathen, so konnte sie es doch jezt nicht länger vermeiden. Sie gab Karln, der schon alle Hoffnung verloren hatte, aufs neue zärtliche Blicke; und er lag wieder zu ihren Füßen. Mit Zittern sprach er das Wort Ehe noch einmal aus; und sie reichte ihm mit niedergeschlagenen Augen die schöne Hand. Er verfolgte seinen Sieg, und drang in die Gräfin, die Heirath zu beschleunigen.

Man erstaunte, daß es dem Herrn von Halden gelungen seyn sollte, ihre Hand zu erobern; auch wollte man es nicht eher glauben, als bis er mit ihr getrauet wäre. Karl, der jezt seiner Mutter schon Nachricht gegeben, und von ihr einen Brief mit den fröhlichsten Glükwünschen bekommen hatte, drang immer stärker mit Bitten in die Gräfin, und sie gab ihm in Kurzem ihre Hand. Nun freuete er sich, daß die Gräfin Louise seines Bruders Frau geworden war, und fühlte sich äusserst glüklich.

Seine Mutter gab dem Major in einem sehr hochtönenden Briefe Nachricht von der glänzenden Verbindung ihres Sohnes. Er antwortete mit einem aufrichtigen Wunsche für Karls Glük, und sagte zum Schlusse: „ich wollte übrigens, Sie hätten

mir geschrieben: Karl hat eine gute Frau bekommen; und nicht bloß: eine reiche und schöne. Reichthum und Schönheit sind nur Bernsteinfirniß, und ein wurmstichiger Stuhl ist und bleibt ein unbrauchbares Ding, wäre er auch hinten und vorn vergoldet und lakirt.“ Sie hielt das für die Sprache des Neides.

Karl erfuhr nach und nach, obgleich nicht zur Hälfte, die Unordnung, in welcher die Vermögensumstände seiner Frau sich befanden. Er glaubte noch immer, daß sie wenigstens sehr wohlhabend, wenn auch nicht außerordentlich reich, wäre; und seine Mutter mußte daher eine sehr ansehnliche Summe schicken, damit die dringensten Schulden bezahlt werden könnten. Der Aktuarius, der die Besorgung der Geldgeschäfte gern noch länger behalten hätte, verwickelt den Handel so sehr, daß Karl sich nicht herauszufinden wußte; und seine Gemahlin bat ihn, sie mit solchen Dingen zu verschonen. Er bekam endlich Mißtrauen gegen den Aktuarius, zog andere Leute zu Rathe, und sah nun den Abgrund, in welchen die Gräfin mit ihrem Leichtsinne sich gestürzt hatte. Die Güter mußten, weil sich viele Gläubiger meldeten, verkauft werden; und Karls junge Gemahlin behielt von ihrem Vermögen fast weiter nichts, als ihre Wäsche und ihre Kleider. Sie konnte sich glüklich schätzen, daß diese Katastrohe in die Flitterwochen

ihrer Ehe fiel; denn Karl war im Punkte des Vermögens ganz und gar nicht edelmüthig. Er machte ihr jezt keine Vorwürfe, weil er sich in ihrem Besitze zu glüklich fühlte; aber seinen Plan, in Dresden zu bleiben, mußte er nun aufgeben. Seine Gemahlin drang selbst auf die Abreise, und ging mit ihm fürs erste nach Moorberg, doch nicht in der Absicht, sich immer da aufzuhalten.

Karls Eltern hatten von dem Allen sehr wenig oder nichts erfahren; daher war die Kammerherrin in der größten Freude, als die Gemahlin ihres Sohnes mit einer Schaar von Domestiken und mit einigen Frachtwagen voll Wäsche und Kleider ankam. Sie hatte die besten Zimmer im Hause zu dem Empfang der jungen, eleganten Frau neu mahlen und möbliren lassen, und glaubte, großen Beifall dafür zu verdienen; aber zu ihrem Erstaunen sah die junge Dame sich nachläßig um, und sagte dann zu Karln: „welch ein abscheulicher Geschmak! Meine Jungfern haben ja besser gewohnt! Ich dachte, und du sagtest es mir ja auch, man würde Alles anständig einrichten. Hätte ich doch wenigstens meine Tapeten mitgebracht, und nur einen Theil meiner Tableaux!" — Karl beruhigte sie mit der Versicherung, daß die Einrichtung bald anders gemacht werden sollte.

Die

Die junge Dame befahl, und man mußte sogleich Anstalten treffen, einen andern Saal zu schaffen. Die Treppen im Hause waren ihr zu steil, der Garten ein Krautfeld, das sie nicht ansehen mochte, und worinn es an Satüen, so wie im Hause an Gemåhlden fehlte. Eine Flora und die vier Jahrszeiten, die im Garten standen, schalt sie Klötze, und wollte sie durchaus nicht länger dulden. Die Frau von Halden zeigte ihr die Gemåhlde-Gallerie: eine Sammlung von Familien-Bildnissen in Kůrassen, mit Marschalsstäben und großen Perůcken. Die junge Frau brach in ein lautes Gelåchter aus, und sagte: „für einen einzigen Teniers mit fůnf oder sechs Bauern, gebe ich Ihre ganze Sippschaft hin!" Die Kammerherrin wurde blutroth; sie sagte aber nichts, und dachte nur: die ist gerade wie der Major! Bauern fůr Edelleute! fůr Generale! — Die junge Frau meinte aber freilich nur gemahlte Bauern.

Der Kammerherr litt am meisten durch seine Schwiegertochter. Er mußte jezt sein geliebtes Kabinet, das sogar seine Frau unangetastet gelassen hatte, aus drei Zimmern in Eins zusammendrången, und seine Kanarienhecke abschaffen, weil die Schwiegertochter das Geschrei der Vögel nicht leiden konnte. Mit großem Mißvergnügen schůttelte er den Kopf ůber Alles, was er im Hause sah, und kam fast gar nicht mehr zum Vorschein. Sonst

hatte er im Schlafrocke gegessen; jezt mußte er jedesmal gekleidet zu Tische kommen. Kurz, der alte Herr war ganz aus seiner Sphäre gerissen.

Die Mutter fand sich bald in die vornehmen Einfälle ihrer Schwiegertochter; den sie genoß dafür doch des Triumphes, daß ihr Karl für den glüklichsten Mann in Deutschland gehalten wurde. Die sehr ansehnlichen Summen, die sie heimlich gespart hatte, glaubte sie nicht besser anwenden zu können, als für die Zufriedenheit ihres Sohnes; und wenn die Einfälle der jungen Frau nicht allzu kostbar waren, so wurden sie ausgeführt.

Man machte auch Reisen in die Residenz, die ebenfalls großen Aufwand erforderten, weil Karln und seiner Mutter daran lag, vor Hennigs Augen recht zu glänzen. So wie Karls Frau am Hofe erschien, eroberte sie alle Herzen. Der Fürst war sehr gern in ihrer Gesellschaft, und gab ihr zu Ehren große Feten. Karl wurde nun eine sehr bedeutende Person. Man trug ihm eine Hofstelle an; er befürchtete aber, daß der Fürst ihm bei seiner Frau gefährlich werden könnte, und überdies redete sie selbst ihm zu, den Antrag abzulehnen. Eine Stelle würde ihren Mann gefesselt haben; und sie hatte jezt schon wieder mancherlei Reisen im Kopfe, da es ihr unmöglich war, lange an einem Orte auszuhalten.

Karl suchte indeß die Gunst, worin er jezt bei dem Hofe stand, zu seinem Vortheile zu benutzen. Er sah ein, daß er großes Vermögen nöthig hätte, um die Wünsche seiner Frau befriedigen zu können; deshalb wollte er es dahin bringen, daß auch Emilie enterbt würde. So ungern auch die Mutter sich hierzu entschloß, so konnte sie doch den Vorstellungen, Bitten und Drohungen ihres Sohnes am Ende nicht mehr widerstehen, besonders als er sie aufmerksam darauf machte, daß er ganz allein von seinem Vermögen leben müsse, und daß Emilie ohnedies reich werden würde. (Seibold gewann bei seiner Pachtung in der That sehr ansehnlich, weil er den Landbau verstand und sehr einfach lebte.)

Die Mutter übernahm es, ihren Mann zu seiner Einwilligung zu bewegen. Er hielt sich lange: Troz ihrem Maulen, Schelten und Toben; aber endlich mußte er doch nachgeben und ein Testament machen, worin Karl zu seinem einzigen Erben eingesezt, und auch Emilie ausgeschlossen wurde, weil sie sich ohne Wissen der Eltern verheirathet habe. Die junge schöne Frau bekam den Auftrag, dies einmal gesprächsweise dem Fürsten zu sagen. Sie that es, und er hatte nichts darauf zu erwiedern, weil ihm Emilie jezt gleichgültig, die junge Frau von Halden aber sehr interessant war.

Karl traf Louisen und seinen Bruder, der sich gar nicht um den Hof bekümmerte, und, wenn er seine Geschäfte abgethan hatte, nur in dem Genusse seines häuslichen Glückes lebte, einmal in einer Gesellschaft, und stellte ihnen seine Frau mit einem Triumphe vor, der sie demüthigen sollte. „Ich wünsche," sagte er zu Hennigen, „daß du so glüklich seyn magst, wie ich!" Hennig lächelte und schwieg; als er aber zu Hause war, und seine Louise ihren Säugling an den mütterlichen Busen legte, da warf er sich neben ihr nieder, küßte ihre Hand, und sagte mit süßen Thränen in den Augen: wenn doch meine Mutter und mein Bruder dich einmal so mit dem Kinde an der Brust sähen! sie würden vielleicht begreifen, daß ich an deiner Seite glüklicher bin, als sie in dem lästigen Gepränge des Hofes.

Louisens Vater starb; und Hennig legte seine Stelle nieder, um auf seine Güter zu gehen. Er erinnerte nun Seibolden an ihre ehemalige Unterredung. Seibold wiederholte das Versprechen: sobald seine zwölf Pachtjahre verflossen seyn würden, zu ihm zu kommen.

Auch Emilie war Mutter. Der Major ritt von Ransleben nach Rhensen, von Rhensen nach Ransleben, und saß dort stundenlang mit leuchtenden Augen bei den frohen Müttern. „Sieh,

alter, lieber Hennig," sagte er auf dem Rükwege oft, und hielt sein Pferd an: „ich möchte mich hier her stellen und die ganze Welt herausfordern, mir einen glüklichern Mann zu zeigen, als ich bin, Gott sey dafür gelobt! Ich fürchte mich jezt ordentlich vor dem Tode: so glüklich bin ich!"

Während Ruhe und Zufriedenheit sich in immer engern und stilleren Kreisen um die drei glüklichen Familien, Ransleben und Rhensen zusammengezogen, breitete die rauschende Frölichkeit sich in immer größeren Kreisen in Moorberg aus. Da gab es Bälle, Jagden, Gesellschaften; und selbst der Fürst kam einige male zum Besuche nach Moorberg. Die Kammerherrin war außer sich vor Freude über dieses Glük, und würde Hennigen mit seiner Gattin gern einmal eingeladen haben, um ihnen ihren Triumph zu zeigen, wenn nicht Karl sie erinnert hätte, daß Umgang mit Hennigen wegen der Enterbung unmöglich Statt finden könne. Aber, wen sie aus Ransleben und Sollingen sprach, dem erzählte sie, daß der Fürst ihren Sohn besucht hätte. So kam die Nachricht zu der alten Cousine in Ransleben; und diese sagte seufzend zu Hennigen und seiner Louise: „denken Sie nur, der Fürst ist in Morberg gewesen! Die Moorberger sind doch sehr glüklich! Eine solche Ehre! — Louise blikte von ihrem Sohne auf, faß-

te fröhlich Hennigs Hand, und sagte: „mag doch der Fürst in Moorberg gewesen seyn! Hier ist der Himmel, und Alles, was Engel und Heilige glüklich macht: Liebe, und Freude!“ — Das ist es eben, sagte das Fräulein seufzend, daß Sie für keinen andern Menschen Augen haben, als für den Herrn Vetter und für Ihren Kleinen! Darum fragt auch der Hof nichts nach Ihnen!

„Nun, und wir fragen auch nichts nach ihm!“

Ja, ich weiß wohl, daß Ihnen Alles gleichviel ist, wenn nur der Herr Vetter sie liebt! Zu Ihnen wird der Fürst niemals kommen, oder es müßte sich hier sehr ändern!

Das Fräulein machte von weitem her einige Versuche, die Verbindung mit der Kammerherrin wieder anzuknüpfen; allein sie gab das Vorhaben auf, da Hennig und Louise sie gar nicht unterstüzten, und sich um ihre Vergleichungen zwischen dem traurigen Leben in Ransleben und dem glüklichen in Moorberg nicht kümmerten.

Man lebte in Moorberg nicht so glüklich, wie das Fräulein glaubte. Karl und seine Frau waren zwar unumschränkte Herren im Hause, da der Vater zu Allem schwieg, und da die Mutter Alles,

was sie vornahmen, billigte. Aber selbst die fast unmerkliche Abhängigkeit von dem alten Kammerherrn schien ihnen eine drückende Last, weil sie doch nicht Herren des Vermögens waren. Die Einkünfte des Gutes kamen zwar meistens in Karls Hände; wollte man aber etwas Wichtiges unternehmen, wozu eine größere Summe gehörte, so mußte man sich noch immer an den Vater wenden. Bei solchen Gelegenheiten wagte aber der alte Mann gewöhnlich einigen Widerspruch, da es die einzigen waren, bei denen er sein Ansehen geltend machen konnte. Die junge Frau brauchte oft schnell Geld, und nun mußte sie den langweiligen Weg durch ihren Mann zu dem Schwiegervater gehen. Diese Verzögerung war ihr unangenehm, und sie sagte oft mit ihrem gewöhnlichen Leichtsinn: „aber wie kann dein Vater so unverschämt seyn, so lange zu leben!“ oder zuweilen auch: „es ist doch ärgerlich, daß ein kindischer Alter der Vormund eines Mannes, wie du, seyn muß!“ — Karl hatte seinen Vater fast von Jugend auf beherrscht und nie Ehrfurcht oder Liebe für ihn gehabt. Diese Aeußerungen seiner Frau machten daher keinen widrigen Eindruk auf ihn, und er gab ihr im Herzen Recht. Außerdem waren ihm die Gesinnungen des Kammerherrn, durch manche Aeußerungen über Hennigen und Emilien, verdächtig. Er befürchtete, daß sein Vater auf ihre Seite treten würde, wenn nur der Major sich in das

Spiel mischte, oder seine Geschwister dringender båten. Daher hielt er es für besser, sich so bald als möglich den völlig unabhängigen Besiz des våterlichen Vermögens zu verschaffen. Er machte bei seiner Mutter Anspielungen hierauf; und auch dieses Verlangen fand die thörichte Frau nicht unbillig. Sie versprach Karln, es dahin zu bringen, daß ihm das ganze Vermögen freierlich übergeben würde.

Als sie die Sache ihrem Manne vortrug, antwortete er zu ihrem Erstaunen sehr ruhig und fest; „daraus wird nichts!" Sie schwieg einige Minuten, und fing dann noch einmal an; aber der Kammerherr wiederholte mit großer Ruhe; „daraus wird nichts! Sag das deinem Sohne!" Jezt fing sie an zu toben, und trieb das eine gute Weile so fort, bis sie endlich heulend fragte: hast du dich nun besonnen? Er blieb aber bei seinem: „daraus wird nichts!"

Die Kammerherrin, die einer solchen Hartnäkkigkeit von ihrem Manne nicht gewohnt war, wurde endlich in ganzem Ernste böse, und schrie mit einem fürchterlichen Gesichte: du sollst, sag' ich! du sollst! Der Kammerherr zitterte ein wenig; und seine Frau glaubte nun schon, daß er nachgeben würde. Allein er sagte: „ich thu' es nun einmal nicht! Und macht ihr es mir zu arg, so

werde ich den Major und Hennigen zu Hülfe rufen.“

Seine Frau wurde über diese Erklärung leichenblaß. Er bemerkte das, und fuhr fort: „das muß ich, wenn ihr mich nicht in Ruhe laßt. Ich habe Karln sogar meine Zimmer geben müssen; aber in diesem lezten lasse ich mich nicht quälen. Mein Vermögen soll ich abtreten, damit ich nachher bei meinem eigenen Sohne um Brod betteln müßte? Nein, das thu' ich nicht. Herr über dieses Zimmer und über mein Vermögen will ich bleiben, so lange ich lebe!“

Die Kammerherrin machte von allen Künsten eines bösen, eigensinnigen Weibes Gebrauch: sie heulte, sie schalt, sie schluchzte, drohete mit ihrem Tode, und stellte sich sterbenskrank. Nach mehreren Wochen erregte sie endlich ihres Mannes Mitleiden, oder machte ihn furchtsam; aber vollständig war ihr Sieg über ihn dennoch nicht. Der alte Mann erklärte, daß er sich nicht darum kümmern wolle, wie Karl die Einkünfte der Güter verwende; doch zu einer gerichtlichen Abtretung verstehe er sich schlechterdings nicht. Weiter, als zu dieser Erklärung, ließ er sich nicht bringen. Trieben seine Frau und Karl in einmal gar zu sehr in die Enge, so erwähnte er des Majors und Hennigs; und dann zogen sie sich sogleich wieder zurük.

Die Kammerherrin, die ihren Mann genau kannte, merkte bald, daß er noch eine ganz andre Ursache zu seiner Weigerung haben mußte, als die er angab. Sie kam auf den Gedanken, ob er nicht etwa gar damit umgehen könnte. Hennigs und Emiliens Enterbung zurükzunehmen. Als sie sich auf Kundschaft legte, erfuhr sie: ihr Mann hätte, während daß sie in der Residenz gewesen wäre, den Aktuarius (einen jungen, rechtschaffenen Mann, der den alten Justizamtmann in seinen Diensten unterstüzte) lange Zeit bei sich gehabt, und mit ihm geschrieben. Ein Paar alten Bauern wären durch den alten Bedienten heimlich zu dem Kammerherrn gerufen worden, und hätten sich beim Weggehen die Augen getroknet. — Die Kammerherrin verschwieg Karln diese Entdeckung, um ihn noch nicht mehr aufzubringen. Sie behandelte nur den Aktuarius, dem sie noch nicht beizukommen wußte, von jezt an mit Höflichkeit.

Endlich wurde ihr Mann gefährlich krank; und nun durfte sie nicht länger säumen. Sie ließ den Aktuarius rufen, und sagte betrübt: mein Mann läßt Sie bitten, ihm die Schrift, die Sie aufgesezt haben, wobei Johann und die Bauern (sie nannte diese) Zeugen gewesen sind, wieder einzuhändigen. — Der Aktuarius stuzte. — Sie betrifft, fuhr sie weinend fort, unsere beiden andern Kindern, die mein Mann sehen will, und zu de-

nen schon geschikt ist. Dazu, sagte er, braucht er die Papiere. Ich glaube, er will sie dem Major zustellen.

Sie trug das so unschuldig vor, daß der Aktuarius in die Falle ging. Ich muß aber, erwiederte er, sie dem Herrn Kammerherrn selbst übergeben, Ihr Gnaden. — „Freilich, das will mein Mann auch!“ — Sie ging nun zu ihrem Manne, der in einer Art von betäubenden Schlummer lag, und sagte ihm: „ich habe von dem Aktuarius eine Schrift, die mein Vermögen betrifft, gefordert; er will sie mir aber nur in deiner Gegenwart überliefern. Sag ihm also, daß er sie mir geben soll.“ Der Aktuarius hatte unterdessen das versiegelte Testament geholt, und trat jezt herein. „Geben Sie es nur meiner Frau,“ sagte der Kammerherr, und sank wieder in seinen halben Schlummer. Der Aktuarius näherte sich dem Bette, um dem Kranken zu sagen, was die Schrift enthielte. Die Kammerherrin erinnerte ihn, nicht laut zu reden. Als er den Inhalt genannt hatte, gab der Kranke, wie fast immer in seinem ganzen Leben, zur Antwort: es ist gut! recht gut! Haben Sie es meiner Frau gegeben? — Der Aktuarius ging, ohne einen Betrug zu vermuthen.

Nun waren also die wichtigen Papiere, die der Kammerherrin schon so lange am Herzen lagen,

in ihren Händen. Ihr Mann hatte wirklich Hennigen und Emilien als seine Erben feierlich anerkannt, und die Sprache in dieser Schrift war so herzlich, so rührend, daß die Mutter erschüttert wurde. Aus Scham zeigte sie niemanden, nicht einmal Karln, die Schrift, durch welche sie nun auch erfuhr, daß ihr Mann bei Seibolds und Emiliens Hochzeit zugegen gewesen war, und die Heirath gebilligt hatte.

Jezt dachte sie mit großer Angst: wie! wenn nun der Major und Hennig etwas von dieser Schrift wüßten! Sie bekam indeß wieder Muth, da sie von dem Aktuarius bezeugen lassen konnte, daß ihr Mann das Testament zurükgefordert habe. Jezt mußte sie vor allen Dingen verhindern, daß ihr Mann nicht etwa seinen Bruder oder seine Kinder noch spräche. Sie gab daher die Krankheit ihres Mannes für eine leichte Unpäßlichkeit aus; und je bedenklicher der Arzt sich gegen sie äußerte, desto mehr machte sie dem Hause Hoffnung. Indeß nahm die Gefahr bald so zu, daß sie nicht länger verborgen werden konnte; und jezt kam die Nachricht von dem nahen Tode des Kammerherrn nach Ransleben und Sollingen.

Hennig sprengte sogleich zu seinem Oheim, und ritt dann mit ihm nach Moorberg. Die Kammerherrin empfing Beide mit falschen Thränen. Ihr

Mann lag schon ohne Sprache, in einem immerwährenden Schlummer; und dennoch führte sie den Besuch mit großer Aengstlichkeit in das Krankenzimmer. Hennig warf sich mit dem lautem Ausruf: o mein Vater! über das Bett her, und küßte seines Vaters kalte Hand. Der Sterbende wurde von dem lautem Geschrei erwekt, und schlug die Augen auf. Er schien seine Kräfte sammeln zu wollen; allein sein Auge fing schon wieder an zu sinken. „Herzens Bruder Toffel!“ rief der Major mit seiner starken Stimme: „hier bin ich, und da ist dein Sohn Hennig!“ Diese Töne wekten den Sterbenden aufs neue. Er schlug die Augen hell auf, hob die Arme, lächelte ein wenig, und reichte Hennigen die Hand hin.

Der Mutter brach der Angstschweiß aus. Ach, er kennt keinen mehr! sagte sie. „Er kennt uns!“ sagte der Major. „Bruder! kennst du uns? — Der Kammerherr nikte. — „Ist das dein Sohn Karl?“ — Er schüttelte den Kopf. — „Ist es dein Sohn Hennig?“ — Er nikte dreimal. — „Hast du ihn lieb, Bruder?“ — Er nikte wieder, und reichte ihm beide Hände hin. „So segne deinen Sohn, Bruder!“ Der Kammerherr faltete die Hände, und legte dann die eine auf Hennigs Stirn.

Bei diesem Examen erwartete die Kammer-

herrin jeden Augenblik die Frage: soll Hennig erben? Um sie zu verhüten, warf sie sich laut schreiend über ihren Mann hin, und küßte ihn. Er gab durch eine Bewegung zu verstehen, daß sie sich entfernen sollte, sah Hennigen an, und schrieb mit den Fingern auf das Bett, wahrscheinlich um anzudeuten, daß etwas Schriftliches da sey. „Still!“ sagte die Mutter leise. Sobald seine Stimme nicht mehr tönte, versank die Seele des Kranken unter der Ohnmacht des Körpers, und er schlummerte wieder ein.

Die Kammerherrin sagte nun: der Arzt hat befohlen, ihn in seinem Schlummer nicht zu stören. Der Major und Hennig hielten sich daher still; doch wich der Leztere nicht vom Bette. Am Abend schlug sein Vater noch einmal die Augen auf, und man hörte aus seinem Munde einige Töne, die wie „Emilie! Hennig!“ klangen. Zwischen Allen, die das Bett umringt hatten, reichte er Hennigen die Hand hin, zukte noch einmal, und seine Seele war entflohen.

Der Major drükte ihm die Augen zu, und sagte mit weinender Stimme: „leb wohl! Gott gebe dir in der Ewigkeit die Freuden, um die deine Schwäche und die Bosheit dich auf Erden gebracht haben! Du bist todt, armer Bruder; und wir Alle werden dir dahin folgen, wo kein Haß

um elendes Gold die Herzen mehr trennen kann. Böse warst du nicht, lieber Bruder. Gott wird dir und Uns Alle vergeben."

Hennig hatte die nassen Augen auf die Leiche seines Vaters geheftet, faßte dessen Hand, und sagte langsam und rührend: du hast mich mit dieser sterbenden Hand gesegnet, mein Vater. Auf einmal sank er vor seiner Mutter nieder, und rief schmerzlich: o, segnen Sie mich auch, meine Mutter! Eine Todtenblässe verbreitete sich über das Gesicht der Kammerherrin; ihre Brust schlug hoch, ihr Gesicht bewegte sich schnell. In einem Kampfe mit sich selbst, legte sie die zitternde Hand auf Hennigs Stirn, schlang die Arme um ihn, und drükte ihn schluchzend eine Sekunde lang an ihr Herz. Gewissensangst zerstörte die bessere Empfindung, die in ihr erwachte. Sie eilte aus dem Zimmer, und es war, als ob die Schrecken des Weltgerichtes ihr folgten. Jezt wußte sie nicht, ob sie Hennigen liebte oder haßte. Sie würde gerecht gegen ihn gewesen seyn, wenn sie geglaubt hätte, daß er mit keinem Gedanken an die Erbschaft dachte.

Hennig und der Major ritten wider weg; und nach einigen Tagen erhielt der leztere einen Brief von der Wittwe, worin sie anfragte, ob Hennig und Emilien ihre Ansprüche auf das väterliche

Vermögen fahren lassen, oder bei der Eröffnung des Testamentes gegenwärtig seyn wollten. Der Major verlangte bloß eine Abschrift des Testamentes. Die bekam er; und Hennig so wenig als Emilien thaten einen Schritt, ihre Rechte zu behaupten. Karl hatte also seinen Zwek erreicht, und war einziger Herr von dem großen Vermögen seines Vaters. Die Mutter hielt es selbst für rathsam, ihm ihr eigenes Vermögen noch bei Lebzeiten abzutreten. Emilie schenkte sie dreitausend, und Hennigen tausend Thaler; alles Andre gab sie Karln, und behielt sich nur eine Leibrente von sechshundert Thalern jährlich vor. Sie erwartete Vorwürfe von Hennigen und Emilen; und Beide dankten ihr, in zärtlichen Briefen für die Güte, sie doch nicht ganz zu vergessen. „Mein Mann," schrieb Emilie, „dessen Sie, theure Mutter — o, wie konnten Sie bei so vieler Güte so hart seyn! — dessen Sie gar nicht erwähnen, betrachtet das Geschenk, das Sie mir gemacht haben, als ein Heiligthum. Er kann sich nicht entschließen, das Geld zu seinem Privatnutzen zu gebrauchen, und hat es dem adelichen Wittwen-Institut in der Residenz geschenkt. Es ist als eine Schenkung von Ihnen eingelegt; und er freuet sich, theure Mutter, daß manche arme Wittwe noch in später Zeit Ihren Nahmen mit Segen und Freudenthränen nennen wird." Die Mutter ärgerte sich, daß man ihr Geld nicht brauchte, und freuete sich über die

An-

Anwendung, weil sie ihrer Eitelkeit schmeichelte. — Hennig antwortete seiner Mutter mit vieler Ehrfurcht und einem vollen kindlichen Herzen.

Karl und seine junge schöne Frau waren kaum Herren des ganzen Vermögens, so verwandelten sie Moorberg in einen herrlichen Landsiz. Ein geschmakvoller Park schloß das Wohnhaus ein. Der Graben, die gefährliche Zugbrücke und das Schloßthor „mit den Griechischen Jungfern" verschwanden. Die Flora und die vier Jahrszeiten wurden mit einigen wirklich schönen Statüen vertauscht; man verschrieb Möbles aus Paris, legte eine Gallerie von schönen Gemählden an, und kaufte eins der schönsten Häuser in der Residenz. Die junge Frau von Halden wiederholte jezt ihr Leben in Dresden; Gesellschaften, Bälle und Feten wechselten ohne Unterlaß mit Spazierfahrten und kleinen Reisen ab. Karl schwamm in einem Meere von Herrlichkeit; denn er spielte in der Residenz eine glänzende Rolle. Der Fürst zeichnete ihn nicht weniger aus, als seine schöne Frau. Mit Vergnügen bemerkte aber Karl, in welcher ehrfurchtsvollen Entfernung diese den Fürsten hielt.

Der Fürst war wirklich von der Schönheit und dem Geiste der Frau von Halden bezaubert, und seine Neigung wuchs, so oft er sie sah. Er glaubte Anfangs, leichtes Spiel mit ihr zu haben, da

sie seine Bewerbungen mit holder Freundlichkeit aufnahm; aber bald machte er die Bemerkung, daß sie ihn anzog, um ihn abzustoßen. Sie vermied alle Gelegenheiten, wo sie sehr schiklich mit ihm allein seyn konnte, hängte sich an die Fürstin, und war oft einen ganzen Tag hindurch nicht einen Augenblik von ihrer Seite zu bringen. Fand der Fürst auch einmal einen glüklichen Augenblik, wo er allein mit ihr sprechen konnte, so war sie ausgelassen lustig, verdrehete seine Worte, und machte aus Ernst einen bloßen Scherz. Der Fürst hörte, daß sie ganze Unterredungen, die mit ihr gehabt hatte, ihrem Manne wieder erzählte, und war oft besorgt, daß sie in seiner Gegenwart sagen würde: Se. Durchlaucht lieben mich.

Genug, der Fürst konnte mit dieser seltsamen Frau, die ihn weder abwies, noch erhörte, nicht zurecht kommen. Er wurde ernst, einsylbig, verdrießlich, und zog sich zurük. Jezt lokte sie ihn mit aller ihrer Liebenswürdigkeit aufs neue; und als er sich wieder näherte, hatten Beide die Rollen gewechselt: sie war übler Laune, ernsthaft und einsylbig. Um nur einer Redoute des Fürsten, sonst ihrem Lieblingsvergnügen, aus dem Wege zu gehen. versagte sie sich zu einer langweiligen Spazierfahrt.

Der ganze Hof merkte, daß der Fürst die Frau

von Halden liebte. Man bewarb sich schon um ihre Gunst, und einige niedrige Seelen drängten sich sogar an ihren Mann, um seinen künftigen Einfluß zu nützen. Die schöne Frau erzählte Abends mit lautem Gelächter ihrem Manne, was sie den Tag über beobachtet hatte; und er sagte mit Entzücken: welch eine Frau hab' ich!

Endlich wendete sich der Fürst an Selenbergen, Anfangs in dunklen Ausdrücken, dann offen. Selenberg sagte, die Achseln zuckend: Halden ist mein Freund! — „Und ich nicht?" fragte der Fürst; „ich nicht?" — Der Hofmann verbeugte sich ehrerbietig, und sagte: so lange der Herr von Halden seiner Frau alles geben kann, was zur Pracht, was zum höchsten Luxus gehört, so lange ist sie unüberwindlich. Ich kenne sie! —

„Weiter haben Sie mir nichts zu sagen?" Nein, Ew. Durchlaucht, zu sagen weiter nichts. Allein mich dünkt, daraus ließe sich viel machen. Zu thun hätte ich denn doch noch allerlei; indeß ich rede nicht gern von Dingen, die mißglücken können.

Der Fürst umarmte Selenbergen; und dieser sagte lächelnd: ein ungnädiger Blik von Ewr. Durchlaucht wäre mir jezt lieber, als dieser öffentliche Beweis Ihrer Gnade. Man muß nicht

sehen, daß Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren, weil Halden mir sonst das seinige entzieht.

Der Fürst merkte sich das. Nach einigen Tagen war Selenberg in erklärter Ungnade, und der Hof wendete ihm den Rücken zu. Karl allein blieb ihm treu. Was ist die Ursache? fragte er seinen Freund; und dieser erwiederte lachend: „du! Der Fürst gab mir den Auftrag, deine Frau ein wenig zahmer zu machen. Ich schlug dies ehrenvolle Geschäft aus, und natürlicher Weise mußte ich in Ungnade fallen.“ Karl dankte Selenbergen, und dieser gab ihm nun den Rath, sich doch nicht ganz auf seine Frau zu verlassen. „Sie ist ein Weib,“ sagte er: „es schmeichelt ihr, wie jeder andern, von einem Fürsten geliebt zu werden. Du bist zwar ihr Vertrauter, Halden, aber sie sagt dir nur, was sie für gut findet. Sie wird dir schwerlich gestehen, was ich bemerkt habe, daß ihr des Fürsten Bewerbungen doch recht wohl gefallen, daß sie; wenn er kalt wird, ihn mit Lächeln und feinen Blicken wieder anlokt. Noch einmal: sie ist ein Weib, und ihr Liebhaber ein Fürst. Wäre ich wie du, ich ginge mit ihr nach Moorberg. Man muß den Teufel nicht an die Wand mahlen!“

Karl fand das, was sein Freund sagte, sehr richtig, und drükte ihm die Hand. Aber nach

Moorberg zu gehen, konnte er sich doch nicht entschließen. Selenberg wollte ihn auch gar nicht aus der Residenz treiben, sondern ihn nur eifersüchtig machen, und ihn zu Vorwürfen gegen seine Frau bringen, damit er so sein eignes Spiel verdürbe. Das gelang indeß nicht. Karl hatte noch unbegränztes Zutrauen zu seiner Frau, doch eben so unbegränztes auch zu Selenbergen. Er konnte es oft nicht vermeiden, seine Frau mit dem Fürsten allein zu lassen; daher gab er seinem Freunde den Auftrag, Beide ein wenig zu beobachten. Selenberg versprach das; und nach einigen Tagen sagte er Karln mit einer Art von Besorgniß: deine Frau hat zwar noch kein Verständniß mit dem Fürsten; aber dennoch fürchte ich, daß sie fallen kann. — Er erzählte so viele bedeutende Kleinigkeiten, daß endlich ein Funke von Eifersucht in Haldens Seele fiel. Karl beobachtete nun seine Frau genauer, und fand, daß Selenberg Recht habe, ja noch mehr, daß sie ihn betriege. Es gab zwischen beiden Eheleuten einige bittere Scenen, in denen es aber zu keinen Erklärungen kam. Die junge Frau sagte empfindlich: fahre nur so fort! das wird dir meine Liebe erhalten!

Selenberg brachte das Gift in Karls Seele immer mehr zum Gähren, empfahl ihm aber, ja verschwiegen zu seyn, weil seine Gemahlin sonst noch feiner und verstekter zu Werke gehen würde.

Die junge schöne Frau, die keinen Hang zur Wollust, und nur Eitelkeit hatte, fand in der That nicht viel Geschmak an den Bewerbungen des Fürsten; und Karl durfte noch gar nicht besorgt seyn. Seine Eifersucht wurde aber durch Selenbergs Bemühungen immer größer; er drohete seiner Frau, sie nach Moorberg zu bringen und nie wieder mit ihr nach der Residenz zu gehen. In dem Bewußtseyn ihrer Unschuld, lachte sie ihm laut ins Gesicht, und scherzte über seinen Verdacht. Es gelang ihr jedesmal, ihn wieder zu beruhigen, so wie es Selenbergen jedesmal gelang, seine Eifersucht wieder zu entflammen. Karl wurde endlich sehr mürrisch. Er zwang seine Frau sogar, von Parthieen wegzubleiben, die sie selbst veranstaltet, und bei denen sie sich Vergnügen versprochen hatte.

Bei einer solchen Gelegenheit kam es zwischen beiden Eheleuten zu einem Wortwechsel, der dadurch noch bitterer wurde, daß die schöne Frau sich nur schlecht vertheidigte. Sie nahm endlich ihre Zuflucht zu den Waffen ihres Geschlechtes: zu Thränen. Karl, der sie wirklich liebte, sank an ihre Brust, und bat so zärtlich, ihm das einzige Glük seines Lebens, ihre Treue, nicht zu rauben, daß sie ihn in die Arme schloß, und ihm sagte: Halden, ich habe die Treue, die ich dir schuldig bin, noch nicht mit einem Gedanken verlezt. Aber ich bitte, keine solche Scene mehr, wenn du mich nicht da-

zu reitzen willst! Laß uns, fuhr sie freimüthig fort, und sezte sich auf seinen Schooß — laß uns dieses Kapitel ein- für allemal abthun.

Nun kam es zu Erklärungen über das Entstehen seiner Eifersucht. Karl nannte, troz dem Verbote seines Freundes, den Nahmen Selenberg. — „Selenberg?" sagte die Frau erstaunt; „Selenlenberg? der hat deine Eifersucht in Bewegung gebracht?" Und nun brach sie in ein lautes Gelächter aus. Endlich sagte sie: „unerhört! erstaunlich komisch! Der Selenberg ist doch ein feiner Spizbube! Dich hezt er auf, und mich dazu! O, lieber Mann, den wollen wir in seinem eigenen Netze fangen!"

Karl erstaunte über die Ausrufungen seiner Frau; und sie erzählte ihm nun, daß Selenberg sich an sie gedrängt, und sie wegen ihres eifersüchtigen Mannes beklagt habe. Offenherzig gestanden, fuhr sie fort, ich hörte ihn an, und machte ihn zum Vertrauten meiner Leiden. Nun sprach er für den Fürsten, und verschaffte ihm auch durch hundert Gelegenheiten, mich allein zu sehen. Wahrhaftig, lieber Mann, wenn diese Stunde ihm nicht einen Strich durch die Rechnung machte — ich glaube, es wäre dem pfiffigen Kopfe gelungen, uns völlig zu entzweien und mich eben dadurch dem Fürsten näher zu bringen. — Karl erstaunte, und wollte

ihr nicht glauben. Sie holte aber ein Paar Billets von Selebergen, die seine Absicht so ziemlich deutlich bewiesen. Als Karl noch immer zweifelte, zog sie ein Billet hervor, worin der Fürst Selenbergen aufforderte, ihm nur einen freundlichen Blik von der schönen Halden zu verschaffen. Dieses Billet zeigte Selenberg der jungen Frau, als sie gerade über ihren Mann mißvergnügt war; und sie hatte es ihm weggerissen. Nun war Karl überzeugt von Selenbergs Verrätherei, die er freilich nicht so erstaunlich komisch finden konnte, wie seine Frau. Er söhnte sich gänzlich mit ihr aus, und nahm sich in der Stille vor, den boshaften Menschen zu bestrafen.

Am folgenden Morgen ging er mit zwei Bekannten zu Selenbergen, und sagte: „Herr Präsident, ich erkläre Sie in Gegenwart dieser Herren für einen schlechten Menschen, für einen Schurken.“ Selenberg wollte sich auf Erörterungen einlassen. Aber da Karl ihn nicht anhörte, so mußte er sich endlich entschließen, Genugthuung zu fordern. Sie gingen in ein dickes Boskett hinter Selenbergs Hause. Mit den Worten: „höllischer Schurke!“ rannte Karl ihm den Degen durch die rechte Schultern, daß er am Halse wieder heraus kam. Selenberg wurde in das Haus gebracht. Man fand seine Wunde nicht tödtlich; aber verdorbene Säfte hinderten die Heilung, und es ka-

men immer neue schlimme Zufälle, so daß er nicht von seinem Bette aufstehen konnte. Jezt fand Selenberg sich schreklich allein mit seinem Arzte, seinem Gewissen und dem langsam herannahenden Tode. Er sprach einmal in einer sehr unruhigen Stunde von seiner Frau und seinem Kinde. Der Arzt bat, ohne ihn erst um Erlaubniß zu fragen, seine Gemahlin, daß sie ihn besuchen möchte. Sie kam mit ihrer Tochter von dem Gute, auf dem sie seit einiger Zeit auch Julien bei sich hatte, und trat in das Krankenzimmer, als eben eine schmerzliche Operation an ihrem Manne vorgenommen war. Das Mitleiden in ihrem Gesicht und die Aengstlichkeit seiner Tochter rührten ihn, und er bot seiner Gattin die Hand. Sie bekümmerte sich nun um seine Pflege, und er merkte bald, daß er von ihr besser behandelt wurde, als von den Domestiken.

Er gewöhnte sich daran, seine Frau und seine Tochter um sich zu sehen. Ihre Sorge für ihn, ihre Theilnahme an seinen Leiden, und die Liebkosungen seiner Tochter erregten seine Dankbarkeit, sein Wohlwollen. Anfangs war ihre Gesellschaft ihm nur angenehm, bald aber nothwendig. Sein Wohlwollen ging in Liebe und Zutrauen über, und einen Schritt weit von seinem Grabe empfand er zum erstenmale, daß es noch andere und schönere Freuden giebt, als die Wollust. Er starb in den

Armen seiner Gattin, und sein leztes Wort war: „Dorchen, was muß ich verlieren! Ach, erst naht am Tode lern' ich, was Glük und Liebe ist!“ Seine Tochter erbte das ganze Vermögen, einige ansehnliche Legate ausgenommen, die er den unglüklichen Opfern seiner Verführung ausgesezt hatte.

Die Veranlassung zu Selenbergs Tode war ein Geheimniß geblieben. Karl ging wieder nach der Residenz, aber nicht um glüklich zu seyn. Er wurde aufs neue eifersüchtig, da der Fürst nicht aufhörte, sich um seine Frau zu bewerben. So viele Mühe es ihm auch kostete, den Hof zu verlassen, so entschloß er sich dennoch dazu. Das Leben in der Residenz, und die neue Einrichtungen hatten große Summen gekostet. Daher sah die Mutter es recht gern, daß ihr Sohn wieder nach Moorberg kam, wo man sich doch eher einschränken konnte. Freilich war die Hoffnung gescheitert, daß Karl Graf oder Minister werden sollte, und er hatte vor Hennigen weiter nichts voraus, als die Gunst des Fürsten, die obendrein nicht länger sehr ehrenvoll war. Indeß freuete sie sich doch, daß sie ihren Liebling wieder bei sich haben sollte; denn schon seit einiger Zeit hatte sie Karln das Opfer gebracht, das er verlangte, und Moorberg bewirthschaftet. Sie wollte ihr altes, jezt wieder hervorgesuchtes ökonomisches System auch nach

der Rükkehr ihres Sohnes fortsetzen. Die junge Frau war aber sehr unzufrieden damit, und machte sich sogar ein Vergnügen daraus, die Absichten ihrer Schwiegermutter zu zerstören. Es kam zwischen beiden Frauen zu gegenseitigen Sticheleien, die von Zeit zu Zeit bitterer wurden. Die Mutter, die sehr wohl wußte, welche große Opfer sie dem Glücke ihres Sohnes gebracht hatte, fing an zu befehlen, zu schelten.

Es kam endlich zu einem förmlichen Zanke, wobei die Schwiegertochter sehr freimüthig sagte: ich bin hier Frau im Hause, und Sie, Madame, bekommen von uns eine Pension. Vergessen Sie das nicht! — „Höre, Karl,“ schrie die Mutter in großer Erbitterung, „was deine Frau mir sagt! Pension! Nein, so ist es nicht gemeint! So lange ich lebe, bin ich Herr im Hause. Nach meinem Tode mögen Sie so lange verschwenden, bis Sie meinen Sohn so arm gemacht haben, wie Sie selbst waren, Frau Tochter.“

Lieber Mann, wirst du es leiden, daß mich deine Mutter mißhandelt? sagte nun die Frau glühend roth im Gesichte. Karl stand verlegen da; er wollte Beide beruhigen, und machte den Zank noch heftiger. Die Kammerherrin ging im stärksten Zorne auf ihr Zimmer, und ließ ihren Sohn zu sich rufen. Er kam, und erklärte ihr, zwar

in sehr schonenden Ausdrücken, aber doch sehr bestimmt: seine Frau sey Herr im Hause; das könne er nun einmal nicht ändern. Die Mutter erstarrte, und schwieg eine Weile; bald aber tobte sie wie ein Ungewitter. Es kam zu harten Worten, und Karl sagte zulezt im Weggehen: ich bin Herr im Hause, und mit mir ist es meine Frau.

Die Mutter machte noch einige Versuche, ihr Ansehen wieder herzustellen; allein sie schlugen zu ihrer vollkommenen Demüthigung aus. Jezt wollte sie die Herrschaft, wie bei ihrem Manne, ertrotzen und ermaulen. Sie blieb auf ihrem Zimmer, ließ sich das Essen dahin bringen, und that ihrer Schwiegertochter tausend kleine Kränkungen an. Der Erfolg war aber, daß Karl, der seine Frau liebte, als Herr mit seiner Mutter sprach, und ihr sagte: wenn das nicht aufhört, so werde ich Mittel finden, meine Frau von Ihnen zu befreien, da Sie alles Mögliche thun, sich ihr verhaßt zu machen.

Der unglüklichen Mutter stürzten heiße Thränen aus den Augen. „Karl!“ sagte sie mit brechender Stimme: „ich bitte dich! . . . Nein!“ schrie sie wüthend: „ich will nicht bitten, wo ich befehlen kann! Geh mir aus den Augen du undankbarer Bösewicht!“

Nun war der offenbare Krieg erklärt. Die Kammerherrin that ihrer Schwiegertochter alles zum Possen, und diese macht es nicht besser. Karl jagte die Domestiken seiner Mutter aus dem Hause, und sie mußte sich nun von den Leuten seiner Frau bedienen lassen. Die junge Frau spottete über die Mutter; und die Domestiken befolgten ihr Beispiel. Karl schwieg dazu, so wie zu den Verschwendungen seiner Frau, die kein Ende nahmen.

Unter allerlei Vorwande verkümmerte man der Mutter sogar die Pension, die sie bekommen sollte. So viele Mißhandlungen brachen endlich ihren Stolz. Es war niemand mehr im Hause, der nur Lust gehabt hätte, ihre Klagen anzuhören, den alten Bedienten des Kammerherrn ausgenommen, den sie ehemals haßte, und der sich ihrer jezt, so viel er konnte, annahm. Aber auch ihn jagte die junge Frau zulezt weg. Er ging nach Sollingen, und bat den Major, ihn um seines Bruders willen todt zu füttern.

„Weggejagt haben Sie dich, Alter?“ fragte der Major, und die Thränen kamen ihm in die Augen. „Der undankbare Bube! Aber komm! Du sollst hier keine Noth leiden!“ Der alte Johann erzählte nun von der Wirthschaft in Moorberg, und von dem Elende der Frau Kammerherrin.

Die Familie aus Ransleben und Rhensen war gerade bei dem Major zum Besuche. O, unsere arme Mutter! sagte Hennig, und fiel seiner weinenden Schwester um den Hals. „Der Bastard!“ rief der Major; „wie! meines Bruders Wittwe? Das Wetter soll ihn, den Rabensohn . . . Den Staatswagen angespannt!“ rief er donnernd zum Fenster hinaus. „Die vier Füchse, und die Staatslivree! Bleibt ihr hier, Kinderchen! Ich will eure Mutter holen. Noth soll sie nicht leiden!“ — Emilie und Hennig küßten ihm die Hände, und er fuhr ab.

Als er in Moorberg ankam, polterte er die Treppe hinauf, und rief Karln, dem er oben begegnete, ernsthaft und donnernd zu: „wo ist deine Mutter?“ Karl zeigte ihm höflich das Zimmer; und der Major trat hinein. Die Kammerherrin stand eben vor dem Spiegel, und suchte mit Mühe ihr Haar ein wenig in Ordnung zu bringen. Der Anblik des Majors erinnerte sie gewaltsam an ihr Elend. Sie ließ alles fallen, was sie in den Händen hatte, und fing bitterlich an zu weinen. Ach, Herr Bruder, sagte sie; denken Sie denn noch an mich arme, verlassene Wittwe? — Der Major küßte ihr mit einer tiefen Verbeugung die Hand, was er sonst niemals gethan hatte, und sagte: „Herzens-Frau Schwester, ich höre, Sie werden hier nicht so behandelt,

wie

wie es recht ist; und da denk' ich, Sie sollen bei uns besser aufgehoben seyn, wo jedermann Sie lieb haben wird. Ich habe meinen Staatswagen mitgebracht. Ohne Umstände, Frau Schwester, machen Sie, daß Sie fertig werden. Sie sollen mit mir fahren und glüklich seyn. Es ist auch Besuch bei mir in Sollingen."

Heißere Thränen hat wohl nie ein Mensch geweint, als jezt die beschämte Mutter. Ach, sagte sie schmerzlich: darf ich meinen Kindern unter die Augen treten?

„Sie dürfen, Herzens-Frau Schwester, Sie dürfen! Das Kind hole der leidige Teufel, das seine Mutter anders als mit offnen Armen empfangen wollte! Ich soll auch ein schönes Kompliment bestellen von Emilien und Hennigen, von meiner Frau und Tochter, von Hennigs Frau, und, wenn Sie's nicht übel nehmen wollen, auch von Seibölden, der, das können Sie mir glauben, noch einmal der vornehmste Mann unter uns Allen wird, wenn er sonst will. Nun, lassen Sie sich geschwind ankleiden. Wo ist die Klingel? Ihre Jungfer soll kommen!" — Ich habe keine Klingel, und keine Jungfer mehr.

„Herr Gott, welch ein Rabensohn! Freilich kann man wohl auch ohne Jungfer leben; aber

heute! den Teufel auch!“ Er öffnete die Thür, und schrie hinaus: „holla! he! holla! . . . Eine Kammerjungfer soll sich hier zur gnädigen Frau her scheren!“ rief er einem Bedienten zu, der ihn anstaunte. — Und was soll die Jungfer da? fragte der Bediente nachlässig. — „Frisiren.“ — Ei, das mag sie selbst thun! erwiederte der Bediente, und wollte fort. Aber er hatte, ehe er es sich versah, ein halb Dutzend Hiebe mit dem flachen Säbel. „Wart, ich will dir Respekt beibringen für die Frau vom Hause.“ Der Bediente flog schreiend in das Domestiken Zimmer. Hier faßte der Major eine Jungfer beim Arm, zog sie zu seiner Schwägerin hin, und befahl ihr, die gnädige Frau zu frisiren und anzukleiden. Das Mädchen sah ihn erstaunt an; sie frisirte aber ohne Widerrede, weil das Beispiel des Bedienten sie schreckte.

Die junge Frau wollte, als sie von diesen Auftritten Nachricht bekam, durchaus gegen den Major losbrechen; ihr Mann sagte aber bittend: du kennst diesen groben Menschen noch nicht! Gieb dich ja nicht mit ihm ab! — „Ich lasse ihn zum Hause hinaus werfen!“ — Das geht nicht! Er würde uns Alle in Stücken hauen.

Endlich war die Mutter gekleidet. Der Major bot ihr seinen Arm, und fragte: „wo ist das Zim-

mer ihrer Schwiegertochter?“ Karl und seine Frau standen auf, als der Major herein trat, und mit seiner starken Stimme sagte: „deine Mutter hat dich zu sehr geliebt, und Gott straft das so arg! Junge, was wird er dir nicht thun, da du deine Mutter hassest!“ Karl erröthete; die junge Frau aber schlug ein lautes Gelächter auf. — „Frau Gänschen, lachen Sie, wenn Sie selbst den Schnabel aufthun; aber nicht über einen Mann, der mit Ehren sein Haupt hat grau werden lassen! Ihr treibt hier eine Wirthschaft, die kein gutes Ende nehmen kann; das werdet ihr sehen. Aber Gott soll mich behüten, dann zu lachen. Nein, ich werde euch bedauern, ob ihr gleich euer Schiksal verdient habt.“

Er half seiner Schwägerin, die ein Päkchen Papiere in der Hand hielt, in den Wagen, nahm ihr Zeug, das ein Bedienter trug, hinein, und fuhr nun mit ihr nach Sollingen. Unterweges wurde ihr Auge nicht trocken. Er ließ in der Allee halten, stieg aus, und führte seine Schwägerin durch den Garten, weil er fürchtete, daß Hennig und Emilie der Mutter auf dem Hofe entgegen kommen, und daß die Scene Aufsehen erregen könnte. Zitternd wie eine Verbrecherin, ging die thörichte, jezt so hart bestrafte Mutter dem schwersten Augenblik ihres Lebens entgegen. Der Ma-

jor führte sie leise die Treppe hinauf, und öffnete die Thür.

Kaum erblikten Emilie und Hennig das blasse, kummervolle Gesicht ihrer Mutter, die mit niedergeschlagenen Augen da stand, so sanken sie Beide ihr zu Füßen, ergriffen ihre Hände, und bedekten sie mit heißen Küssen. O theure, geliebte, ehrwürdige Mutter! sagten sie Beide mit Schluchzen. Die Kammerherrin schwankte; in ihrem Herzen wechselten die Qualen der Hölle mit den Freuden des Himmels. Endlich sank sie zu Boden, und mit den Worten! o meine Kinder! in Beider fröhlich zitternde Arme.

Sie wollte sich selbst anklagen; aber der Major machte, um sie zu schonen, dem Auftritt ein Ende, und führte ihr Seibolden zu. Sie umarmte ihn, und nannte ihn, obgleich ein wenig kalt, Herr Sohn! Nun entdekte sie, weil sie Rache an Karln haben wollte, daß sie das Testament ihres Mannes untergeschlagen hätte, und brachte es zum Vorschein. Der Major fragte: „möchtest du klagen, Hennig? oder du, Emilie?“ Beide antworteten Nein; und der Major warf das Testament in das Kamin. Die Kammerherrin wunderte sich, daß man so wenig aufgebracht über Karln war. „Liebe Frau Schwester,“ sagte der Major nachher zu ihr, „Sie haben Hennigen ge-

haßt; und was hatten Sie davon? Nichts als Verdruß. Sehen Sie, wir sind glüklich, weil wir Niemanden hassen. Auch Sie sollen mit Gottes Hülfe noch glüklich werden. Aber die Mittel dazu sind Liebe, Güte, Vergebung!“

Die Mutter erstaunte über diese Menschen. Freilich konnte sie nie ganz zu ihnen passen; aber doch lebte sie bei Hennigen, der sie dem Major nicht lassen wollte, sehr zufrieden. Sie fühlte wenigstens, welch ein Glük es ist, tugendhaft seyn, wenn sie selbst es auch nie ganz wurde. Um ihr Vergnügen zu machen, versprach ihr Hennig, seinem Sohne eine solche Erziehung zu geben, daß er einmal ein Graf werden könnte. — „Zu einem Kaiser, Frau Schwester,“ sagte der Major, „zu einem Erzengel, wenn's seyn kann, muß jeder Mensch erzogen werden.“ — O, wenn nur ein Halden erst Graf ist, erwiederte sie, so bin ich schon zufrieden.

Karl lebte, weil seine Frau es verlangte, auf einem glänzenden Fuße, und verschwendete große Summen, so daß seine Vermögens-Umstände in Unordnung gerathen mußten. Aus falscher Scham wollte er sich nicht einschränken, und suchte jezt, in Vertrauen auf die Tugend seiner Frau, ein Hofamt. Dies erhielt er auch sogleich, da seine Frau noch immer sehr reitzend war, und des Für-

sten Neigung zu ihr sich nicht vermindert hatte. Sie verschwendete fort; und so lange Karl ihren Hang dazu befriedigen konnte, blieb sie ihm treu. Als er aber ihr endlich Einhalt thun mußte, nahm sie Geschenke von dem Fürsten an; und die Folge war die gewöhnliche. Karl tobte, als er die Entdeckung machte. Er wurde zum zweitenmale vom Hofe verwiesen, und ging nach Moorberg. Seine Frau, die in der Residenz zurükblieb, klagte auf die Scheidung, hatte sie in Kurzem bewirkt, und wurde nun erklärte Maitresse des Fürsten.

Karls Güter waren verschuldet, und seine Ruhe vergiftet. Aus Noth heirathete er eine sehr reiche Kaufmannswittwe, ohne deshalb zufriedner zu werden. Er suchte das Glük im Gelde, am Hofe, in der Schwelgerei, endlich auch im Geitze, und niemals da, wo allein er es finden konnte. Mit quälendem Neide sah er das Glük, das seinen Geschwistern aus Liebe, Freundschaft, Vertrauen, Tugend, und selbst aus kleinen häuslichen Leiden, immer erneuet entgegen blühte.

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Familiengeschichten

Bd.: 2

Frankfurt ; Leipzig (1798)

P.o.germ. 783 q-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113335-2
VD18 90372344